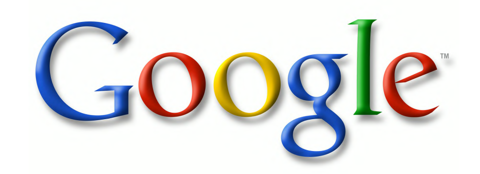
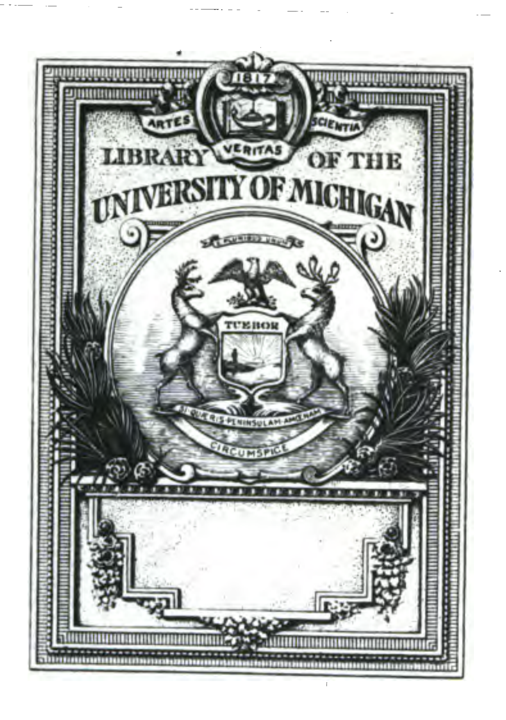
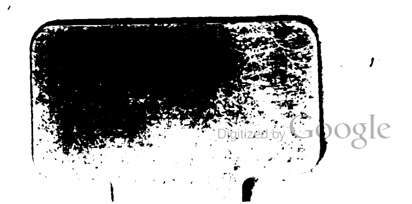





1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Gesammelte Schriften

von

Alfred Meißner.

Sechster Band.

Babel.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1872.

Babel.

(Fortsetzung von Schwarzgelb.)

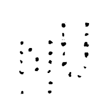
Roman

von

Alfred Meißner.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1872.



Zweites Buch.

Nach dem Gewitter.

Erstes Kapitel.

Vermittelt eine unerwartete Bekanntschaft.

Die häuslichen Verhältnisse der Familie Bork-Weyher hatten durch eine lange, an gewaltsamen Incidenzfällen reiche Procedur unstreitig einen Klärungsproceß erfahren, nicht allein insofern sich der verborgene Schuldantheil der Einzelnen herausgestellt hatte, sondern auch insofern, als auf die wahren Fundamente der Sachlage Licht gefallen war.

Man mag so streng urtheilen, als man will, kein tiefer Blickender wird das vielseitige Unrecht, das begangen worden war, messen, ohne gewisse bestehende Institutionen mitverantwortlich zu machen, deren Heilighaltung auf dem Selbstmord der edelsten Triebe des Menschenherzens beruht, oder den Abfall von der Natur bedingt. Gegen solche Einrichtungen aus einer längstvergangenen, uns fremden Zeit muß die Leidenschaft beständig conspiriren, und der Gesetzgeber hat zu bedenken, daß er die Vergehen nicht blos zu bestrafen, sondern auch zu verhüten und zu vermindern habe. Das Concordat, wenn es ein vernünftiges sein wollte, hätte die kirchlichen Ueberbleibsel des Mittelalters, die allerdings mit einem Federstrich nun einmal nicht aufzuheben sind, den Forderungen des modernen Vernunftstaates versöhnend annähern sollen. Im schneidenden Gegensatz hiezu und wie zum Hohne der Zeit hatte es aber die künstliche Wiederbelebung derselben versucht, um die Vorurtheile der großen

Massen zu stärken und als Gegengewicht der überhand-nehmenden Bildung zu gebrauchen.

Die Vorgänge, die sich mit dem Eintreffen der Frau von Weyher in Gollhausen bis zu ihrem Tode gefolgt, hatten Herrn von Bork in seinem Gemüthe, wie in seiner Stellung nach außen erschüttert und eine Menge bleibender Veränderungen zu Wege gebracht. Gar schwer fiel es ihm, sich nun an den Gedanken zu gewöhnen, daß Veronica nicht sein Kind sei, sondern ein fremdes, das jeden Tag von einem Fremden reclamirt werden könne. Wiewohl er sich mit dem Verstande schon darüber hinweggesetzt zu haben glaubte, murrte das Herz noch immer dagegen! Doch, wiewohl das Mädchen vorerst ihm allein und voraussichtlich für immer gehörte, und das geistige Band der Liebe, des Vertrauens und der Anhänglichkeit nicht gelockert, sondern noch inniger geschürzt war, stellte sich unwillkürlich Etwas zwischen ihn und Veronica, zwar nur ein Schatten, aber ein solcher, welcher jeden Augenblick gleichsam eine lebende Gestalt werden konnte, die ihm das theuerste Kleinod seiner Seele wegzuführen drohte.

Es waren seltsame, ungewöhnliche, auf den ersten Blick fast unnatürliche Familienverhältnisse, in welchen der Domherr seit lange gelebt. Unsaubere Elemente, wie Burda und der abenteuerliche Weyher, hatten sich mit hineingenistet und dieselben verwickelt, verwirrt und wie mit häßlichen Auswüchsen verunstaltet. Durch die letzten Krisen war eine Ausscheidung der unreinen Stoffe vor sich gegangen. Nun hatte in Folge dessen das Verhältniß eine einfachere und normalere Gestalt. Ein Geistlicher und ein Waisenmädchen standen sich gegenüber, eine Hülfsbedürftige und ein Helfer, der zu helfen die Macht und den Willen hatte.

Es war ein hartes Gebot der Nothwendigkeit gewesen, das den Domherrn gezwungen, Veronica in die Geheimnisse ihrer Herkunft einzuweihen. Nicht ohne Kampf und Stocken hatte er sich dieser harten Aufgabe entledigt. Furcht vor den Ansprüchen Herrn von Weyher's einerseits, ein unermeßlicher Wunsch andererseits, Klarheit und Wahrheit in seine innigsten Lebensbeziehungen zu bringen, hatten ihn zum Sprechen bewogen. Als er Veronica unter der Wucht der Enthüllungen

beinahe zusammenbrechen sah, machte er sich die bittersten Vorwürfe. Ihm schien jetzt, als wäre mit der Wahrheit mehr zu verlieren, als zu gewinnen gewesen! „Mindestens den letzten Irrthum, daß Frau von Weyher ihre wahre Mutter gewesen, hätte ich ihr lassen sollen!“ rief er aus. Aber wie wäre das mit dem Ganzen vereinbar gewesen? Da fing Veronica sich zu erholen an und Domherr von Bork beruhigte sich gleichzeitig. „Die Wahrheit war bitter!“ dachte er, „aber sie war doch das Beste! Sie schützt vor weiterer Täuschung. Obgleich sie dem armen Kinde für den lieblichen Glauben, den sie einst hatte, keinen Ersatz bieten kann, als Räthsel, die vielleicht in diesem Leben nicht zu lösen sind, ist sie doch das Beste!“

Wer war Veronica's wahre Mutter?

Auf diese Frage war keine Antwort vorhanden, als die irren, sich widersprechenden Aussagen eines gedankenschwachen Greises, des Pater Melchior. Und was er ausgesagt, war nicht von der Natur, daß es räthlich schien, da weiter zu forschen.

Wer aber war ihr Vater?

Darüber gab es noch weniger Licht, und es war ebenso wenig räthlich, das Dunkel nach dieser Richtung hin aufhellen zu wollen. Man mußte fürchten, auf Verhältnisse zu stoßen, welche denjenigen ähnlich waren, die man soeben mühsam abgeschüttelt hatte, und Dinge zu erfahren, die dem Mädchen das Leben eher erschwert als erleichtert hätten.

Jedes andere Mädchen als Veronica hätte, nachdem solche Enthüllungen sie auf's Krankenlager geworfen, eine fortdauernde Trübung ihrer Seele mitfortgenommen. Als Veronica wieder genas, blieb in ihr noch immer die größte Verwirrung und Verstörung zurück, aber schon nach wenigen Wochen fingen sich alle ihre Vorstellungen wieder zu ordnen und mit den Forderungen der thatsächlichen Welt wieder in Einklang zu setzen an.

Nur der Ausruf: „Schrecklich, Niemandes Kind zu sein!“ den sie bald laut ausstieß, bald mitten im stillen Brüten vor sich hinmurmelte, erinnerte noch an die Vorgänge im Ge-

müthe, die jetzt, langsam überwunden, assimilirt, vergessen werden sollten.

Lachend blickt die Jugend in's Leben und vermag Unfälle und Mißgeschicke mit lockenden Hoffnungen und reizenden Illusionen leichter und rascher zu beschwören, als das Alter mit wirklichen Heilmitteln.

Es war ja ein Wahn, keine Eltern gehabt zu haben, denn Frau von Weyher war, wenn nicht dem Namen, doch der That nach ihre Mutter gewesen, und Herr von Bork ihr Vater, ein Vater, der zu ihrem Glücke noch lebte und ihr zur Seite stand.

Nach dieser Seite hin warf sie sich mit ganzer Seele, an den edlen Wohlthäter ihrer hülflosen Tage hielt sich ihre kindliche Liebe mit neuen Klammern fest.

Diese schweren Verhältnisse wären für sie noch leichter zu tragen gewesen, wenn ihr Verhältniß zu Oskar Wallberg dasselbe geblieben wäre, welches es bei dessen Abmarsch zur Armee in Italien gewesen. Der junge Officier hatte sich jedoch seitdem sehr seltsam benommen, wenigstens waren die Ursachen seiner Veränderung, wie sie aus seinen Briefen hervorgingen, nicht schwerwiegend genug, um seine Begeisterung für Veronica so stark abzudämpfen, wie es seither der Fall schien.

Dieser Rückschritt der Liebe hatte mit dem Briefe begonnen, den er an Veronica geschrieben, nachdem er ihren sogenannten Vater, den Herrn von Weyher, im maurischen Café kennen gelernt. Es mochte ihm zur Ehre gereichen, daß er sich vor einem Schwiegervater entsetzte, bei dem der Taugenichts aus jedem Worte und jeder Miene heraussah, aber seltsam war's, daß er Veronica daraus nahebei einen Vorwurf zu machen schien. Die Art seines Ausdrucks bei diesem Entsetzen konnte als ein Prüfstein seiner Liebe gelten. Veronica hatte zwar stolz, mit verletztem Selbstgefühl, jedoch nachgiebig und gelassen geantwortet. Jede Zeile athmete Versöhnung, Verzeihung. Dennoch kam seither lange keine Nachricht mehr. Erst gleichzeitig mit der Nachricht von der Schlacht bei Magenta traf ein Brief ein. Er war aus einem piemontesischen Dorfe datirt, sehr kurz, sehr räthselhaft, und lautete wie folgt:

„Der Krieg ist losgebrochen. Jeden Tag kann ich fallen, auch wenn ich nicht zu fallen wünschte. Aber der begegnet selten dem Tode, der ihn sucht. In meinem Berufe gekränkt, im Glauben an meine Carrière wankend geworden, zu edel denkend, um ein Wesen wie Sie an sein unglückliches Geschick ketten zu wollen, bitte ich fürderhin nur um Ihr Mitleid, da ich mich Ihrer Liebe nicht mehr würdig fühle. Ich weiß — wiewohl ich lieber das Gegentheil wissen wollte — daß Ihnen diese Zeilen Schmerz bereiten werden, allein ich habe keinen andern Trost für Sie, als für mich selbst. Bedenken Sie, daß ich Soldat bin und in einer der nächsten Stunden auf den Reisfeldern der Lomellina hingestreckt liegen kann. Nehmen Sie an, ich sei gefallen. Ich dagegen will nach Kräften dafür sorgen, diese Annahme in eine Thatsache zu verwandeln."

Dieser seltsam exaltirte, verzweifelt klingende Brief kam so unerwartet und eigentlich unmotivirt, daß man ihn im ersten Augenblick für das Product eines Geisteskranken halten konnte. Es lag eine Willkür und eine Rücksichtslosigkeit darin, welche eben darum einen tiefen und nachhaltigen Schmerz, als die erste Bestürzung vorübergegangen, nicht aufkommen ließ.

So sah es Veronica an, aber ihre Ansicht wurde eine andere, als sie den Brief dem Domherrn gezeigt.

„Ich möchte wetten," waren seine ersten Worte, „daß Du Wallberg in Deinem letzten Briefe das Geheimniß eröffnet hast, das Du selbst erst seit einer Woche kennst..."

„Das hab' ich allerdings!"

„Nun, dann ist dies die Antwort darauf," sagte der Domherr mit gerunzelten Brauen.

„Du glaubst?" — sagte Veronica — „o, das wäre doch recht schlecht von Wallberg! Was kann ich denn dafür — ist es meine Schuld? —"

„Daß Du keine Eltern hast? Gewiß nicht!" sagte der Domherr, traurig lächelnd. „Wenn es etwas giebt, gegen dessen Annahme ein edleres Gemüth sich sträubt, so ist es der Begriff einer überkommenen Schuld. Ein Wesen verantwortlich machen zu wollen für etwas, was ganz außer ihm liegt

— wie häßlich! — wie abscheulich! Aber es giebt recht schwache, kleinliche, dem Vorurtheil unterworfene Menschen, und Wallberg zählt zu diesen. Du hast ihn nicht genau gekannt," fuhr er fort, „und hast Dich in Deiner Wahl übereilt oder vielmehr Dich überreden lassen. Diese Verlobung war ein Lieblingsplan Deiner Mutter." (Er fuhr fort, Frau von Weyher so zu nennen.) „Oskar hat ein bestechendes Aeußere, natürliche Liebenswürdigkeit, aber in ihm steckt kein rechter Kern, kein Gehalt. Ich bin von seinem Streiche überrascht, wenn ich jedoch den Eindruck, den er von jeher auf mich gemacht, zergliedere, so kann ich mich nicht recht darüber wundern. Er ist liebenswürdig, aber schwach, von extatischem Gefühlswesen, das seinem Verstande überlegen ist, daher leicht zu entzünden und leicht niederzuschlagen. Er hat einen hochstrebenden Sinn, welchem aber alle Mittel zur Verwirklichung höherer Ziele zu fehlen scheinen. Weil er mehr sein will, als er ist, fühlt er sich stets zurückgesetzt, und so ist es im alltäglichen Umgange und wohl nicht minder in seinem Berufe. Sein hochstrebender Geist ist daher nichts als maßlose Eitelkeit. Er fährt hin wie eine Locomotive, aber ein kleiner Stein, der auf der Schiene liegt, kann ihn aus dem Geleise werfen. An ihm ist wenig verloren und ich würde es nur bedauern, wenn ein Ausgleich zwischen Euch zu Stande käme. Solche Männer, in welchen ein heftig auf- und niederwogendes Gefühlsleben vorherrscht, sind am allerwenigsten geeignet, in einem stabilen Verhältnisse, wie die Ehe, das Glück eines Andern zu sichern."

Die Charakteristik Oskar's, wie sie der Domherr entwarf, war nicht unrichtig. Er war der Sohn eines Stabsofficiers und stammte aus einer stolzen, aber armen Familie. Anscheinend weich und lenksam, so weit ein gewisser phantastischer Eigensinn nicht berührt wurde, war er cordial, wo sein Stolz oder seine Rangsucht nicht darunter litt, gerade und pflichttreu, insofern dies vom Willen und vom Grundsatz abhängt, endlich freigebig bei geringen Mitteln bis zur Selbstberaubung. Im Ganzen genommen, einer der Menschen, die sich nicht selbst die Richtung geben, sondern dieselbe von Anderen und den Umständen empfangen.



Hier geschah es zum ersten Mal, daß der Domherr eine Einwendung gegen das Verhältniß mit Oskar Wallberg erhoben hatte. Er sah, daß Veronica ihn liebe, und liebte Veronica zu sehr, ihrer Neigung entgegenzutreten. Dennoch war er im Grunde seines Herzens nie für diese Verbindung gewesen. Jetzt war er entschlossen, das Verhältniß, da es einmal einen Bruch erlitten, nicht wieder aufkommen zu lassen.

Es war gegen Ende Juni. Die Sonne brannte mit versengender Kraft über die Häupter der Menschen.

Der Domherr hatte die dumpfe Stadt verlassen und sich auf einige Tage nach Gollhausen zurückgezogen.

Seit dem Tode der Frau von Weyher führte dort Veronica die Wirthschaft allein. Ein Stubenmädchen, Anna, eine brave Person, über die ersten Jugendjahre hinaus, klug, ihrer Herrin zugethan, unterstützte diese bei der Leitung des kleinen Haushalts und war mit dem alten Blasius ihre einzige Gesellschaft in der Einsamkeit.

Herr von Bork saß in einer schattigen Laube des parkähnlichen Gartens, beschäftigt, die eingelangten Morgenzeitungen zu lesen. Telegramme meldeten geheimnißvoll die ersten Unterhandlungen von Villafranca, wie sie zwischen den beiden Hauptquartieren hin und her spielten. Da sprang Veronica herbei. Sie hatte einen geöffneten Brief in der Hand und in allen Mienen ihres schönen Gesichtes lag der Ausdruck einer inneren Bewegung.

„Stelle Dir vor," rief sie in einem mit Freude durchmischten Tone des Staunens, „Oskar hat geschrieben! Er schreibt — aber lies erst selbst — wir wollen dann darüber sprechen!"

Der Domherr legte die Zeitungen sofort auf den Tisch und griff mit Hast nach dem Briefe.

Er las Folgendes:

„Verona, Mitte Juni.

Theure Veronica!

Ich habe bei Magenta eine schwere Wunde erhalten. Der Tod, den ich ersehnt hatte, stand lange Zeit an meinem Bette. Mir scheint aber bestimmt, noch weiter zu leben, denn meine

Genesung schreitet von Tage zu Tage fort. Sonderbarer Gang der menschlichen Dinge! Was mich verderben sollte, hat mich geheilt; meine Verzweiflung, mein Sichselbstaufgeben waren mir förderlicher, als der fröhliche Ehrgeiz manchem meiner Kameraden, der jetzt in kühler Erde ruht ...

Mein Glück wäre vollkommen, wenn ich den letzten Brief nicht an Sie geschrieben oder wenn er das Loos so vieler aus dem Kriegslager geschriebenen und abgesandten Briefe gehabt hätte, welche nicht an ihre Adresse gelangten.

Ich tröste mich mit dem Gedanken, daß nicht allein die großen Männer, sondern auch die kleinen ihre Sterne haben, und daß Sie entweder meinen Brief wirklich nicht erhalten, oder doch auf eine Art aufgenommen haben, welche mich Verzeihung und Vergessen hoffen läßt. Das Blut, das ich bei Magenta vergoß, ist ja auch für Sie vergossen worden und Ihretwegen, und wird für die unsägliche Liebe zeugen, die ich Ihnen bis zum letzten Lebenshauch entgegentrage. Schreiben Sie mir umgehend ein paar Zeilen, ein einziges Wort, das Wort:

Ich verzeihe Dir!

Das wird nebst meiner äußeren Wunde auch meine innere mit einem Zauberschlage schließen und meinem ferneren Leben und Allem, was mir das Glück jetzt so unverhofft und unverdient in den Schooß geworfen, seinen eigentlichen Werth verleihen.

Wir sind erst am Anfange des Feldzuges, den man zwar einen unglücklichen Anfang nennen muß, der aber doch nur eine partie remise ist. Denn die Schlacht von Magenta ist nicht durch die Ueberlegenheit des Feindes verloren worden, vielmehr durch eine Reihe von Zufälligkeiten und zusammentreffenden Mißgriffen, welche gar nicht wieder vorkommen können. Am Mincio ist nun die Entscheidung. Die österreichische Armee hat sich von der Adda auf ihr Festungsdreieck: Verona-Mantua-Peschiera zurückgezogen und bereitet sich zu dem entscheidenden Schlage vor, den sie unter den Augen und der Führung des Kaisers gegen den Feind führen will. Noch ist sie guten Muths. Sie hat freilich den ungeheuren Verlust von viertausend Mann und dreihundert Officieren zu

beklagen, aber neue Verstärkungen ziehen heran, voll Begier, sich mit dem Feinde zu messen. Sie hat freilich Mailand räumen müssen, aber das that sie bereits 1848, um wieder siegreich einzuziehen. Jetzt steht die Armee auf einem Boden, wo sich die glänzendsten Bilder militairischen Ruhms: Santa Lucia, Sommacapagna und Custozza vor ihr geistiges Auge drängen, und sie sagt mit Zuversicht: Hier an den Schanzen des mächtigen Dreiecks wird sich der Feind seinen Kopf einschlagen!

Mit Bangen und Zagen sehe ich indessen den nächsten Tagen entgegen. Erhalte ich einen Brief von Ihnen? und welchen? Veronica, bedenken Sie, wenn Sie die Feder zur Hand nehmen, daß Sie das Glück oder Unglück eines Lebens entscheiden...

Sollten Sie mich wider Erwarten für immer von sich stoßen, dann werde ich Sie doch nicht der Grausamkeit beschuldigen. Aber den richtigen Begriff von der Größe meiner Schuld werde ich empfangen, wenn ein so edles Herz, wie das Ihrige, den Stab über mich bricht. Dann entlaufe ich aber auch meinem Krankenzimmer und werde halbgenesen noch rechtzeitig zum Kampfe kommen. Eine französische Kugel wird sich noch für mich finden, und mit dem Rufe: „Hoch Veronica, hoch der Kaiser!" werde ich meinen Schmerz übertäuben und meine gemarterte Seele Gott empfehlen.

Oskar Wallberg."

Als Herr von Vork zu Ende gelesen, sagte er gedankenvoll: „Nun, was denkst Du über diesen Brief, Veronica?"

„Ich bin ganz ergriffen," gab das Mädchen zur Antwort. Die Blässe ihres Gesichts wechselte mit einer Röthe, höher als die normale, während sie mit Affect fortfuhr:

„Verwundet ist er und schreibt in der Stimmung vor der Schlacht! Er hat mit dem Tode nicht blos gespielt, wie gewöhnliche Liebende, sondern ist ihm wie ein Mann entgegengegangen! Da müssen alle Vorwürfe schweigen, selbst wenn ich ihm noch größere zu machen hätte. Kann ich seinen Bitten widerstehen? Er mag exaltirt sein und Schwächen haben, aber wer in seinem Alter ist fertig und reif? Onkel, Du hast ihn zu herb beurtheilt, ich habe fast ein Verbrechen be-

gangen, dabei geschwiegen und Manches im Stillen gutgeheißen zu haben! Ich will ihm gleich schreiben, denn jede Minute, die er auf meine Antwort warten muß, wird ihm eine Folter sein! Zeige mir den Brief."

Sie griff hastig nach dem Blatte und fing, sich auf den Gartensessel werfend, von Neuem zu lesen an.

„Liebes Kind," sprach Herr von York, als Veronica zu Ende gelesen und im Begriff war, das Gespräch wieder aufzunehmen, „schreibe ihm, aber überlege wohl, was Du sagst und thust. Ich bin nicht Oskar's Feind und habe keine andere Partie für Dich vor Augen, ich rede und rathe, was mir die reinste Ueberzeugung eingiebt und mich eine lange Lebenserfahrung lehrt. Dies nur hat mich bestimmt, gegen den jungen Mann zu reden. Er ist nicht ohne Liebenswürdigkeit, er hat eine enthusiastische Seele — aber allen diesen Vorzügen fehlt Stetigkeit. Wenn ihn die Lage hebt oder drückt, so steigt oder fällt er, sein Feuer ist nicht nachhaltiger Natur, und kühl oder feurig ist er ein verschiedener Mensch. Was er thut, hat etwas Sprunghaftes, er geht von Extrem zu Extrem. Nimm an, er habe, als er Dir zum vorletzten Mal so plötzlich einen Scheidebrief schrieb, den schwersten Conflict mit seinem General gehabt, dazu sei die Aufregung, die eine bevorstehende Schlacht hervorruft, hinzugetreten, die Eröffnung in Deinem letzten Briefe sei ihm höchst unangenehm gewesen — in welcher Verbindung stehen diese Momente zu seiner Liebe zu Dir? Wie läßt sich sein Abfall rechtfertigen? Gehen wir weiter. Er hat Dich ohne Gründe anzuführen — wir freilich wissen den Grund — aufgegeben und Dich einige Wochen lang Deinem Kummer überlassen. Plötzlich fällt ihm ein, Dich zu versöhnen und dieselbe Glut von Dir zu fordern, welche er jetzt zu empfinden meint. Welchen Grund seiner reuigen Rückkehr führt er an? Keinen, weil er keinen hat. Eine Lage, die seine Stimmung niedergehalten, hat Dir ihn geraubt, und ein Zusammentreffen glücklicher Umstände, die seine Laune verbessert haben, führen Dir ihn wieder zu. Du sagst, er spiele nicht blos mit dem Tode, wie gewöhnliche Liebende; ich glaube jedoch, es steht weit ärger. Er ist Soldat und verpflichtet, sein Leben auf's Spiel zu

setzen, ohne von irgend welcher Verzweiflung dazu getrieben zu sein. Tausende fallen und decken die Ufer des Tessins mit ihren Leichen. Nun war ihm aber seine Todeslust nicht verderblich. Der Erfolg davon hat ihn in den besten Humor gebracht. Er sieht die Frage nach Deiner Geburt in einem andern Lichte. Um sein Glück voll zu machen, mußt Du ihn nun wieder lieben. Wenn nicht, so geht er wieder dem Tode entgegen und setzt seine letzte Hoffnung auf eine französische Kugel. Soll man das für Ernst oder für Spaß halten? Ich halte es für keins von beiden, sondern für eine verächtliche Pression, mit welcher er auf ein Mädchenherz, auf Dein Mitleid wirken will. Mißverstehe mich nicht! Ich zweifle nicht, daß er in dem angedrohten Falle wirklich dem Tode wieder entgegengehen oder, richtiger gesprochen, seine Soldatenpflicht dem Feinde gegenüber erfüllen wird. Ich bin himmelweit davon entfernt. Er wird gewiß Wort gehalten und am Mincio an der Spitze einer Sturmcolonne gekämpft haben, aber vielleicht hat ihn diesmal keine Kugel getroffen und kein Säbelhieb erreicht, er bleibt am Leben, erhält einen Orden und avancirt."

Veronica hatte mehrere Male Einwendungen zu machen versucht, um Oskar zu vertheidigen; allein sie konnte sich dem Eindruck doch nicht entziehen, den die nüchternen und scharfen Worte Herrn von Bork's auf sie hervorbrachten.

Nachdenklich und schweigsam, Oskar's Brief in der Hand, verließ sie den Garten. Sie war zu einsichtsvoll, um sich den treffenden Bemerkungen, die sie vernommen, zu verschließen, aber ihr bewegtes Herz hatte seine eigenen Ansichten und war entschlossen, gegen den Strom zu schwimmen.

Der Domherr hatte das Zeitungsblatt, das er vorher aus der Hand gelegt, wieder aufgenommen und wollte zu lesen fortfahren, allein das Intermezzo mit Veronica hatte ihm den Geschmack an Politik für den Augenblick verdorben. Seine Gedanken beschäftigten sich unwillkürlich mit dem gelesenen Briefe und dessen Folgen. Hatte er schon früher nur ein laues Interesse an dem Zustandekommen der Heirath seiner Pflegebefohlenen mit dem jungen Officier gehabt, so war er jetzt fest entschlossen, sich der Fortsetzung des Verhältnisses

zu widersetzen, ja dasselbe, koste es was es wolle, zu zerstören.

In diesem Nachdenken wurde er durch das Rollen einer Equipage unterbrochen, welche am Gitterthor des Parks vorfuhr und anhielt.

Herr von Bork hatte sich schnell erhoben und sah, selbst vom Gebüsche der Laube bedeckt, die Allee hinab, wer gekommen sei.

Es war Bruno Haldenried.

Der Domherr hatte ihn gleich erkannt und rief dem alten Blasius, der unweit der Laube die Weinstöcke beschnitt, mit gedämpfter Stimme eilig zu:

„Da ist ein Besuch gekommen! Schnell — verleugne mich. Sage, ich sei um drei Uhr in meiner Stadtwohnung anzutreffen. Es giebt Gegnern meines Standes nur Stoff zu Mißdeutungen, mich hier zu finden.“

Blasius eilte, dem Befehle nachzukommen.

Es war zu spät. Veronica war Bruno begegnet und hatte sich, seiner Anfrage zu Folge, erboten, den Besucher zu Herrn von Bork zu führen.

Blasius traf Beide auf dem Wege.

„Gnädiges Fräulein,“ rief er von Weitem. „Seine Hochwürden hat hinterlassen, daß er um drei Uhr in seiner Stadtwohnung zu finden sei.“

„Wann ist er denn fortgegangen?“ fragte Veronica arglos.

„Vor einer guten Weile. Er muß schon in der Stadt sein.“

„Nein, nein, Du irrst Dich!“ sagte das Mädchen. „Ich habe ihn, wenige Augenblicke bevor dieser Herr gekommen, dem Lärchenbaumwäldchen zugehen sehen.“

Und sie ermunterte, zur Verzweiflung des alten Blasius, den Fremden, weiterzugehen.

Bruno, der keine Ahnung hatte, daß er dem Domherrn unwillkommen sein könne, folgte in aller Unbefangenheit seiner Begleiterin, deren edle, ganz in Schwarz gekleidete Gestalt mit dem Gesichte von seltener Schönheit ihm auffiel und ihn wie mit einem Ruck über die Alltagsstimmung emporhob. Er war seiner Zeit, wie wir wissen, durch Graumak in die

häuslichen Verhältnisse des Domherrn eingeweiht worden und vermuthete demzufolge, in Veronica die wirkliche Tochter Herrn von Vork's vor sich zu haben. Ein gewisser romantischer Reiz erhöhte noch in seinen Augen das Fesselnde ihres Wesens.

Umsonst bemühte sich Blasius, Beiden zuvorzukommen und Herrn von Vork zu warnen.

Veronica war auf das Lärchenbaumwäldchen zugegangen, und der Domherr wurde in dem Sommerhäuschen von Baumrinde, das er zu seinem Schlupfwinkel erwählt, gefunden.

Eingeschult, sich in die unerwartetsten Lagen zu finden, erhob sich Herr von Vork, ohne eine Spur von Verlegenheit zu zeigen, und ging Bruno mit freundlichem Gesicht entgegen.

Veronica wollte sich sogleich entfernen, allein der Domherr hielt sie zurück. Er hatte die Absicht, ihre Gegenwart zu benutzen, um dem Vorurtheil, das Bruno über diesen bedenklichen Punkt mitgebracht haben mochte, oder noch mitnehmen konnte, thunlichst entgegenzuwirken.

Alle Drei setzten sich in das offene Sommerhäuschen, von den Waldbäumen vor der Sonnenglut geschützt. Dort, wo ein frisches Bächlein, aus künstlich aufgethürmten Tuffsteinblöcken, von Moos und Venushaar umwuchert, hervorbrach, stand eine Bank aus Stein.

„Herr Haldenried," sagte der Domherr, „vor Allem muß ich Ihnen Veronica vorstellen, welche ich meine Nichte nenne und die mir nicht näher stehen und nicht theurer sein könnte, wenn sie es wäre! Seit Frau von Weyher, ihre Pflegemutter, starb — und das ist nicht lange her, wie Ihnen das schwarze Kleid Veronica's sagt — hat das Mädchen weder V a t e r" — er betonte dies Wort bedeutsam — „noch Mutter, noch irgend einen Verwandten auf dieser Welt. Der einzige Mensch, der sie beschützt und der ihr Alles ist, wird von den Zungen der Menschen arg verfolgt... Aber dieser Mensch ist entschlossen, eher zu Grunde zu gehen, als seinen lieben Schützling preiszugeben!"

Er hatte bei diesen Worten Veronica bei der Hand gefaßt, und diese hatte gerührt die seinige geküßt.

„Hochwürden," erwiderte Bruno, dem diese muthige

Eröffnung sehr wohl gefallen, „wir leben in einer Welt, in welcher man leichter etwas Böses als etwas Gutes ohne Tadel thun kann. Auch ich habe schon meine Erfahrungen gemacht und richte mich nach dem Grundsatze, Niemanden herauszufordern, aber mich auch um Niemanden zu kümmern."

„Sie wissen allerdings," sprach Herr von Bork, „was Verfolgungen sind! Oberlieutenant Oskar Wallberg, der Freund Ihres Herrn Bruders, hat uns einmal ein Stück aus Ihrem politischen Proceß erzählt. Erinnerst Du Dich, Veronica?"

„O gewiß erinnere ich mich!" rief das Mädchen, mit einem Blicke auf Bruno, in welchem eigentlich nur die Verwunderung lag, daß man dieser fein aussehenden, weltmännischen Erscheinung das erlebte Martyrium so wenig ansehe. „Eine Geschichte, so verwickelt und so frappant, daß sie sich nicht leicht aus dem Gedächtniß verwischt."

„Kennen Sie Oskar Wallberg?" fragte der Domherr.

„Dem Namen nach. Erst jüngst hörte ich ihn oft nennen. Er soll bei Magenta oder Melegnano schwer verwundet worden sein."

„Doch ist er wieder auf dem Wege der Genesung," bemerkte Veronica.

„Ich komme eben aus Verona," sagte Bruno. „Ich habe dort meinen Bruder besucht, der ebenfalls gefährlich verwundet daniederliegt. Von ihm habe ich eine Commission in dem letzten Moment der Abreise erhalten —"

Er griff in die Brusttasche und zog einen über zolldicken, paquetähnlichen Brief hervor.

„Mein Bruder," fuhr Bruno fort, „hat mich nämlich beauftragt, Ihnen, Hochwürden, im Namen eines seiner Freunde, den er mir nicht näher bezeichnete, dies Paquetchen zu übergeben. Die Posten sind unzuverlässig, und da ich direct reiste, wurde ich zur Commission ausersehen —"

Er übergab das Paquet dem Domherrn.

Dieser und Veronica hatten gleichzeitig einen scharfprüfenden Blick auf die Adresse geworfen. Beide erkannten sogleich, daß die Sendung von Oskar komme.

„Aha," sagte der Domherr, indem er auf Veronica's nicht

länger zu bändigende Unruhe Rücksicht nahm, „der kommt eben recht! Da, Veronica — besorge ihn an die eigentliche Adresse...“

Das Mädchen nahm den Brief hastig, richtete einige freundliche Worte an den Ueberbringer und entflog zu Bruno's Bedauern.

Nachdem sich der Letztere noch eine Zeitlang mit dem Domherrn über den italienischen Krieg und dessen weitere Folgen unterhalten, entfernte er sich. Er hatte zum Schluß das Versprechen geben müssen, seinen Besuch in der Villa auch ohne Veranlassung besonderer Aufträge zu wiederholen.

Voll Neugier, was das Paquet enthalte, eilte der Domherr zu Veronica.

Als er in ihr Zimmer trat, stand sie vor einem Tische, auf welchem eine Menge beschriebener Blätter umhergestreut lagen.

Ihr Gesicht war blaß, wie weißer Marmor, aber ihre Augen funkelten und verriethen eine ungewöhnliche Bewegung.

„Da lies, Onkel!“ rief sie, ein Blatt hinreichend. „Er sagt mir für immer Lebewohl! Ist er bei Sinnen? Da sendet er mir alle meine Briefe zurück — da liegen sie — was sagst Du?“

Ein paar Thränen traten ihr in die Augen, aber sie trocknete sie mit rascher und zorniger Hand.

„Eine einzige Thräne seinetwegen ist zu viel!“ rief sie energisch. „O Du hattest Recht, Onkel! Du hast ihn durchschaut! Er ist ein Schwächling, den man verachten soll!“

Zweites Kapitel.

Handelt von Stöckler's Bedrängnissen.

Viele Wochen waren vergangen, seitdem Bruno mit dem Ringe bei der Familie Stöckler erschienen war. Stets hoffte Rosa, er werde sich wieder sehen lassen, ihre Hoffnung wollte sich nicht erfüllen.

Des Mädchens Gedanken waren fortwährend bei dem, mit welchem sie durch den Ring sich wie durch einen Talisman verbunden wähnte. So oft sie den Ring ansah, dachte sie an Bruno. Seine hohe, echt männliche Gestalt stand fortwährend vor ihren Augen, das schöne Gesicht von sympathischem Ausdruck war ihr zugewandt. Er schien ihr mit seinem edlen Anstande, mit seinem ruhigen Ernste, hinter welchem eine warme, für alles Hohe passionirte Seele glühte, das Ideal eines Mannes, der das Herz eines Mädchens gewinnt. Dabei war er für sie noch immer die Flüchtlingsgestalt am Gitterfenster, der Verfolgte, der politische Märtyrer, dem ihr erstes kindliches Mitleid gegolten. Vier Jahre lang hatte sie seiner gedacht und ihn gesucht, ohne etwas über ihn erfahren zu können, bald ihn als Todten betrauert, bald gehofft, ihm noch zu begegnen — dieser phantastische Zug gehörte mit zu ihrer Künstlernatur. Sollte er jetzt wirklich erschienen sein, nur um wieder zu verschwinden?

Sie suchte die Gründe seines Nichtkommens nicht dort, wo sie wirklich lagen: in der Aufregung der Zeit, welche ein an der Politik des Tages so direct betheiligtes Leben wie das Bruno's weit wegführen mußte, sie meinte, daß es ihr nicht gelungen sei, irgend einen Eindruck auf Bruno zu machen, oder gar, daß der Eindruck ein ungünstiger. Der Vater hatte sich wahrlich nicht im besten Lichte gezeigt und dann — war Kronenburg dagewesen. Es hatte zwar keine Vorstellung Beider stattgefunden, aber Bruno mochte den Fürsten kennen und die Gegenwart dieses unlautern Besuchers schlimm

deuten. „Wer weiß, was er von dir hält?“ Diese Frage, die sie sich stellte, war ihr entsetzlich; schon darum, meinte sie, möchte sie ihn noch einmal sehen, um ihm diese Anwesenheit zu erklären.

Zu den Personen, welche die Familie Stöckler öfter besuchten, gehörte auch Weißborn, der Pianist, den die Schwestern in der Soiree der Fürstin Hohenstein kennen gelernt. Er war seit einigen Wochen Professor am Conservatorium. Durch und durch Musiker, von Person unscheinbar und ohne Selbstgefühl, drängte er sich wenig vor, war aber ein freundlicher Helfer und Berather nach besten Kräften. Nachdem er Rosa einige Male spielen gehört, hatte sich seine Theilnahme zum Enthusiasmus gesteigert. Er verbarg nicht, wie hingerissen er war. Es war eine Natur, bei der Bewunderung der Künstlerin sofort in Liebe zum Mädchen umschlagen mußte.

Der alte Stöckler, der Cavaliere höher schätzte, als Talente ohne Reichthümer, schenkte Weißborn wenig oder gar keine Aufmunterung. „Solche Bekanntschaften,“ pflegte er zu sagen, „halten uns mehr auf, als sie uns vorwärts bringen.“ Rosa las in Weißborn's Herzen, aber sie kam ihm ebenso wenig entgegen. Sie dachte ja stets an Bruno, und wenn sie Weißborn mit diesem verglich, schrumpfte der arme Musiker in ein Nichts zusammen.

Und Rosa fühlte sich bald unglücklich, so unaussprechlich unglücklich! Die Welt, in welche die Kunst sie bis heute eingeführt, wie wenig stimmte sie zur idealen Welt, die sie geträumt! Diese kleinen Triumphe, diese Anbeterschaft eines übelbeleumundeten Aristokraten, rings um sie ein zweideutiger, lügnerischer Schimmer, von welchem die Schande nicht fern war — wie wünschte sie ihren Heimathsort und ihr kleines Stübchen von ehedem zurück! Dort war ihr die Kunst ihr Glück und ein stilles Paradies. Wenn sie da in ihre Violine hineinlauschte, da konnte sie jeden Schmerz, jede Sehnsucht in die schwellenden Töne legen, ihre Wünsche Geisterflügeln vertrauen und die Wirklichkeit vergessen — jetzt freute sie das Spiel nicht mehr, die Töne hatten nicht mehr die Macht, sie zu entführen. Auch griff sie fast nur dann zu ihrem Instrumente, wenn Weißborn sie drängte.

Stöckler, von der Höhe seiner Hoffnungen rascher Kunsterfolge zurückgeschleudert, von Schulden gedrückt, außer Stande, nach Olmütz zurückzukehren, zu eitel, sein altes Gewerbe wieder aufzunehmen, war gleichfalls fürchterlich verstimmt. Zu Hause war er meist mürrisch, wortkarg, in sich gekehrt, sein Gesicht von sorgenvollstem Ausdruck. Aber er suchte Betäubung in allerlei Zerstreuungen. Sein Hang zum Wohlleben war unbesiegbar. Er hatte in allerlei Weinstuben Bekanntschaften gemacht, die ihn täglich viele Stunden lang vom Hause weghielten. Wenn die Schwestern, wie es nicht selten geschah, spät in der Nacht noch schwere, unsichere Schritte die Treppe heraufkommen hörten, da flüsterte die Eine zur Andern: „Der Vater! Hörst Du ihn? Wohin wird das führen?"

Es war mit dem Manne bereits weit gekommen. Er hatte sich schon allmählich mit dem Gedanken vertraut gemacht, die ältere Tochter zu opfern, da doch das bisherige System listigen Hinhaltens nicht mehr durchführbar schien. Er hatte noch Gewissensscrupel zu überwinden und todtzudrücken, aber diese schwanden in dem Maße, wie seine Verlegenheiten stiegen.

Eines Tages hatte sich, wie er öfter zu thun pflegte, der Fürst zu Stöckler zu Tische geladen. Von seiner Leidenschaft gestachelt, konnte er es nicht unterlassen, immer wieder zu erscheinen, gleichsam um nachzusehen, ob das Eis bei Rosa nicht schmelze. Abermals hatte er nur Verdruß erlebt. Rosa hatte sich bald entfernt. Der Fürst und der Papa saßen in der Laube des Gärtchens, mehrere Flaschen vor sich. Aber während bei Stöckler, der den Wein weniger gewohnt war, sich bereits die ersten Zeichen der Erhitzung eingestellt hatten, war der Fürst bei voller Selbstbeherrschung.

Innerlich voll Grimm, daß mit ihm gespielt werde, spielte der Fürst den Ruhigen und wandte die Pfeile seines rohen Humors gegen Stöckler. Er konnte es um so leichter, als er einen Wehrlosen vor sich hatte.

„Nun," sagte er, „aus Ihren projectirten Reisen wird nichts, und die Concertsaison ist auch vorüber. Mir scheint, Stöckler, Sie stecken schon recht in Schulden! Wieder einmal bin ich, als ich hier eintrat, einem confiscirten Geld-

mäklergesicht begegnet. Papa! Das Alles haben Sie nur sich selbst zuzuschreiben!"

„Wie so? wie so?" fragte der auf's Peinlichste aufgestachelte Vater.

„Ach, mit Ihnen ist nicht zu reden! Sie haben Ihren Kopf, Sie haben Ihre Grundsätze. Sie sind das Opfer derselben und wollen es nicht anders haben. Sie könnten, als Papa zweier ausgezeichneter Künstlerinnen, Ihr Glück und das Ihrer Kinder machen, aber Sie sind ein unverbesserlicher Kleinstädter. Sie müssen mir schon erlauben, daß ich Sie Musikant Miller nenne!"

„Prinz, man muß stets die Ehre seiner Kinder im Auge behalten. Ich weiß, wie Sie das meinen. Aber nein, nein, nein, man hat nur Schande und Reue, wenn man anders denkt."

„Ich wieder denke, daß man am besten sorgt, wenn man praktisch handelt. Sehen Sie sich unsere Künstlerinnen von der Oper und vom Schauspiel an, Jede sagt schon durch ihr Auftreten und ihre Erscheinung: i ch lebe nicht von meiner Gage! Jede hat ihre Liaison. Natürlich nicht mit einem hergelaufenen Menschen, sondern mit einer hervorragenden Persönlichkeit. Verlieren diese Damen dadurch an Achtung? Nein! Die Journale beschäftigten sich immerfort mit ihnen, die Damen der besten Gesellschaft ahmen die Moden nach, die sie aufbringen, Alles drängt sich an sie heran. Oder haben es die respectiven Mütter und Väter darum schlechter? Im Gegentheil, man macht ihnen den Hof. Aber das ist's eben, was für ein Bürgermädchen gilt, gilt nicht für eine Künstlerin. Das Bürgermädchen muß zusehen, daß es brav bleibt und bald unter die Haube kommt, die Künstlerin muß in der Freiheit leben. Ihre Moral liegt darin, daß sie in ihrem Fache unübertrefflich ist. So wird es wenigstens in der Welt angenommen, und alles Andere ist Vorurtheil!"

„Vorurtheil hin und her," erwiderte Stöckler. „Ich sage: ehrlich währt am längsten. So habe ich's noch immer gehalten. Die Herrlichkeit der Theaterprinzessinnen hat auch bald ein Ende —"

„Warum ein Ende? Glauben Sie mir: d i e Damen,

von denen ich rede, gehen sicher vor! Kann man nicht z. B. einen Heirathscontract entwerfen, ohne daß man darum zu heirathen braucht?"

„Wie soll das zu verstehen sein?"

„Ich sage: Heirathscontract, das ist figürlich gesprochen, in der Welt aber kommt es gar häufig vor. Man stipulirt eine Rente, auf so und so viel Jahre. Für den Fall der Trennung so und so viel, für den Fall eines Zuwachses an Familie abermals ein Bestimmtes. Ich könnte Ihnen eine ganze Reihe von Exempeln nennen, wo dergleichen Contracte gemacht wurden. Papa, ich sage Ihnen, mit so einem Contract unter dem Kopfkissen schläft man ruhiger, als Sie die meisten Nächte zu schlafen pflegen, und kann ein Vater, der so vorgegangen, sich Vorwürfe machen, daß er das Glück seiner Tochter leichtsinnig verscherzt hat?"

Stöckler hatte dieser letzten Erörterung sehr aufmerksam zugehört. Nach einer Pause sagte er:

„Das mag Vortheile bieten. Das mag hier vorkommen — ich aber —"

„Sie würden so was nie unterschreiben! Natürlich! Sie sind nun einmal der alte Galotti. Reden wir nicht weiter davon und bringen wir diese Flasche zu Ende!"

Stöckler schenkte ein, trank und blieb stumm sitzen. Alle Gedanken über seine Lage flossen zusammen und schärften sich. Kronenburg, wiewohl sonst kein großer Menschenkenner, bemerkte doch, daß er mit diesen hingeworfenen Reden dem Papa Stoff zum Nachdenken gegeben; neue Hoffnungen belebten ihn; er fuhr fort:

„Nehmen wir den vorliegenden Fall. Ich könnte für Fräulein Rosa Alles thun, was ihre Wohlfahrt sicherstellen, ihren Kunstberuf fördern könnte. Aber sie müßte mich darum gebeten haben und ich müßte dafür einen Lohn erhalten."

Damit hatte das Gespräch ein Ende. Dem Papa ging das Wort von dem Contracte im Kopfe herum. Wieder auf dem Zimmer angekommen, ging er finster blickend ruhelos auf und nieder.

„Was ist Dir, Vater?" fragte Rosa, die noch bei einer Arbeit saß, arglos nach einer Weile.

„Was mir ist? Daß ich mich jeden Tag über Dich ärgern muß! Wieder hast Du Dich gleich zurückgezogen und bist den ganzen Abend nicht zu sehen gewesen. Wirklich, Dein Benehmen dem Fürsten gegenüber ist horrend. Du solltest in Deinem Alter schon etwas mehr Lebensart haben. Ich sage ihm immer, daß Du in der kleinen Stadt bei dem Klosterfräulein erzogen worden bist, aber — es wäre nicht zu wundern, wenn der Fürst, der Dich so gern sieht, durch Dein Benehmen aufgebracht, das Haus verließe und sich für immer von uns zurückzöge..."

„Das wäre in der That das Beste!" sagte Rosa mit finster zusammengezogenen Brauen.

„Ja, das Beste!" höhnte der Vater. „Ein Mann, den andere Mädchen mit beiden Händen festhalten möchten, ein Mann, der die Generosität selbst ist, das Bild eines Cavaliers! Er ist entschlossen, Alles für uns zu thun, aber er findet bei Dir nur ein zurückstoßendes Benehmen, abfertigende Antworten und frostige Blicke. Ich habe nur immer gutzumachen, was Du verdirbst. Aber lange wird es nicht mehr so fortgehen und Du wirst schon sehen, wohin wir kommen..."

„Vater!" rief Rosa. „Noch ist es Zeit. Kehren wir nach Hause zurück. Entsagen wir — Du und ich — unseren Plänen. Mir graut vor dem Virtuosenthum —"

„Und mir vor dem Handwerk!" versetzte der Alte. „Dem habe ich für immer Valet gesagt."

„Gut, aber was dann?"

„Ja, das frage ich auch. Das Wasser geht mir bis an den Hals. Unsere Schulden lassen sich nicht mehr halten. Von allen Ecken und Enden wird mir gedroht, und wer weiß, ob nicht schon morgen ein Gläubiger kommt, um uns auszupfänden —"

„Mein Gott!" seufzte Rosa, indem sie einen großen, ihre entsetzliche Ueberraschung malenden Blick auf den klagenden Vater warf.

„Ja, sieh mich nur an," rief der Alte, „so ist's, und es ist Eure Schuld, daß es so weit kommt. Das ist eine harte Welt, da heißt es in manchen sauren Apfel beißen. Man muß eine geborene Fürstin sein, um so wie Du sorglos den

ganzen Tag Violine zu spielen. Ich habe Wechsel ausstehen, die in drei oder vier Tagen fällig sind. Wenn Du glaubst, daß der Jude, der mir das Geld geliehen, zufrieden ist, wenn Du ihm, wenn er kommt, das Concert von Beriot vorspielst, so hast Du Recht, Dich so abscheulich gegen den Fürsten zu benehmen, und ich habe Unrecht, zu glauben, daß der Mann Banknoten von uns erwartet. Uebrigens, Deine Kunst in Ehren, bist Du eine alberne Gans, die von der Welt nichts weiß und nichts wissen will. Wenn Dir Herr Weißborn eine neue Composition vorspielt, so geigst Du sie gleich auswendig Note für Note nach, aber wenn er Dir vom Theater und der Künstlerwirthschaft erzählt, ziehst Du Dir keine Lehre daraus. Die Haugwald, die berühmte Schauspielerin, sie, die Du so bewunderst, würde noch heute auf dem Vorstadttheater Soubretten und Stubenmädchen spielen, wenn sie nicht am Grafen Erbach einen Gönner gefunden hätte. Natürlich ist ein Liebhaber zugleich der feurigste Gönner. Das hat Dir der Weißborn und so viel Aehnliches oft erzählt, aber da hörst Du zu und sagst etwas, wie wenn es Dich nichts anginge und aus dem Beispiel nichts zu lernen wäre. Wenn Dich der Fürst bittet, ihm etwas vorzuspielen, macht Du Gesichter und mußt mit vier Pferden dazu gezogen werden, wenn jedoch Weißborn erscheint — da könntest Du zwölf Stunden lang in einem fort musiciren —"

„Natürlich," vertheidigte sich das arme Mädchen, „denn der versteht Musik, der Fürst aber nicht —"

„Da könnte man aus der Haut fahren!" rief Stöckler. „Das kommt mir so vor, wie wenn ich ehemals keinem Kunden eine Perrücke hätte verkaufen wollen, welcher nicht selbst eine verfertigen kann! Weißborn kann Dich loben, aber nicht zahlen, der Fürst aber würde beides thun! Sieh nur selbst Weißborn an! Was würde aus ihm werden, wenn er nur lauter Kapellmeistern vorspielen wollte und wenn er so wie Du sagte, daß die Herrschaften, bei welchen er so viel Geld verdient, nichts verstehen? Das muß anders werden, denn so geht es nicht länger mehr —"

„Was soll anders werden?" fragte Rosa sanft und ruhig, aber mit einem Blicke, in welchem der ganze jungfräuliche

Trotz ihres Wesens lag. „Eher will ich den niedrigsten Dienst suchen —“

„Thue das,“ versetzte Stöckler, „und ich, der für Deine Ausbildung Alles, Alles geopfert, kann auf meine alten Tage betteln gehen.“

Wie von dem Worte durchbohrt, blieb das Mädchen starr und ohne einen Laut der Widerrede.

„Ach Gott, ach Gott!“ jammerte Stöckler, die Hände ringend und im Zimmer auf und ab laufend. „Verfluchtes Schicksal! Ich hätte beim Leisten bleiben sollen. Ich dummer Kerl habe geglaubt, daß sich die ganze Welt freut, ein neues Talent zu hören, und da sehe ich nun, daß eine Canaille mit einem schönen Gesichte besser daran ist, als die größte Künstlerin! Aber es ist zu spät, zu spät zu lamentiren. Da giebt es keinen Rückzug! Schande, Noth erwarten uns unausweislich, wenn Du, Rosa, nicht auf andere Gedanken kommst! Bedenke, was Dein armer Vater schon für Dich gethan hat und daß auch Deine gute Schwester —“

Ihm traten die Thränen in die Augen, denn es war nur die äußerste Noth und Bedrängniß, die aus ihm sprach und ihn seiner Tochter den Weg der Unehre rathen ließ.

„Was soll also geschehen?“ fragte Rosa und wußte kaum, was sie sagte, voll Bestürzung, aus der sorglosen Welt der Kunst, in welcher sie bisher gelebt, herabgeworfen und gleichsam blutend.

„Sieh, liebste Rosa,“ sprach Stöckler mit neuer Hoffnung, sie umzustimmen, „ich bin nicht so schlecht, wie das, was ich Dir rathe. Ich verlange auch gar nicht so viel, wie ich zu sagen und von Dir zu fordern scheine. Deine Ehre ist mir heilig — sei nur freundlicher, zutraulicher, wenn der Fürst kommt —“

„Das will ich,“ fiel ihm Rosa in's Wort. „Das hätte ich längst sein sollen, aber ich habe einmal die abstoßenden Manieren —“

„Nur gegen Fürsten! Nur gegen Fürsten!“ bemerkte der Vater. „Gegen andere Leute hast Du sie nicht!“

„Kann sein, kann sein,“ murmelte das Mädchen vor sich hin.

„Versprichst Du also, morgen freundlich mit ihm und liebenswürdig zu sein?“

„Es sei, aber die geringste Zudringlichkeit —"

„Die meisten Männer sind zudringlich," versetzte der Vater, „aber man kann sie freundlich und lachend zurechtweisen und hat es nicht nöthig, ein Höllenspectakel zu machen. Sonst verdirbst Du mehr, als Du gut machst."

„Ich will sehen," warf Rosa kleinlaut hin.

„Das höre ich gern," rief Stöckler freudig. „Ja, meine Rosa, auf die ich so viel halte, läßt mich nicht im Stich; aber ich muß noch bemerken, daß der Fürst sehr aufgebracht ist und sich auf weitere Foppereien nicht einläßt, wenn man es nicht sehr schlau anlegt. Das muß fein gemacht werden... Ich dächte es mir so: ich gehe morgen mit der Schwester in's Theater. Du bleibst allein zu Hause. Der Fürst wird, wie gewöhnlich, kommen, und Du ladest ihn ein, mit Dir eine Tasse Thee zu trinken. Das wird ihn entzücken, das wird wirken. Das wird ihm neue Geduld geben, neue Hoffnung, und der Himmel wird weiter helfen!"

„Ja, ja," sagte Rosa ganz mechanisch, während das Mißtrauen gegen ihren Vater, das mit jedem Worte in dieser Unterredung zugenommen, auf's Aeußerste stieg.

„Ich will darüber nachdenken," fügte sie eine Weile später hinzu. „Bis morgen habe ich Zeit."

Sie ging zur Thüre hinaus, und der alte Stöckler fing wieder freier zu athmen an.

Rosa war bis zum Abendessen allein gewesen. Als sie sich an den Tisch begab, war sie eigenthümlich gedankenvoll und rührte kaum einen Bissen an. Umsonst verschwendete der Vater alle möglichen Versprechungen, welche sonst geeignet waren, Rosa in freudige Stimmung zu bringen. Das Mädchen blieb kalt und regungslos, wie wenn es nichts hörte, und blieb so, bis die Zeit zum Schlafengehen kam.

Die Familie Stöckler legte sich, ihren Provinzgewohnheiten treu, früh nieder. Jedes der Mädchen hatte ein eigenes Schlafzimmer. Diese stießen aneinander.

Am andern Morgen stand das Frühstück schon lange auf dem Tische, ohne daß Rosa erschienen wäre. Gewöhnlich übte sie sich schon in aller Frühe auf der Violine, aber heute

war kein Ton aus ihrem Zimmer gedrungen, noch war sie ihrer Schwester sichtbar geworden.

„Der steckt die Geschichte schrecklich tief im Kopfe," dachte der Alte und ging, sie zu holen.

Sie war nicht im Zimmer, aber ihr Bett zeigte auch keine Spur, daß sie darin gelegen sei.

Der Toilettentisch stand so da, wie er gestern Abends gewesen.

Das beunruhigte Stöckler auf's Aeußerste. Er rief, er fragte draußen bei der Magd nach. Vergebens! Da aber auch ihr Hütchen und die Kleidung, die ihr zum Ausgehen diente, nicht vorzufinden waren, blieb kein Zweifel übrig, daß Rosa fortgegangen sei. Wohin? bildete eine Frage, die um so schwerer zu lösen war, als Rosa keinen Besuch allein zu machen hatte und sich offenbar schon seit gestern entfernt haben mußte.

Der Vater und die jüngere Schwester geriethen in die äußerste Bestürzung, welche sich bis zur Verzweiflung steigerte, als es Mittag geworden war, ohne daß die Verschwundene wiederkehrte.

Stöckler hatte alle Combinationen, die ihm einen Trost bringen konnten, erschöpft; es ließ sich endlich nur das Ungewöhnlichste annehmen. Er machte sich mit der jüngeren Tochter auf, um die Vermißte auf Orten zu suchen, wo eine Möglichkeit war, daß sie gesehen worden sein könnte.

Alles war umsonst.

Gegen Abend trafen Beide wieder zu Hause ein und Eins hoffte vom Andern einen Aufschluß zu erhalten. Allein es hatte sich keine Spur gefunden.

„Großer Gott!" schrie Stöckler. „Jetzt muß ich Lärm schlagen. Ich muß auf die Polizei! Sollte sie in die Donau — ich weiß nicht, ich weiß nicht — das kann nicht mit rechten Dingen zugehen!..."

Er warf sich auf einen Stuhl.

In diesem Augenblicke kam es die Treppe herauf, pochte, Fürst Kronenburg trat ein.

„Papa," sagte er, „Sie machen ja heute ein jämmerliches Gesicht —"

„Durchlaucht —" rief Stöckler emporspringend, „ich bin der unglücklichste aller Väter! Meine Rosa ist heute Nachts fort — ganz im Stillen fort — sie hat sich was angethan..."

„Rosa sollte —" sagte Kronenburg und forderte den Alten auf, den Sachverhalt genau zu erzählen.

Der Fürst hatte die Erzählung dessen, was Stöckler wußte, ruhig zu Ende gehört. Dann sagte er:

„Wie unverschämt muß Der sein, der Jemanden für so dumm hält, das zu glauben! —"

„Sie zweifeln daran?" rief Stöckler, der das tiefste Mitleid erwartete und ganz verblüfft darüber war, höhnischen Unglauben zu finden. „Ich will eben auf die Polizei gehen, Zeitungsinserate bestellen —"

„Gut, gut, Papa," rief der Fürst mit dem Lächeln des Spottes. „Sie sind ein Schwindler und ein recht gemeiner Farceur! Glauben Sie einen Neuling vor sich zu haben? Einen Grünschnabel, der Ihre Politik nicht durchschaut? Ich kenne den Rummel und besitze so viel Durchtriebenheit, um mich nicht von Ihnen zum Narren halten zu lassen..."

„Nein, nein, Durchlaucht!" vertheidigte sich der Friseur im Tone der Verzweiflung, „so war mir —"

„Gut gespielt, sehr gut, trefflicher Galotti!" rief Kronenburg sarkastisch. „Sie werden schon wissen, wohin Sie Ihre Tochter vor meinen Verführungskünsten gerettet haben! Also ertrunken ist sie, oder in den Vesuv gesprungen? Oder haben Sie sie gar, um Ihrem Namensvetter Galotti würdig zur Seite zu stehen, mit eigener Hand erdolcht? Das will ich noch am ehesten glauben!"

Stöckler hätte sich vor Wuth über den Fürsten hergemacht, wenn es nach seinem Herzen gegangen wäre. Ihn bändigte aber die Angst, einen Menschen anzugreifen, der über ihn hundert Gläubiger loslassen konnte. Er begnügte sich damit, auf's Heftigste zu protestiren, jedoch ohne den geringsten Eindruck zu machen.

„Ich merke, ich merke," fuhr der Fürst fort, „wie diese Comödie zusammenhängt! Die Geschichte mit dem Ringe, den Ihnen Herr Haldenried zugestellt hat, war schon sehr verdächtig. Ich habe sie nicht vergessen, wenngleich ich darüber

nie mehr gesprochen. Dafür habe ich oft anhören müssen, wie fleißig sich Rosa ihres Flüchtlings erinnert. Papa Galotti, stecken Sie den Dolch in die Scheide! Bei mir verfangen solche Kniffe nicht! Heute war ich zum letzten Mal hier. Diese Wohnung haben Sie morgen zu verlassen. Wenn Sie sich aber einmal unterstehen, mich auf der Straße zu grüßen oder anreden zu wollen, so werde ich Ihnen die Antwort, die Ihnen längst gebührt, mit der Reitgerte ertheilen!"

Er stürzte zur Thüre hinaus.

Der unglückliche Stöckler saß da, wie betäubt. Er hatte seine Tochter verloren, aber auch das Haus stürzte ihm über dem Kopfe zusammen.

Drittes Kapitel.

Handelt von häßlichen Dingen.

Die Schlacht von Solferino war geschlagen, der unglückliche Feldzug hatte mit dem Abschlusse der Friedenspräliminarien von Villafranca scheinbar sein Ende gefunden. Vorerst war der Verlust an Land nicht eben groß, der Krieg hatte nur die Lombardei gekostet. Die Rückkehr der Erzherzoge stand in Aussicht, der Papst und der König von Neapel, zwei gute, aber nichts vermögende Freunde Oesterreichs, saßen noch auf ihren Thronen.

Schwerer fielen bei dieser Katastrophe zwei andere Punkte in's Gewicht. Das Ansehen der österreichischen Großmacht hatte einen empfindlichen Stoß in den Augen Europas erlitten, und das seit der Revolution von Achtundvierzig gehandhabte „System" war wankend, war unmöglich geworden, denn der Absolutismus hat militairisches Prestige zur Existenz unumgänglich nöthig.

Oesterreich war wieder an einem der geschichtlichen Wendepunkte seines Daseins angelangt, welche eine Station auf dem Wege zum Verfall bilden, wenn die Herrscher die drohend ernste Mahnung des Schicksals unbeachtet an ihrem Ohre vorübergehen lassen.

Oesterreich ist stolz und nahm den Verlust an Territorium und die Erschütterung seiner europäischen Stellung gewiß nicht auf die leichte Achsel. Ebenso lag ihm Alles daran, das morsch gewordene System zu beleben und der Zeitlage, sowie den Wünschen der Völker gemäß, umzuformen. Es wird sich im weiteren Verlaufe zeigen, welche Mittel und Wege von der Regierung eingeschlagen wurden, um das doppelte Ziel der Rehabilitirung nach Außen und der Selbstverjüngung nach Innen zu erreichen. Vorerst stellte sich die Regierung den öffentlichen Wünschen, die auch allgemeines Murren genannt werden konnten, taub gegenüber, jedoch man affectirte nur diese Gleichgültigkeit, um den Entschließungen und Maßnahmen, die in voller Vorbereitung waren, den Schein freien Willens und freier Selbstherrlichkeit zu bewahren und um andererseits die erregte Stimmung in der ganzen Monarchie austoben zu lassen, welcher im ersten Augenblicke auch größere Concessionen, als man zu ertheilen im Sinne hatte, nicht genügt haben würden.

Wiewohl seit den Niederlagen in Italien mehrere Wochen vergangen waren, hatte sich die öffentliche Meinung nicht beruhigt. Was aber noch weit schlimmer war, selbst in den Reihen der blind gehorchenden Armee zeigte sich eine große Unzufriedenheit, durch die mehr oder minder klare Einsicht der Einzelnen hervorgerufen, daß nicht allein in der Oberleitung, sondern auch in der ganzen militairischen Organisation Gebrechen vorhanden sein müßten, welche sich bei aller Selbstaufopferung und dem über allen Zweifel erhabenen Todesmuth der Mannschaft jedem Erfolg widersetzten.

Gegen das Gemurre des Volkes hilft in der Regel, wenigstens nach österreichischen Begriffen, der Belagerungszustand; wer aber kann über eine mißvergnügte Armee den Belagerungszustand erklären? Da mußte vor allem Andern zur Beschwichtigung der Gemüther etwas geschehen. Mit

einem einfachen Verbot des Murrens war wenig gethan. Selbst nachdem Benedek, der damalige Militair-Gouverneur von Ungarn, den leidigen Hang zum Kritisiren, welcher seit Kurzem unter den Officieren eingerissen, in einem öffentlichen Tagesbefehl auf's Schärfste getadelt hatte, war dieses in den Augen der Regierung bedenklichste unter allen Symptomen an dem kranken Staatskörper nicht verschwunden.

Man mußte sich zu einem Ableitungsmittel entschließen und sich nach einem Sündenbock umsehen, der Alles, was er verbrochen oder nicht verbrochen, auf sich nähme.

Man hatte gleich anfangs, um die Unfähigkeit oder das Unglück der Generale zu entschuldigen, in allen Blättern von Verrath gesprochen und diese Mähr immerfort aufgefrischt, man hatte selbst Namen der bereits in Untersuchung gezogenen Personen genannt.

Nun entschloß man sich, der ganzen Armee für das erlittene Mißgeschick gewissermaßen eine Ausrede zu schaffen, welche um so wirksamer war, als sie einen wahrhaften Krebsschaden vor den Augen der Menschen bloßlegte. Die Armeelieferanten, die wohl seit uralten Zeiten nicht mehr und nicht minder gewissenhaft mit dem Staatsschatze verfahren hatten als diesmal, unter denen stets der ein Ehrlicher war, der nur wenig gestohlen, die Armeelieferanten, die Herren aus den Oekonomie-Commissionen und den Verpflegs-Departements sahen sich plötzlich in Bausch und Bogen angeklagt, nicht allein des Betruges und der Bestechung, was theilweise gewiß nicht ungerecht gewesen wäre, sondern sie mußten auch zu ihrem besondern Erstaunen hören, daß eigentlich *sie* am Verlust der Schlachten von Magenta und Solferino schuldig seien.

Dieses Ankunftsmittel hatte verfangen. Die öffentliche Entrüstung warf sich sofort auf die Viehhändler, Getreidelieferanten und Garnspinner, die mit dem Aerar in Geschäftsverbindung standen.

Die Anklage stieg wie ein Ungewitter empor, das von Tag zu Tag an Umfang und Stärke gewann. Die Officiellen donnerten und blitzten in den Journalen, und die Unabhängigen, zur Mäßigung vom Polizeipräsidium nicht ange-



halten, stellten den Mißbrauch mit immer grelleren Farben dar und forderten ein furchtbares Strafgericht auf die schuldigen Häupter herab.

In dieser Zeit konnte sich ein Mann, wie Arnold Stropp, trotz unverwüstlicher Gesundheit und überfüllter Kasse nicht mehr des Lebens freuen. Er fühlte sich auf seinen Millionen doch schlecht gebettet und träumte allnächtlich von Staatsanwälten und Untersuchungsrichtern. Der alte Fürst Kronenburg hatte ihm zu den ansehnlichsten Lieferungen in allen möglichen Artikeln für den Kriegsbedarf verholfen. Jetzt konnte der Staat nachrechnen, welche Vortheile ihm der Verkehr mit dem gottesfürchtigen Manne brachte, welcher in der Enzdorfer Kirche täglich die Morgenmesse hörte und der dortigen Pfarrkirche eine kostbare Monstranz geschenkt hatte.

Arnold Stropp hatte ein zu fest gepflastertes Gewissen, als daß er durch die ersten Alarmrufe der vereinigten Presse in Schrecken zu versetzen gewesen wäre. Selbst, als er mit den durchtriebensten Collegen und mehreren höheren Functionären des Kriegsministeriums Rücksprache genommen, welche alle in großer Unruhe über die drohende Controlirung ihrer Geschäftsgebahrung gefunden wurden, war er noch immer nicht in's Bockshorn zu jagen.

Dieses Sicherheitsgefühl wurde ihm nicht durch das Bewußtsein, daß ihm nicht juridisch beizukommen sei, eingeflößt, sondern beruhte auf der tröstlichen Erwägung, daß es dem Staate nicht Ernst sein könne, einen Monstreproceß zu provociren, dessen Ergebniß nicht allein den Angeklagten, sondern auch seinem eigenen Ansehen verhängnißvoll werden würde. Vornehmlich aber war es das felsenfeste Vertrauen auf den altösterreichischen Schlendrian, auf welchen der welterfahrene Speculant die Fortdauer seines guten Rufes und seiner ferneren Unbescholtenheit basiren sah.

Arnold Stropp's Betrachtungsweise war, wie die spätere Folge gelehrt, richtig. Der kreisende Berg hatte eine Maus geboren und der Proceß gegen die Schuldigen, die nahebei die ganze Armee hatten verhungern lassen, schrumpfte in ein paar Fälle zusammen, von welchen einer, der gegen Richter, den Director der Creditanstalt, gerichtete Proceß, eher bestimmt

schien, die Fabeln von enormen Unterschleifen zu widerlegen und eine fast peinliche Scrupulosität und an Knauserei grenzende Gewissenhaftigkeit der Armeeverwaltung zu eruiren.

Unter der Last solcher Gerüchte und schlimmen Erwartungen, welche bald näher heranzutreten, bald zurückzuweichen schienen, wurde Arnold Stropp gar sehr von einem harmlosen Billet alarmirt, welches ihm Oberst Rosen, jetzt zum General avancirt, geschrieben und in welchem nichts stand, als daß er Stropp bei sich erwarte. Zum Verständniß dieser Aufregung ist eine kurze Beleuchtung der häuslichen Verhältnisse Rosen's nöthig.

Rosen machte von jeher ein großes Haus. Er war lange in Polen gewesen und hatte allmählich die Sitten jenes gastfreien Landes angenommen. Er war ohne jeden persönlichen Hochmuth, immer aufgeräumt, streng im Dienst, kameradschaftlich außer Dienst, Soldat in der vollsten Bedeutung des Wortes. Major Grün und Oberlieutenant Winter befanden sich gut in seinem Hause, sie waren zwei von ihm unzertrennliche Freunde. Der Oberst ritt die schönsten Pferde und hielt sich Equipage. Er war ein Freund geselliger Feste, bei welchen man auch zu Zeiten eine Partie Macao spielte und die Eingeladenen nicht blos mit Thee und ein bischen Backwerk, sondern mit sumptuösen Soupers bewirthet wurden. Von Zeit zu Zeit veranstaltete er Regimentsfeste, die allerdings den kameradschaftlichen Geist hoben, ihm aber viel kosteten.

So ging es in und außer dem Hause des Obersten jahrelang her. Niemand aber dachte daran, wie dieser große Aufwand bestritten werde? Man wußte nicht, daß er und seine Frau von Haus aus ohne Vermögen waren. Nur die Dienstmägde der Nachbarinnen schwatzten, daß es merkwürdig sei, wie viel verdächtige Gesichter und ordinäre Gestalten zu Zeiten in das Haus des Obersten kämen. Es waren Juden, Zubringer ꝛc.

„Verschuldet wie ein Stabsofficier,“ ist ein Sprichwort in Oesterreich; Oberst von Rosen machte das Wort in der That wahr.

Dabei war Oberst Rosen ein tapferer und verdienter

Officier. In der zweitägigen Schlacht von Kapolna hatte er als Rittmeister seine Schwadron mit der größten Entschlossenheit in's heftigste feindliche Geschützfeuer zur Attake geführt. In Folge davon war er decorirt worden und zum Major avancirt.

Im Feldzuge vom Jahre 1859 war ihm abermals eine der glänzendsten Waffenthaten zugefallen. Seine Action am Tessin war einer der Lichtpunkte in dieser Kette düsterer Calamitäten gewesen. Aber er hatte dabei auch viel Mannschaft und Officiere, unter den letzteren den Oberlieutenant Winter an seiner Seite verloren.

Der Tod dieses Mannes war für ihn ein schrecklicher Verlust. Er hätte in dem Gemetzel, das damals stattfand, ein oder zwei Compagnien mehr mit kaltem Blute können fallen sehen — als aber Oberlieutenant Winter stürzte und den Geist aufgab, erstarrte sein Blut, denn Winter war sein Vertrauter, sein Rechenmeister und — leider auch sein Spießgeselle!

Oberst von Rosen, dieser glänzende Officier, hatte nämlich seit Jahren falsche Bücher und Rechnungen geführt, dieser ritterliche Lebemann war nicht besser als ein gewöhnlicher Betrüger...

Arnold Stropp hatte seit Jahren in Verbindung mit ihm gestanden. Kurz vor dem letzten Feldzuge, da Rosen als Präses einer Commission des Kriegsministeriums fungirte, war der Verkehr wieder ein sehr lebhafter gewesen. Als der Speculant, dem erhaltenen Billet zu Folge, zu Rosen eilte, hatte er eine Untersuchung wegen Lieferungen schon vor Augen, und es schien ihm höchst wahrscheinlich, daß er die Staatsanwälte, die er so oft im Traume geschaut, nun auch in Wirklichkeit vor sich sehen werde.

Seine Stimmung ward eine noch gedrücktere, als er, bei Rosen eingetreten, diesen ganz verändert fand. An der Stelle seines jovialen Gesichtsausdrucks saß ein wilder Ernst mit katzenjämmerlichem Kleinmuth vereint.

„Großer Gott!" rief Stropp, ganz ergriffen und von einer Theilnahme erfaßt, die allerdings dem Gefühl seiner eigenen Gefahr entstammte. „Was giebt's? Hat man etwas

geplappert? Bei meiner Seele, wir stehen so unanfechtbar da, daß uns nur zehn Dummköpfe zu ruiniren vermögen!"

„So weit ist es nicht, liebster Stropp!" versetzte Rosen. „Diesmal handelt es sich nur um meine Haut —" er sprach die Worte sehr gedämpft, düster, und senkte beschämt die Augen.

„Was Sie da sagen?" rief der Speculant, wie neugeboren, froh, daß er nicht im Spiele, mit wiedererwachendem Humor. „Weiß Gott, ich habe schon gedacht, daß man jede Elle Tuch nachrechnen will, die ich geliefert habe, oder — daß —"

„So weit ist's nicht!" fuhr Rosen, dem jeder Spaß widerlich sein mußte, dazwischen. „Ich habe Ihnen gesagt, daß nur ich in der Tinte sitze." Er schlug die Augen nieder und wendete sich, wie im Zorne über sich selbst, ab.

„Das bedaure ich —" murmelte Stropp, nur mechanisch. „Aber reden Sie, was soll ich?"

„Reden!" rief Rosen bitter. „Es ist schrecklich, seine Schande auszusagen! Schrecklich!"

„Wie man eben Alles auffaßt," erwiderte Stropp, der diesen Kampf nicht begriff. „Von Schande ist nicht eher die Rede, als bis man nicht mehr weiß, wie ihr auszuweichen! Da wird's noch ein Mittel geben, und wenn Sie keins wissen, so kann mir eins einfallen..."

„Ja, bester Stropp," rief Rosen lebhaft, „Sie sind mein Rettungsanker, wenn — Sie es sein wollen. Deshalb habe ich Sie gerufen, zu mir gebeten —"

„Nun denn, heraus mit der Farbe!" rief der Speculant.

„Es sei," sprach Rosen, der wieder eine Weile verstummt sitzen geblieben war. „Ich muß ja reden, denn jede Minute, die ich länger schweige, ist vielleicht ein unersetzlicher Zeitverlust. Also hören Sie: gestern habe ich meine Ernennung zum General und Verpflegungs-Intendanten erhalten —"

„Zum General und Verpflegungs-Intendanten!" rief Stropp entzückt. „Das fängt gut an, und ich wollte noch mehr solche Malheure hören!"

„Ich habe vorerst an diesem genug," versetzte Rosen, der aus seiner düstern Stimmung nicht herauszuwerfen war.

„Es ist wirklich ein Malheur, wenigstens unter solchen Umständen —“

„So, so, jetzt begreife ich,“ gab Stropp, ein divinatorischer Geist, zur Antwort. „Sie kriegen einen Nachfolger, und die Rechnungen, welche zurückbleiben —“

„O, wie der Mensch so leichtsinnig sein kann!“ rief Rosen, sich an die Stirn schlagend. „So ist es; so wie Sie sagen, ist es! Meine Rechnungen sind in argem Wirrwarr, meine Kasse —“

„Hat ein Deficit,“ fiel ihm Stropp coulant und munter in's Wort. „Natürlich! Welche öffentliche Kasse in Oesterreich kann in diesen Zeiten einen Ueberschuß aufweisen?“

„O, wenn ich doch auch Späße machen könnte!“ rief Rosen mit lautem Schmerzensausdruck. „Aber leichter fiele es mir jetzt, mir eine Kugel vor den Kopf —“

„Ach was! Kugel vor den Kopf!“ rief Stropp mit verächtlicher Miene. „Das ist der Fehler von Euch Herren, daß Ihr die Kaufleute spielt, insofern Ihr ruhig und sicher einstreicht. Wenn aber eine Schwierigkeit kommt und Ihr selber zahlen sollt, da redet Ihr von Unglück und stellt die Ehre voran. Wie viele Male hätte ich mich schon erschießen müssen! In einer Geldverlegenheit muß man als Kaufmann, nicht als Officier denken.“

„Entschuldigen Sie, lieber Stropp, daß meine Ehre ein bischen erwacht,“ sagte Rosen bitter, eigentlich in stiller Wuth, aber nicht im Stande, seinen Grimm einem Manne zu zeigen, dessen Hülfe er in Anspruch nehmen mußte. „Ich will also als Kaufmann mit Ihnen reden, leider als ein bankerotter. Wie schon gesagt, schließt meine Beförderung zum General alles Unglück in sich. Ich habe es vorhin nicht umsonst ein Malheur genannt. Mein Nachfolger kann alle Minuten erscheinen und meine Rechnungen —“

„Wer ist Ihr Nachfolger?“ fragte Stropp. „Haben Sie keine Kenntniß davon? Keine Ahnung?“

„Ich weiß nichts!“ war die Antwort. „Im Grunde datirt das Malheur von der Stunde an, da mein Adjutant, Oberlieutenant Winter, den Sie ja auch gekannt haben, in der Schlacht fiel — und als —“

„Ein geriebenes Männchen, der Oberlieutenant Winter," warf Stropp lächelnd und in bescheidenem Tone hin; doch, wie um das Geständniß Rosen's nicht allzu sehr zu unterbrechen, schwieg er plötzlich.

„Dieser Mensch war mein Factotum!" hob Rosen wieder an. „Er leitete meine Kanzlei und führte alle meine Journale, kurz er war mir Alles. Ich kümmerte mich beinahe um nichts. Nun gut, er fiel, fiel bei Magenta. Das will nichts heißen! Da regnete es Tod. Aber — als wenn der Teufel die Hand im Spiele hätte — trifft mich noch ein anderer Schlag! Oberlieutenant Fries, mein Proviantofficier, wird hinten, in der letzten Reserve, durch das Sprenggeschoß eines jener vermaledeiten französischen Geschütze getödtet! Stropp, das heißt Unglück haben! Etwas, was gleichsam gegen allen Verstand ist, geschieht, um mich zu verderben! So stehe ich nun da. Ich bin zu sehr Soldat, um ein guter Buchführer zu sein. Als Winter gefallen, war ich gezwungen, meine Journale selbst zu studiren. Ich fand dieselben in einem sehr verwahrlosten Zustande, ärger als ich mir vorgestellt und dem Verstorbenen zugetraut hätte. Zum Glück, wiewohl nicht ganz ohne mein eigenes Zuthun, war an Winter's Stelle ein Nachfolger getreten, der mir mit wahrhafter Freundschaft und Liebe zugethan ist. Es ist Oberlieutenant Oskar Wallberg. Kennen Sie ihn?"

„Nein!" war die Antwort.

„Nun, das ist der trefflichste junge Mann," fuhr der neuernannte General fort, „aber ein bischen Phantast und als solcher kein Rechner, überdies eine so arglose Natur, daß er weder von dem Zustande der Journale, die er übernommen, noch weniger von der jetzigen compromittirten Stellung seines Chefs eine Idee besitzt. In der Befürchtung des Aergsten, habe ich ihm Alles, Proviantur und Adjutantur, übergeben, an den Hals geworfen! Nun ja, das geht so einstweilen. Es hat das Gute gehabt, daß mein Geheimniß bis jetzt bewahrt worden ist und ich auf keine Schwierigkeiten gestoßen bin, von ihm zu erlangen, was die Lage erheischt. Wallberg läßt sich gängeln wie ein Kind, und ich habe leider seine Arglosigkeit genugsam gemißbraucht! Doch weiter nützt er mir nichts,

während Winter bei seinem Geschäftsgenie und namentlich seiner Routine mit Manichäern gewiß Mittel und Wege gefunden hätte, mich aus dieser Patsche herauszuführen. Das ist ungefähr die Lage, lieber Herr Stropp — und, wie Sie sehen, eine diabolische!"

„Offen gesagt," sprach Stropp, „werde ich in Ihre Lage erst dann klar sehen, wenn ich einen Blick in Ihre Bücher werfen könnte!"

„Das können Sie!" rief Rosen, auf einen Secretär zugehend. „Ich bin auf diesen Fall vorgesehen."

Mit diesen Worten legte er einen Stoß Hefte und Rechnungen auf den Tisch.

Nachdem Arnold Stropp in diesen Papieren eine gute Viertelstunde nicht blos mit Neugierde, sondern mit echt geschäftsmäßiger Vertiefung studirt und sie alle durchgestöbert hatte, sagte er:

„Diese Rechnungen weisen allenthalben starke Kassenreste aus und die Kasse selbst wird nicht viel haben. Herr General, ich habe mir, offen gesagt, Ihre Buchführung wirklich noch unordentlicher gedacht! Ich habe nicht nachgezählt und nachgerechnet, kann aber — wenn ich die Genauigkeit der Ziffern voraussetze —"

„O gewiß, das können Sie!" rief Rosen lebhaft hinein.

„Nun," — fuhr Stropp fort, „dann ist das Ganze auch übersichtlich genug! Mit einem Worte: an Unordnung leidet Ihr Rechnungswesen nicht, aber an etwas Schlimmerem — es flößt auf jedem Blatte Verdacht und Mißtrauen ein. Man sieht Lücken, die mit frischer Hand ergänzt sind, eingeschobene Blätter, eingeschaltete und gestrichene Zeilen —"

„Herr Stropp," protestirte Rosen lebhaft, „Soldaten sind nicht vollendete Procuraführer! Diese Mängel, wenn sie vorhanden sind, wären Nebensachen, wenn die zwanzigtausend Gulden, die der Staat in meinen Büchern gut hat, in der Kasse wären und nicht blos auf dem Papier."

„Hm, hm! zwanzigtausend Gulden!" murmelte Stropp. „Viel Geld — sehr viel, wenn man es mit einem Male auf den Tisch legen muß — indeß — indeß, nun ja — hol's der Teufel, ich will sie Ihnen vorstrecken."

„Sie würden —?“ rief Rosen, die Arme öffnend. „Sie sind ein Mann von Herz!“

Er schüttelte Stropp warm die Hände.

„Machen Sie kein so großes Wesen daraus!“ erwiderte der Geschäftsmann trocken. „Ich habe mit Ihnen schon ein schönes Stück Geld verdient. Von unserem letzten Feldzuge bin ich ungemein befriedigt — da ist Alles über meine Erwartungen gut gegangen! Uebrigens helfe ich auch keinem Undankbaren. Sie sitzen jetzt an der Quelle. Ihre höhere und einflußreichere Stellung wird uns ein erweitertes Feld zu Unternehmungen und Geschäften bieten!“

„Zählen Sie auf mich, theuerster Freund!“ rief Rosen mit erleichtertem und freudig bewegtem Herzen. „So lange Sie mich diesen Kopf auf meinen Schultern tragen sehen, denken Sie: daß er nur durch Ihre Fürsorge ganz geblieben!“ Er öffnete eine Schublade und wies auf ein paar Pistolen. „Sehen Sie da — die letzte Arzenei, das letzte Pülverchen, die letzte Pille war in Bereitschaft! Sie sind beide geladen! In demselben Augenblicke, wo die Commission bei mir eingetreten wäre, hätte ich mir — — Und ich habe doch Weib und Kinder — Kinder, die ich so liebe!“

Stropp ging mit abermaligen Versicherungen hinaus.

Als er draußen war, wischte sich Rosen die Stirn mit dem Tuche.

„Todesschweiß!“ murmelte er. „Mit solchen Stunden, Tagen, Wochen, wie ich sie jetzt erlebe, büßt man viel ab. Und jetzt — seine Schande offenbaren zu müssen — solchen Menschen! Schrecklich, schrecklich! Ob er mich jetzt rettet? Ich will's hoffen!“

Er warf sich in einen Fauteuil und blieb wie todmüde liegen.

Ein paar Stunden darauf war die fehlende Summe von Stropp angelangt.

Rosen deponirte sie sofort in die Kasse, welche sich wohl schwerlich seit ihres Bestandes eines so starken Inhalts erfreut hatte.

Viertes Kapitel.

Handelt von Rosa's Flucht.

Die dritte Nacht war um, seitdem Papa Stöckler seine Tochter vermißte. Alle Nachforschungen bei der Polizei und anderswo waren erfolglos geblieben.

Konnte es als Trost gelten, daß in der ganzen Unglücks-chronik der Journale von keinem Falle und von keinem Fund die Rede war, der auf Rosa bezogen werden konnte? So manches Unglück gelangt erst spät zur Kunde der Leute. Aber für den unglücklichen Vater war es doch ein Trost — der letzte, einzige, den er hatte.

Nachdem er bei allen Personen seiner Verwandtschaft, bei welchen Rosa ein Unterkommen hätte finden können, telegraphisch angefragt hatte und ihm von keiner Seite ein Aufschluß über dies räthselhafte Verschwinden zugekommen, blieb er niedergedonnert. Dann aber zeigte sich eine neue Hypothese, und wiewohl in vorhinein als unwahrscheinlich erkannt, zog er sie doch in Erwägung.

„Wenn," sagte er zu sich, „doch am Ende Kronenburg mit seinem Verdacht das Rechte getroffen hätte? — solche Subjecte haben wirklich einen Instinct des Bösen! Wenn dieser Herr Haldenried sie bethört hätte und mit ihrer Flucht im Zusammenhange stände? Rosa — bei Gott! ich habe die beste Meinung von ihr — und doch — ich weiß, daß sie oft an ihn gedacht hat und von ihm wie verzaubert war. Die Sache ist denkbar. Es spricht zwar kein einziges Anzeichen dafür — aber das scheinbar Unmögliche ist manchmal richtig das Geschehene..."

Sogleich machte er sich auf den Weg. In dem ihm bezeichneten Hause angelangt, fragte er nach, ob er Herrn von Haldenried sprechen könne.

„Warum sollen Sie ihn nicht sprechen können, wenn er

zu Hause ist?" erwiderte ihm ein gutmüthiger alter Diener. „Der gnädige Herr ist seit vorgestern wieder in Wien."

„Er war abwesend?"

„Zwei volle Wochen. Da unten in Italien, bei seinem Bruder, dem Herrn Major."

„Zwei Wochen!" dachte Stöckler, während er dem vorangehenden Diener über die Treppe hinauf folgte. „Damit ist meine Anfrage schon so gut wie erledigt. Er wird von gar nichts wissen. Vergeblicher Gang!"

Er wäre ohne Weiteres umgekehrt, wenn ihm eine passende Ausrede eingefallen wäre; aber während er sie noch suchte, war der Alte, ihn anzumelden, bereits eingetreten.

Einige Augenblicke später stand Stöckler in Bruno's Arbeitszimmer. Es war nicht prächtig, aber mit großem Comfort ausgestattet. Die schweren violetten Vorhänge, von reichen Bronzeringen festgehalten, ließen nur ein gedämpftes Licht herein. Die dunkelbraunen Tapeten waren der passendste Hintergrund für die tropischen Pflanzen und Blüthengewächse, die allenthalben zu finden waren, wo ihnen die breiten Bücherschränke Platz ließen. Auf einer Console stand eine Bronze von hohem Werth: die Figur eines römischen Ringkämpfers. Alte Glaspocale von seltsamen Formen, mit Wappen bemalt, Fayencegefäße, Schnitzwerke von Stein und Elfenbein waren Erinnerungen, die der Kunstkenner von seinen Reisen mitgebracht. Die Einrichtung von braunem, brasilianischem Holze, nicht üppig, doch von einladendster Bequemlichkeit, vervollständigte den milden, poetischen Eindruck des Ganzen.

„Diesem Manne scheint es merkwürdig gut zu gehen," murmelte Stöckler. „Wie kommt doch so Einer dazu, sich, wie er es gethan, an Revolutionen zu betheiligen!"

Was versteht eine Natur wie die Stöckler's von dem Gemüthe eines Mannes wie Bruno!

Doch dieser war bereits eingetreten. Stöckler begann damit, ihm zu sagen, daß er, Bruno Haldenried, den unglücklichsten aller Väter vor sich sehe. Es habe ein kleiner häuslicher Zwist zwischen seiner Tochter Rosa und ihm stattgefunden, das Mädchen habe in Folge ihres reizbaren Naturells eine oder die andere Aeußerung falsch aufgefaßt,

nun vermisse er sie den dritten Tag, suche und frage allenthalben herum.

„Ihre Tochter ist fort, und da kommen Sie zu mir?“ fragte Haldenried sehr befremdet.

„Ja, auch zu Ihnen!“ entschuldigte sich Stöckler. „Sie müssen es schon einem unglücklichen Vater verzeihen, wenn er allenthalben anklopft! Mir sagt eine innere Stimme, daß meine Rosa nicht aus der Welt gehen möchte, ehe sie noch einmal mit Ihnen gesprochen hätte.“

„Aus der Welt gehen — warum nehmen Sie gleich das Schlimmste an?“ fragte Bruno. „Für die Flucht eines jungen Mädchens giebt es meist eine viel leichtere Erklärung: eine Liebschaft... Oder stände es wirklich schlimmer? — Ich habe eine Person bei Ihnen angetroffen, deren Verderbtheit und Gewissenlosigkeit notorisch ist.“

„Sie meinen den Fürsten? O, über den sind mir die Augen aufgegangen!“ rief Stöckler. „Das ist ein böser, ein schändlicher Mensch! Der ist ja auch Ursache an allem meinem Unglück. Meine Rosa glaubte sich von ihm verfolgt und in ihrer Ehre bedroht —“

„Bedroht, da sie doch bei Ihnen war?“ fragte Bruno. „Mehr bedroht bei Ihnen, als wenn sie allein?“

„Wohl dürfen Sie sich darüber wundern,“ erwiderte Stöckler. „Aber das ist ja eben der Jammer! Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen werden, da Sie das an sich selber nie erfahren haben, Herr Haldenried, aber ich sage Ihnen, es kommen, wenn Alles im Leben auf Einen hereinstürmt, Lagen vor, welche die Köpfe so confus, ja verrückt machen, daß der Vater das Kind, das Kind den Vater nicht mehr versteht oder mißversteht. So war es bei uns, und in einem solchen Augenblicke ist meine Rosa, weil sie an mir irre geworden war, mir bei Nacht und Nebel davongelaufen.“

Er fing bitterlich zu weinen an.

Vor Haldenried's Augen lag Alles jetzt klar genug da. Vor seinem Geiste tauchte Rosa's Gestalt blitzartig empor. Er gedachte der kleinen Violinspielerin von Olmütz, die ihm, dem Gefangenen hinter Kerkergittern, das Ständchen gebracht, und des hohen, schlanken Mädchens, das ihn noch neulich mit

so hellen, vor Freude und Dankbarkeit funkelnden Augen angesehen. Die Klage des Vaters erschütterte ihn. Er sagte mit verhaltener Ergriffenheit:

„Es ist eigen mit der Kunst. Ich sehe immer wieder, wie ein tragisches Verhängniß hereinbricht, wenn eine Familie sich auf sie allein stützen will. Stöckler, Sie haben schreckliche Erfahrungen gemacht! Ich will hoffen, daß sich noch Alles zum Guten wende und Sie Ihr Kind wiederfinden — und zwar so, daß Sie sich freuen können, es wiedergefunden zu haben. Geben Sie die Hoffnung in diesem Punkte nicht auf! Nach Ihren Andeutungen sind Ihre ökonomischen Verhältnisse arg zerrüttet und Ihre Stellung hier ist unhaltbar. Ich helfe gern, wo ich helfen kann. Wenn Sie Wien verlassen wollen — ich bin erbötig, Ihnen auf einem meiner Güter eine Stelle zu geben, wie sie Ihren Fähigkeiten und Ihrem Willen zusagt. Reden Sie darüber mit meinem Freunde Grauwak, der ja ein alter Bekannter von Ihnen ist. Wenn Sie sonst noch meine Hülfe brauchen, sie soll Ihnen nicht abgehen. Und nun trocknen Sie Ihre Thränen und forschen Sie guten Muthes weiter. Ich selbst will hoffen, ja, ich hoffe zuversichtlich, daß die Hand noch lebenswarm ist, warm und rein, welche den Ring meiner Mutter trägt!"

„Sie nannte ihn immer ihren Talisman!" rief der Alte mitten unter seinen Thränen und griff nach Bruno's Hand, als ob er sie küssen wolle. Dieser entzog sie ihm rasch. „Also reden Sie mit Grauwak!" sagte er noch einmal und entließ den Armen.

Dieser trat den Rückweg nach Hause beschleunigten Schrittes an. Seine Lage hatte sich wenigstens insoweit gebessert, als eine Hoffnung für ihn und sein zweites Kind da war. „Neulich," dachte er bei sich, „hatte ich eine Tochter, aber keinen rechten Gönner, heute habe ich einen Gönner, den edelsten — gefunden, da habe ich meine Tochter verloren! Ach, es scheint bestimmt zu sein, daß mir Alles im Leben schief gehen soll."

Mit Rosa Stöckler verhielt es sich inzwischen folgendermaßen:

Nach dem Zwiegespräch mit ihrem Vater war ihr zu Muthe, als sei das Band zwischen ihr und ihm zerrissen.

Flucht war nur Nothwehr. War sie denn nicht hier bedroht, wo sie Schutz zu suchen und zu finden berechtigt war? Sie hatte den Vater Stufe um Stufe bis zum Kuppler herabsinken sehen. Ein Gedanke, den sie schon die ganze letzte Zeit hindurch im Dunkeln genährt, beherrschte sie jetzt mit siegreicher Gewalt und wurde Entschluß. Sie wollte fort. Fort aus dieser Wohnung mit den geschenkten Möbeln, fort aus diesen Räumen, wo die Menschen sie nur für die Maitresse des Fürsten halten mußten, und wo die Schande ihrer wartete, wenn sie sie bisher noch nicht ereilt. Wohin sollte sie? Das wußte sie vorerst noch nicht, aber im niedrigsten Dienste meinte sie zufriedener zu sein als hier.

Als sie nach dem Nachtessen in ihr Zimmer trat, hätte sie gern noch mit ihrer Schwester über den beabsichtigten Schritt gesprochen, aber Emma hätte sie gewiß nur aufhalten wollen und sie mußte fort. Eilig, wie im Fieber, fuhr sie auf ihrer Stube umher, raffte ein paar Kleinigkeiten zusammen und steckte sie in eine Handtasche. Dann setzte sie den Hut auf und nahm ihre Mantille um. Sie horchte. Der Vater war zu Bette gegangen, Alles still. Jetzt mußte es geschehen und rasch!

Ihr Blick fiel auf ihre Geige, die auf einer Commode lag. „Du hast mich gefreut und getröstet, als ich dich auf meinem Zimmer spielte,“ dachte sie, „als ich dich in die Welt mitnahm, wandtest du dich ab von mir. Der alte stelzbeinige Bettler hat Recht behalten. Ob ich dich je wiedersehe? Jetzt heißt es scheiden. Fahre wohl!“

Ihr Zimmer hatte seinen eigenen Ausgang; sie öffnete ihn, verschloß ihn hinter sich und eilte die Treppe hinab. In der Küche, an einer ihr bekannten Stelle, fand sie den Hausschlüssel. Sie öffnete, trat hinaus, blickte noch einmal hinauf zu den dunkeln Fenstern, die sie nie wieder sehen wollte, und lief nun, so rasch sie nur konnte, durch den Garten hinaus, die mauerumzäunten Weinberge entlang, bis sie auf den kleinen Platz vor der Kirche kam.

Dort standen die Omnibusse. Der letzte, der heute abging, war im Abfahren. Rosa hatte noch Zeit, hineinzu-

springen, und fort ging es mit schwer trabenden Pferden der „Linie" zu, den Vorstädten, der Stadt entgegen.

Während sie so, die Handtasche auf den Knieen, unter ihr ganz fremden Leuten saß, dachte sie nach, was sie weiter thun wollte. In einem Landstädtchen in Mähren lebte eine weitläufige Verwandte, welche vermögend war, und eine große Wirthschaft und so zahlreiche Familie hatte, daß sie ihren Haushalt kaum allein übersehen konnte. Diese wollte Rosa aufsuchen und sie bitten, sie bei sich zu behalten.

Das war die einzige Seele, von der sie sich Hülfe versprechen könnte.

„Wohin ist's mit mir gekommen!" dachte die Arme. „Ich muß fort, in die fremde Welt, nur damit ich ehrlich bleiben darf! Wohin ist's mit meinem Vater gekommen? —! Meine arme Schwester!... wie sie um meinetwillen in Kummer sein wird! Ich werde ihr schreiben, sobald ich selbst ein Obdach habe; vielleicht wird sie mir nachkommen. Ob ich ihn je wiedersehe, da ich doch Wien, vielleicht auf immer, verlasse?" fragte sie dann, und ihre Gedanken meinten Bruno. „Er denkt wohl gar nicht an mich!" seufzte sie. „Wenn er aber wüßte, was ich thue, er müßte mich um dieses Schrittes willen achten."

Gestehen wir's, daß im Hintergrund ihrer Seele noch ein anderer, ein gar phantastischer Gedanke stand, den sie vor sich selbst geleugnet hätte und der doch da war: sie könne doch noch einmal Bruno's Augenmerk auf sich ziehen. Als armes Mädchen bei fremden Leuten konnte sie doch noch hoffen, ihm etwas zu sein, als Maitresse des Fürsten nie..."

Jetzt fiel ihr ein zu fragen, ob wohl noch so spät ein Bahnzug nach Mähren abgehe. Sie hörte, um Mitternacht. Nun fiel ihr ein, nachzusehen, ob sie wohl genug Geld zur Reise nach Mähren habe. Ein Blick in ihr Portemonnaie und sie fuhr zusammen. Alle ihre Pläne schienen plötzlich zunichte geworden. Es waren nur ein paar Gulden darin. Der Vater ließ nie Geld in ihren Händen.

Plötzlich ganz muthlos geworden, ja niedergeschmettert, saß sie jetzt da. Ihre Unbesonnenheit, mit so überstürzter Eile und kurz vor einbrechender Nacht davongegangen zu

sein, ward ihr klar. Sie hatte selbst damit alle Schwierigkeiten ihrer Flucht gesteigert. Wo würde sie die Nacht zubringen? Wo die Nacht abwarten?

Ein um's andere Mal setzte der Wagen Passagiere ab, endlich hielt er ganz still. Er war am Ende seiner Fahrt angelangt.

Rosa befand sich in der Mitte der großen, vor einer Weile noch menschendurchwogten, jetzt aber schon stille gewordenen Stadt, auf dem Stephansplatze. Ihr entgegen blickte der Graben. Aber sein Tagewerk war zu Ende. Vor die blinkenden Juwelierladen und prunkhaft gleißenden Waarengewölbe wurden wieder einmal die Riegel geschoben. Genug für heute! Nur die Cafés, Restaurants, Conditoreien und Tabaktrafiken waren noch helle.

Von den grellbeleuchteten Plätzen und größeren Straßen, auf deren Trottoir behagliche Müßiggänger, die Cigarre im Munde, flanirten und manche geputzte Dame mit geschminkten Wangen vorüberrauschte, kehrte sich Rosa den Seitengassen zu, die mit ihren hohen, dunkeln Häusern dem alten Wien einen so eigenthümlichen unerfreulichen Charakter geben. Manche dieser Gassen waren noch belebt, andere leer. Rosa irrte bald dahin, bald dorthin. Sie hatte die fixe Idee, irgend eine ältliche Frau, die ein gutes, freundliches Gesicht habe, ansprechen zu wollen und an diese die Bitte zu stellen, sie bei ihr über Nacht zu behalten. Es kamen ihr manche alte Frauen in den Weg, aber keine einzige, deren Gesicht ihr solches Vertrauen einflößte, und ängstlich, wie ein unflügger Vogel, den Knaben aus einem Busch in den andern jagen, flog sie weiter, den Schleier vor dem Gesichte.

„Wer mich sieht," dachte sie, „was wird der von mir halten? Ich ziehe wie ein Nachtfräulein umher!"

Nun blieb wohl nichts übrig, als in einen Gasthof einzutreten, dort ein Zimmer zu verlangen und den Tag abzuwarten. Aber dazu gehörte ein Muth, den sie nicht besaß. Wofür würde der Portier, der Kellner, das Stubenmädchen sie halten? Sie mußte auch ihren Namen auf einen Zettel schreiben, der morgen früh zur Polizei käme. Sie konnte es

zu keinem Entschluß bringen; darüber verging eine Viertelstunde um die andere.

Mitternacht hatte geschlagen. Die Straßen waren jetzt recht leer. Rosa's Lage war für ein Mädchen ihres Alters und Charakters schrecklich. Sie ängstigte sich vor jedem daherkommenden Menschen, wich bald dahin, bald dorthin aus und suchte die dunkelsten Schatten.

Sie war inzwischen an's Wasser gekommen. In langen Reihen brannten die Gaslaternen und spiegelten sich im schwarzen Gewässer, Wagen um Wagen rollten mit monotonem Geräusch einem nächtlichen Belustigungsorte zu, der Nachtwind pfiff scharf und kalt. Rosa fühlte sich todmüde und bebte vor dem Gedanken, daß ein Polizeimann sie anhalten und nach ihrem Wege fragen könne.

Jetzt waren auch die Gasthöfe geschlossen, in welchen sie noch vor kurzer Zeit hätte eintreten können.

Eben war Rosa, welche plötzlich wieder die Richtung gegen die innere Stadt eingeschlagen, um die Ecke einer kleinen und finstern Gasse gebogen, als ein paar junge Leute, die aus einer Weinstube traten, ihr entgegensprangen.

Der Eine fing sie zwischen den Armen auf — sie riß sich los, da hatte sie schon der Zweite um die Taille gefaßt.

Sie hatte alle Mühe, sich loszumachen.

Mit einem Male hatte sie schrecklicher als je die Angst der Obdachlosigkeit befallen. Wie ein Blatt, das vor dem Herbststurm hinfliegt, eilte sie dahin und flüchtete sich endlich unter das Portal eines großen Herrschaftshauses, vor welchem zwei Laternen brannten.

Sie war so müde vom stundenlangen Umherirren und allen Gemüthsaffecten, die sie durchgemacht, daß die Füße unter ihr wichen. Sie sank auf einen Eckstein nieder und brach in ein krampfhaftes Weinen aus.

„Wie unglücklich bin ich!“ schluchzte sie. „Und was kann ich vom Leben erwarten? Das Beste wäre, ich wäre todt!“

Sie mochte längere Zeit so dagesessen sein. Oben in dem großen, finstern Herrschaftshause mußte wohl eine Soiree stattfinden. Ein Gesurre von Stimmen drang herunter, und durch die Lücken der herabgelassenen Damastvorhänge

quollen schmale Lichtstreifen auf's Pflaster. Rosa bemerkte das erst nach einer geraumen Weile. Jetzt verstummte das Surren der Stimmen, ein paar Accorde auf einem prachtvollen Piano erklangen, virtuose Läufe stiegen mit dem Tone eines Wirrwarrs von Sturmglocken auf und nieder, ein melodischer Tumult von Tönen.

Da löste sich endlich eine klare, reizendschöne Melodie los; es war, als plätschere ein Wasserfall im Sonnenschein, in einer lachenden Wildniß, netze mit seinem sprühenden Schaum allerlei grüne transparente Ranken, falle melodisch aus einem Steinbecken in's andere ...

Rosa, die bisher in Trostlosigkeit dagesessen, erhob, als diese Töne an ihr inneres Ohr drangen, plötzlich das Köpfchen und blickte mit einer unbeschreiblichen Ueberraschung empor.

Zuerst meinte sie zu träumen.

Das Tonstück, das sie da hörte, war die neueste Composition Weißborn's und sie selbst hatte sie die „Cascade" getauft.

Die Präcision, Klarheit und Brillanz des Vortrags setzten es außer Zweifel, daß der Musiker selbst seine Composition vortrage.

„Weißborn ist da!" hauchte sie, und ihr war, wie wenn ihr, von einem wilden Wasserstrudel umrungen und schon halb dem Untergehen nahe, eine Hand entgegengestreckt würde.

„Weißborn ist da!" wiederholte sie, wie aus einem bösen Traume erwachend.

„Die beste Seele! Und ich hatte sein ganz vergessen!"

Ihn zu finden mitten in der Nacht, war fast ein Wunder. Ihr Zittern verließ sie, ihr Muth war wieder da.

Sie stand auf und öffnete den Thorflügel, der nicht geschlossen war.

Der Portier wachte noch in seiner Loge.

„Ach, welches Glück! Sie sind noch auf, Herr Portier?" redete sie furchtsam, mit einem bittenden Blick ihrer schönen Augen die stattliche Persönlichkeit in dem mit Goldtressen besetzten Rocke an, die sich langsam erhob und ihr entgegentrat, nicht ohne gleich den Stock mit vergoldetem Knopfe zur Hand zu nehmen. „Sie kennen doch Herrn Weißborn —"

„Nein!“ erwiderte der Mann, mit dem ganzen Gefühl seiner Würde das Mädchen betrachtend und von Kopf zu Fuß messend.

„Er ist Professor am Conservatorium — er hat soeben oben gespielt —“ bemerkte Rosa ganz schüchtern.

„Wohl möglich,“ erwiderte der Mann. „Wenn bei Ihrer Excellenz Soiree ist, wird immer einer oder der andere Musiker geladen.“

„Er ist oben, glauben Sie mir! Herr Portier, wollten Sie wohl so gut sein, mir den Herrn herunterzurufen?“

Der Portier sah das Mädchen eine Weile an und sagte dann: „Meine Liebe, das geht wohl in einem Wirthshaus, aber nicht hier —“

Es schien, als ob er sie kurz abfertigen wollte.

Indeß hüpfte die Melodie der sonnebeleuchteten Cascade wie ein sprühender Perlenregen. Das Tonstück war mit stürmischem Applaus nochmals begehrt worden.

„Es geht, es geht, wenn Sie nur wollen!“ rief Rosa immer dringlicher. „Ich muß ihn wirklich dringend sprechen, Herr Portier! Ich heiße Rosa Stöckler. Sie werden sehen, daß Herr Weißborn, wenn Sie ihm meinen Namen nennen, gleich herabkommt. Wie heißt denn die Herrschaft, bei welcher die Soiree stattfindet?“

„Ihre Excellenz die Baronin von Greifenstein!“

„Von Greifenstein? —“ rief Rosa mit dem Ausdruck freudigster Ueberraschung. „Leonie von Greifenstein? O, Herr Portier, da dürfen Sie um so ruhiger hinaufgehen. Die Baronin kennt mich ja und ist sehr freundlich mit mir gewesen — selbst wenn sie es erführe — ich werde mich durch Herrn Weißborn an sie wenden —“

„Nun, ich will sehen, was ich thun kann,“ erwiderte der Portier nach einigem Bedenken. „Zwar — so in der Nacht — es ist bald halb Zwei — ein Fräulein allein — die Sache kommt mir sonderbar vor — und meinen Posten darf ich schon gar nicht verlassen. Du — Frau —“

Er wandte sich an seine Gattin, welche zwischen der Thüre der Portierswohnung die ganze Unterredung mitangehört hatte.

Die leise geführte Besprechung, die nun folgte, mußte wohl zu Rosa's Gunsten ausgefallen sein, denn die Frau ging hinauf, wie sie sagte, um mit dem Kammerdiener zu sprechen.

Rosa war ruhiger geworden. Ein Glücksfall mitten im Unglück! Leonie war ihr ja so freundlich entgegengekommen, ein so sympathisches Feuer hatte dabei aus ihren Augen geleuchtet. Auf Rosa's Zimmer lag noch immer das Bouquet, das sie ihr geschenkt, jetzt freilich schon ganz welk, aber so viel Zeit war doch nicht verflossen, daß die Geberin desselben Rosa vergessen haben sollte.

„Weißborn und die Baronin von Greifenstein heute noch zu finden!" hauchte Rosa vor sich hin. „Nein, es ist unmöglich, daß ich in der Nähe dieser Beiden hülflos sein und vor Angst vergehen sollte!"

Ein paar Minuten später flog Jemand herbei. Es war Weißborn.

„Mein Gott, was ist denn geschehen?" fragte er im Tone unendlichen Erstaunens. „Ist dem Papa etwas zugestoßen?"

„Nein," erwiderte Rosa, an Weißborn dicht herantretend. „Der Vater ist wohl. Ich aber bin von Hause fort und kehre nicht mehr dahin zurück. Ich gehe nach Mähren zu einer Verwandten. Bitten Sie die Frau Baronin, mir für diese Nacht ihren Schutz zu gewähren. Sie thut es gewiß. — Später will ich Ihnen Alles erklären."

„Ach, Rosa, Rosa!" seufzte Weißborn, „so hat mir doch meine Ahnung wahr gesagt, wenn ich Sie für unglücklich hielt?"

„Ich bin es," erwiderte das Mädchen, „aber doch nicht ganz, da ich es nicht durch eigene Schuld bin. Nur der ist ganz unglücklich, denke ich, dem sein Gewissen Vorwürfe macht. Ich hoffe noch auf bessere Tage!"

Bald darauf befand sich Rosa bei der Baronin, welche sie auf's Freundlichste aufgenommen und ihr gestattet hatte, so lange bei ihr zu bleiben, als bis sie weitere Pläne für ihre Zukunft gefaßt haben würde.

Die Kunst hatte das Mädchen so unglücklich gemacht, jetzt hatte sich die Kunst als dessen Retterin erwiesen.

* * *

Als am andern Morgen ziemlich spät Rosa in's Zimmer der Baronin trat, fand sie diese, den Kopf auf die Hand gestützt, vor ihrem Schreibtische. Ein paar Thränen hingen zwischen ihren Wimpern. Vor ihr lag ein geöffnetes Couvert und eine entfaltete telegraphische Depesche.

„Mein armer Gemahl ist in Verona seinen Wunden erlegen," sagte Leonie. „Ich gehe augenblicklich dahin ab. — Wollen Sie mich begleiten?"

Rosa hielt nichts in Wien. Ein paar Stunden später fuhren die beiden Frauen in Begleitung eines Dieners auf den Südbahnhof.

Fünftes Kapitel.

Führt eine Samariterin zu Kranken.

Es war Anfang Juli und Verona glich einem ungeheuren wimmelnden Ameisenhaufen. Der Kaiser war dort und hatte sein Hauptquartier im Palazzo Carli. Auf den altersgrauen Thürmen des Castell Vecchio spielte der Telegraph, der Verona mit Mantua verbindet, in einem fort, bei Tag mit flügelähnlichen schwarzen Brettern, bei Nacht mit durch Hohlspiegel verstärktem, elektrischem Licht. Die Straßen und Plätze wimmelten von Soldaten aller Truppengattungen, Ordonnanzen galoppirten über das hallende Pflaster, Burgwachen mit glänzenden Helmen zogen feierlich dahin und dorthin, Stabsdragoner hielten vor grauen Palästen Wache. Von den Bahnhöfen der Porta Vescova und Porta Nuova kamen zu allen Stunden endlose Reihen von Karren daher, unter deren grauem Linnendach die armen Verwundeten auf Stroh gebettet lagen.

Es war am Abend des Julitages, an welchem General Greifenstein's Begräbniß stattgefunden. Die Truppenabtheilungen, welche ausgerückt waren, dem Todten die vorgeschriebenen Ehrensalven zu geben, waren in ihre Kasernen heimgekehrt, der schwarze geharnischte Ritter mit dem gesenkten Visir, der in Oesterreich hinter jedem Sarge eines Generals reitet, allenthalben, wo er erscheint, ein Gegenstand des Grauens und Staunens der lieben Jugend, hatte sich in einen „Mann vom Fuhrwesen" zurückverwandelt; die große Scene militairischen Trauerpomps war vorüber.

In demselben Landhause, von welchem der Leichenzug ausgegangen, saßen indeß, während die Dämmerung hereinkam, zwei uns wohlbekannte Officiere auf ihrer Krankenstube beisammen und sprachen von dem Verstorbenen. Es waren Arthur Haldenried und Oskar Wallberg. Der Erstere war weiter, der Andere weniger weit in seiner Reconvalescenz vorgerückt und Beide vertrieben sich, so gut es gehen wollte, die langsam hinschleichenden Stunden mit Lesen, Plaudern und Rauchen.

Heute leistete ihnen der Regimentsarzt Stachus Gesellschaft.

Doctor Stachus war ein alter Knasterbart, dessen Gesicht mit dem eines Bulldogg die größte Aehnlichkeit hatte, was so viel heißt, als daß ein barbarischer Trotz das Charakteristische daran war. Indeß war Stachus eine gute und treue Seele. Bei bescheidener Geistesbildung ließ ihn in der Auffassung der Dinge sein trockner Humor nie im Stich, und sein Gedächtniß war ein Repositorium von Anekdoten und Schnurren. In der Kunst, Leute, die er nicht mochte, „anlaufen" zu lassen, war er unerreicht, und wenn er sich zu diesem Zwecke scheinbar recht albern anstellte, da konnten die, welche ihn näher kannten, gewiß sein, daß flugs ein Dummkopf lächerlich gemacht und gedemüthigt werden würde. Dabei kam dann wieder der alte Bulldogg zum Vorschein. Bei Freunden aber — und dies waren ihm Arthur und Oskar — machte er nie von seinen Zähnen Gebrauch, und schon oft hatte ihnen das Plaudern des Alten Stunden verkürzt, die sonst mit bleiernen Füßen vorübergeschlichen wären.

Von Greifenstein war heute allmählich das Gespräch auf die Generale im Allgemeinen gekommen, dann hatte man gefragt, worin wohl die Ursache dieser immerwährenden Niederlagen zu suchen sei, und eine Unzahl Uebelstände waren angeführt worden.

„Wenn man Euch hört," sagte Stachus, „so hat unser Malheur hundert Ursachen. Ich aber meine, wie die richtige Medicin aus einem erkrankten Punkte heraus die verschiedensten Krankheitserscheinungen erklärt, so muß es auch auf anderen Gebieten sein. Einen Kern und Ein Centrum muß Alles haben, und Einen Kern und Ein Centrum auch unser Unglück."

„Nun," sagte Arthur, „und wo wäre bei uns der kranke Punkt?"

„Ich habe zuerst geglaubt, es sei unser Tornister —" sagte Stachus.

Die Freunde begannen zu lachen.

„Er ist es nicht, ich weiß es jetzt —" sagte der Alte; „doch war meine ursprüngliche Meinung nicht so unsinnig. Ja, ich habe geglaubt, die Ursache, warum wir immer verlieren, liege im Tornister. Es hat auch was für sich. So packeselhaft beladen mit Eßzeug, Putzzeug, Rock, Wäsche und Stiefeln sich in der brennenden Hitze mit Zuaven raufen zu müssen — welche ganz leger nur in Rock und Hosen daherkommen — das ist kein Verhältniß! So habe ich nach den ersten Scharmützeln gedacht, und das Armeecommando muß beiläufig sich dasselbe gesagt haben, denn jetzt heißt's: wir sollen die Tornister ablegen! Jetzt war ich sicher, daß es uns das nächste Mal besser gehen werde — darum ist es uns aber bei Magenta nicht besser gegangen. Ei, denk' ich, einmal beweist nichts. Und Solferino kommt. Leicht, ohne Gepäck marschiren wir aus, und wie wir nun am Morgen des Vierundzwanzigsten bei Robecco und Medole herankommen, da rücken auch die Franzosen an, und diesmal sind sie schwerbepackt mit Tornister und Kochgeschirr! Nun sind sie verloren, nun sind wir im Vortheil, denk' ich mir, und freue mich wie unsinnig, denn ich sehe uns schon als Sieger — aber — wir haben bei Solferino wieder Prügel bekommen. Seitdem

denk' ich mir: nein, am Tornister kann doch nicht die Schuld liegen."

„Und wo soll sie jetzt Deiner Meinung nach liegen?" fragte Arthur.

„Wo die Ursach' liegen soll? Ganz in der Nähe vom Tornister: im Kopf. Die Köpfe sind zu vollgepackt."

„Umgekehrt, willst Du sagen, daß in den Köpfen unserer Leute zu wenig ist?"

„Nein, ich verspreche mich nicht," entgegnete Stacchus. „Bei unseren Officieren mag es der Fall sein, daß sie zu wenig im Kopfe haben, weil sie nie was gelernt haben und immer nur spazieren gegangen, beim Billard gestanden oder bei den „Volkssängern" gesessen sind — aber von unserer Mannschaft ist es ausgemacht, daß sie zu viel denkt. Eine Armee, die, wie die unsrige, immer gegen Völker kämpfen soll, die frei, unabhängig oder einig werden wollen, die sollt' eigentlich gar nix im Kopf haben! Aber unsere Leute sind zu gescheidt. Sie wissen, daß der Krieg sie und ihre Angehörigen ruinirt. Sie wissen, wie ihnen der Sieg, wenn sie siegten, zu Statten käme! Dazu im Kopfe die vielen Sorgen, die schlechten Nachrichten vom Haus, das Mißtrauen in ihre Führer — wie sollen unsere Leute mit so vollgepackten Köpfen gegen diese leichtsinnigen Franzosen aufkommen?"

Haldenried lächelte bitter.

„Deine Meinung ist originell!" rief er. „Du glaubst also nicht, daß es unserer Armee an Intelligenz fehle?"

„I bewahre," sagte Stacchus, „der Fehler ist eben der, daß sie schon zu intelligent ist. Mache sie noch intelligenter, so ist mit ihr gar nichts anzufangen."

Stacchus lachte, der loyale Oskar ärgerte sich grimmig, Arthur ging auf und ab, sah finster drein und dachte im Stillen, daß, was der Alte sagte, sein Körnlein Wahrheit habe.

Stacchus schritt indeß, eine Fackel schulternd, die von Greifenstein's Begräbniß im Zimmer zurückgeblieben war, mit langen Schritten auf und nieder.

„Unsere Generale freilich — wenn ich an die denke, welche Brücken sprengen sollten und das Sprengpulver vergessen, und an die, welche zwischen Mauern und Gehöften

mit Cavallerie manöveriren wollten — wie oft haben wir über den alten Greifenstein gelacht, den wir heute in's Grab gelegt haben — er hätte das Pulver nie erfunden — aber vergessen hat er es nie, und der Dümmste unter denen, die commandirt haben, war er auch nicht!"

„Du magst Recht haben," sagte Haldenried. „Es gab sicher noch unfähigere. Tapferer aber war keiner als er."

„Ja, ja, Courage hat er gehabt!" rief Stacchus. „Und so aussehen, wie er ausgesehen hat, und sich eine Frau nehmen — wie er sie genommen hat — das riskirt auch so leicht Keiner, nein, das macht ihm kein Zweiter nach."

„Ist die Baronin denn wirklich so schön?" fragte Oskar.

„Hast Du sie denn nicht gesehen?" entgegnete Stacchus. „Sie war ja hier im Hause. Du hättest sie aus diesem Fenster sehen können, sie und ihre Begleiterin. Ein Bild von einem Weibe — mit Augen, die Einen verrückt machen könnten..."

„Wirklich?" fragte Oskar. „Ich glaube, Du kennst sie, Arthur?" wendete er sich an seinen älteren Freund.

„Oberflächlich, ganz oberflächlich," erwiderte dieser, heimlich durchschauert vom Gedanken, daß die Frau, zu welcher er einst in so enger Beziehung gestanden, so nahe bei ihm gewesen sein sollte. „Uebrigens kann ich Dir sagen, daß das Lob unseres Freundes ein übertriebenes ist. Eine so außerordentliche Schönheit scheint sie mir nicht zu sein."

„Sie ist eine außerordentliche Schönheit!" rief Stacchus. „Und ich kann Euch gestehen, daß ich alter Kerl von ihr ganz bezaubert bin. Während der Ceremonie der Einsegnung habe ich meine Augen nicht von ihr wegbringen können. Ich wollte, ich könnte in Reime bringen, was ich empfunden. Diese Augen — der Nachthimmel hat Millionen Sterne, aber nicht zwei Abendsterne, wie die ihrigen. Ihr Wuchs — eine Palme ist nichts dagegen — ihr Mund —"

„Wirklich, Du sprichst schon in Versen, und zwar im Style König Salomo's!" rief Arthur. „Stacchus, Stacchus, Du wirst mir immer merkwürdiger!"

„Nachdem man diesen Erguß Deiner Muse gehört hat,"

sagte Oskar, „darf man Dich, alter Junge, gar nicht fragen, ob Du einmal schon verliebt gewesen?"

„O wie so denn nicht?" erwiderte der Alte. „Dumme Streiche genug hat mich die Liebe machen lassen — und einmal auch einen schlechten Streich — wiewohl ich nicht der Schlimmste bin..."

„Wie war denn das, ehrlicher Alter?"

„Ach, ich rede nicht gern davon! Die Sach' ist zwar dreißig Jahre her, brennt mir aber noch immer auf der Seele."

„Ei, so erzähle!"

„Nun, ja, Euch muß man schon einmal Alles zu Gefallen thun, weil Ihr arme Reconvalescenten seid und Euch den ganzen Tag langweilt! Also hört: die Sache ist dreißig Jahre her. Ich war ein junger Kerl und hatte einen Freund, — sein Name thut nichts dazu — ich sage nur, daß er bei der Monturscommission war. Nun, der hatte eine Frau — jung, viv', liebenswürdig — ein Engel von einem Weibchen! Er hingegen — ein Phlegmatikus, wie man selten einen findet. Nur eine Leidenschaft hatte er: das Anrauchen von Meerschaumpfeifen, worin er ein großer Kenner und Meister. Den ganzen Tag steht er vor der breiten Stellage, wo seine Köpfe stehen, putzt bald diesen, bald jenen mit einem Fetzen Hirschfell, stellt ihn wieder nieder, wählt sich einen, stopft ihn bedächtig und raucht. Oft habe ich zu ihm gesagt: Du, du, paß' auf! Du vernachlässigst ja über deinen Pfeifen deine Frau! Denke mehr an ihren Putz, als an dies ewige Putzen deiner Köpfe! — Ich meinte es gut. Einmal wird er nach Polen geschickt, seine Frau bleibt zurück und er sagt mir: Stacchus, sagt er, du bist zwar ein junger und sauberer Kerl — damals war ich's — Einer von denen, die den Weibern gefallen, aber auf dich verlass' ich mich ganz und gar! Besuch' dann und wann meine Gustel, daß ihr nicht die Zeit zu lang wird.

„Ein paar Tage darauf gehe ich wirklich hin, gleich darauf aber nehm' ich mir vor, den Besuch nie mehr zu wiederholen, weil mir die Frau gar zu sehr gefallen hat. Indeß merk' ich bald, daß auch sie ein Aug' auf mich geworfen hat. Ein=

mal um's andere schickt sie zu mir, wie wenn ich einer Angelegenheit wegen mit ihr conferiren sollt', hinterher sehe ich jedesmal, daß es nur ein Vorwand war. Ach, ein junger Bursch war ich, das Blut steigt mir zum Herzen — ich halte mich tapfer — aber — ich kann's nicht verhindern, daß ich den ganzen Tag die schöne Gustel nicht aus dem Kopfe kriege.

„Es wäre Euch, Schlingel, auch nicht besser gegangen.

„Eines Tages, als ich bei der jungeu Frau sitze, sieht sie mich lange an, lächelt und sagt endlich: Stacchus, sagt sie, Sie sind doch ein recht curioser Mensch. Merken's denn gar nicht, daß ich Sie gern hab'?

„Ach, ich merk' es schon, meine Beste, sage ich, ganz verwirrt, über und über roth, ich möchte Ihnen auch lieber um den Hals fallen, als so dasitzen — aber — ich hab' was vor Augen — mich hält was zurück — Sie würden es nie errathen —

„Nun, sagt sie und lacht, was ist das? Was haben Sie denn vor Augen?

„Es ist, sage ich, dort im Winkel das große alte braune Pfeifenkast'l! Dort stehen die Meerschaumpfeifen, auf die er so viel gehalten, die er alle selbst angeraucht hat, dort stehen die verschiedenen thönernen Büchsen, mit denen er sich so viel beschäftigt. Seh' ich das Pfeifenkast'l, fällt mir auch immer der Freund ein und mir ist alleweile, als müßt' er eintreten, sich dort seine Pfeifen ansehen, die eine nach der andern mit dem Hirschfell abreiben und sich endlich eine stopfen...

„Die Gustel hat nichts gesagt, sie hat mich nur so aus den Augenwinkeln angesehen, als ob sie in diesem Moment dächte daß ich ein ungeheurer Esel bin, und gelacht hat sie auch. Wie ich aber das nächste Mal hingekommen bin, war die Pfeifenstellage nicht mehr da, sie hat sie wegstellen lassen. Und an diesem selben Abend — so schwache Geschöpfe sind wir — an diesem selben Abend —"

Stacchus konnte nicht weiter sprechen. Es klopfte, die Thüre ging auf, eine hohe, herrliche Frauengestalt, ganz schwarz gekleidet, rauschte herein.

„Frau Baronin von Greifenstein!" rief Arthur. „Welche Ueberraschung, welche —"

„Ich habe schon gestern vernommen, lieber Haldenried," sagte Leonie mit einem schmerzlichen Lächeln, „daß Sie ein Bewohner dieses Hauses sind, das auch mir so verhängnißvoll geworden... Ich würde meinen, der allergewöhnlichsten Nächstenpflicht untreu zu werden, wenn ich mich nicht nach Ihrem Befinden erkundigte — nach dem Befinden eines alten, wenn auch treulos gewordenen Bekannten unseres Hauses. Wie geht es Ihnen und wie tragen Sie Ihr Unglück?"

„Ich trag' es — wie ein Soldat, Baronin," erwiderte Haldenried, „und bin glücklich, kein Krüppel geworden zu sein und weiter dienen zu können. Doch nehmen Sie Platz, Sie trügen uns sonst wirklich die Ruhe fort..."

Er eilte auf den Lehnstuhl zu, Oskar sprang herbei, Leonie wollte helfen, doch Arthur sagte:

„Wenn wir Zwei uns alliiren — mein Freund und ich — so haben wir noch immer zwei gesunde Arme und können das Ungethüm aus der Ecke hervorschleppen, um unserer schönen Samariterin einen Sitz anzubieten. Erlauben Sie, Baronin, daß ich Ihnen meinen Freund Oberlieutenant Oskar Wallberg und dort hinten unsern wackern Aesculap Doctor Stacchus vorstelle! Leider ist die Atmosphäre von Tabaksqualm so dunstig — ich bin wirklich in Verzweiflung, daß wir Sie so empfangen."

„Ich komme nicht als Leonie Greifenstein," erwiderte die Baronin, „sondern als eine arme Soldatenwittwe und als graue Schwester zu armen Verwundeten. Sie haben in ganz anderem Rauch gestanden! Aber was haben Sie für eine Wunde, lieber Haldenried?"

„Einen Schuß in die Schulter!" war die Antwort.

„Desselben Armes, den Sie bereits einmal gebrochen hatten?"

„Desselben. Doch, es ist nicht so gefährlich. Hier mein Freund Oskar ist schlimmer daran — doch auch er ist Reconvalescent." —

Leonie warf einen flüchtigen Blick auf Oskar und sagte: „O könnten wir Frauen doch Etwas thun für so vieles, so

unaussprechlich großes Unglück, wie es uns hier allenthalben entgegentritt! Ich komme, seitdem ich in Verona bin, nicht heraus aus den tiefsten Erschütterungen. Welche Bilder des Leidens, welche herzzerreißenden Bilder — mein armer Greifenstein —"

„Er hat viel und lange gelitten," sagte Arthur, „ich klage nur darüber, daß er nicht gleich bei Magenta den Tod fand. Die Unglücksnachrichten von unserer Armee, die zu soviel körperlichen Schmerzen traten — die haben ihm erst recht das Herz schwer gemacht!"

„Ach ja," sagte Leonie, „er war ein so warmer Patriot — wie mag er im Gemüthe gelitten haben! Haldenried, er war ein edler Mann! Er war mir Gatte und Vater. Ich kam jung an seine Seite, ich war sehr ungerecht gegen ihn, blind für seine guten Eigenschaften, scharfsichtig für seine Schwächen. Ich habe ihn oft schwer betrübt. Mein Leichtsinn — ach, wenn man jung ist, ist man so thöricht! Jetzt bin ich, so zu sagen, eine alte Frau, jetzt bin ich gerecht, jetzt sehe ich ein, was er war, und weine um ihn aufrichtige Thränen ..."

„Doch," fügte sie hinzu, „ich darf Ihnen hier nicht mein Leid klagen! Ich will gefaßt sein. Betrachten Sie mich in meinem schwarzen Kleide als eine Diakonissin. Womit kann ich Ihnen behülflich sein? womit Ihnen dienen?"

„Ihre Gegenwart ist schon viel," erwiderte Arthur. „Sehen wir Sie heute zum letzten Mal?"

„Ich dürfte vielleicht noch einige Tage in Verona bleiben," erwiderte die schöne Baronin, „denn meine Begleiterin ist hier nicht unbedenklich erkrankt. Sollte ich noch weiterhin festgehalten sein, so werde ich wiederkommen und Sie werden mir von dem guten alten Manne erzählen, der uns Beiden ein Freund war. Gute Nacht für heute, gute Nacht!"

Sie drückte Arthur die Hand, grüßte Stachus und Oskar, und ging langsam hinaus.

„Nun," sagte Stachus, welcher die ganze Zeit hindurch sich still in seiner Ecke verhalten und keinen Laut von sich gegeben hatte, „wenn man berücksichtigt, daß Du die Baronin

nur ganz oberflächlich kennst, ist sie ausnehmend vertraulich mit Dir gewesen, Haldenried!“

„Dieser Besuch ist ein Zeugniß einer Herzlichkeit, die ich ihr kaum zugetraut hätte,“ erwiderte der Major.

Oskar aber sagte nach einer Pause:

„Ihre Augen — der Nachthimmel hat Millionen Sterne, aber nicht zwei Abendsterne, wie diese! Du hast wahr gesprochen, alter Stacchus!“

Es war spät geworden, die Müdigkeit der Reconvalescenz rief die beiden Kranken zu ihren Lagerstätten. Der Doctor wünschte gute Nacht.

Die beiden Freunde waren nun zu Bette gegangen, die Lichter waren ausgelöscht, aber es schien, als ob Keiner von Beiden Ruhe finden könne.

Endlich rief Oskar aus seiner Ecke herüber:

„Ich kann nicht schlafen, Arthur. Immerfort steht mir das herrliche Weib vor Augen. Wahrlich, ein einziges Weib, reizend wie eine Sirene. Und gestehe, Arthur, Du hast ihr nahe gestanden, sehr nahe!“

„Wie kommst Du auf den Gedanken?“ fragte Arthur, sich umkehrend.

„Wie ich darauf komme?“ widerholte Oskar. „So manches Wort von ihr, mancher Blick, den sie Dir zuwarf und den ich auffing — nein, nein, ich lasse es mir nicht ausreden...“

Eine Pause trat ein, endlich sagte Arthur: „Nein, mein Freund, meine Beziehungen zu Frau von Greifenstein waren immer nur freundschaftliche. Ich sonnte mich gern im Lichte ihres Geistes — das ist Alles. Und dann — nun Du weißt ja, Greifenstein war ein leidenschaftlicher Raucher. Sein Pfeifenkast'l war immer in der Ecke, und da sind mir jedesmal, gerade wie unserem Freunde Stacchus, die lasterhaften Gedanken vergangen.“

Es war Nacht, Oskar konnte auf Arthur's Gesicht nicht lesen, ob er wahr gesprochen.

Nach einer Weile lagen Beide im tiefen Schlafe.

Sechstes Kapitel.

Schildert ein getheiltes Herz.

Ueber Oskar Wallberg hatte der Domherr von Bork wirklich das richtigste Urtheil gefällt; er hatte ihn mit den Blicken eines Menschenkenners durchschaut und geschildert. Seit Veronica ihm gestanden, daß sie ein natürliches Kind sei, war eine völlige Zersetzung in seinem Gemüthe vorgegangen.

Seltsam! Hätte Veronica ihn bei der Meinung gelassen, der Abenteurer, Herr von Weyher, sei ihr Vater, er hätte sich, wie sehr es ihn anfangs verstimmte, immer mehr darein gefunden. Daß sie aber keinen nachweisbaren Vater haben sollte, das warf ihn völlig um! Da wäre ihm schon der Gedanke viel erträglicher, sie habe eigentlich zwei Väter: Herrn von Weyher und Herrn von Bork. Aber ein Kind ohne Eltern, ein angenommenes Kind! Das Unbekannte nahm vor ihm die abstoßendsten Farben an, er sah fortwährend zwei unheimliche Individuen vor seinen Blicken auftauchen; irgend ein armes Weib, irgend einen Vagabunden, zwei Auswürflinge der Gesellschaft. Sie hatten erfahren, daß es ihrem Kinde gut gehe, zogen beschmutzte alte Papiere aus der Tasche und machten ihre Elternrechte geltend...

Diese Vorstellungen nahmen schon bei ihm den Charakter der Hallucination an, er konnte sie nicht loswerden...

Oskar's durch und durch leidenschaftliche und dennoch schwache und haltlose Natur war von jeher wie auf einer beständigen Hetzjagd gewesen. Er war immer auf der Reise nach einem Ziel und kannte keine Ruhe, als wenn er plötzlich einmal absprang, um mit demselben tollen Eifer einem neuen Anziehungspunkte nachzujagen. Bei dieser inneren Haltlosigkeit konnte ihn jedes Hinderniß mit Leichtigkeit zurückwerfen und jede blendende Zufälligkeit an sich ziehen. Jeder Uebergangspunkt, jede Pause war ihm auf seinem Wege ein Greuel.

Die erregungsbedürftigen Nerven konnten nicht ruhen, ohne ihm das Gefühl der Unbefriedigung und Leere zum Bewußtsein zu bringen, und in solchen Momenten dachte er und redete er, wie wenn er ein Anderer geworden wäre. Wenn ihn da etwas verletzt hatte, konnte er sich in die hoffnungsloseste Verzweiflung hineinreden. In solchem Zustande war er, eigentlich von Haus aus eine leitungsbedürftige Natur, von eigensinnigster und trotzigster Entschiedenheit, und bewährte eine Art von Thatkraft, welche die Thatkraft der Tobsucht genannt werden konnte. Wenn er da handelte, brach er Alles über's Knie, warf, bildlich gesprochen, alle Möbel aus den Fenstern und riß in einer Minute nieder, was er mit energischer Anstrengung aller Sehnen kurz zuvor aufgebaut hatte.

Einer solchen Tobsucht war Oskar Wallberg verfallen gewesen, als er mit Veronica brach und ihr ihre Briefe zurücksandte. Die öde Langeweile des heißen, dunstigen Kankenzimmers, die Ungeduld bei Ertragung körperlicher Schmerzen hatten diese verderbliche Energie in ihm geweckt, als sich der soeben bezeichnete Gedankenkreis in seinem Kopfe einmal festgesetzt hatte.

Aber auch eine der Zufälligkeiten, welche in seinem Leben eine so große Rolle spielten, weil sie ihn aus dem Geleise zu werfen im Stande waren, trug mit die Schuld an diesem blinden Toben, welches den Bruch mit Veronica zur Folge hatte, und diese Zufälligkeit war die Ankunft der Baronin Greifenstein in Verona.

Als eine edle Aufwallung Leonie in die Krankenstube der beiden Officiere führte, verhehlte Oskar den Eindruck nicht, den die schöne Frau auf ihn ausübte. Dieser Eindruck verstärkte sich, als Leonie am andern Tage wieder erschien und — er war ein gegenseitiger. Oskar's männlich schönes Gesicht, seine hohe Gestalt, die Blässe, in welche sich seine Schwäche so vortheilhaft kleidete, machte auf Leonie einen bezaubernden Eindruck. Sein jugendliches — beinahe zu jugendliches Wesen hatte für eine Frau wie sie einen besondern Reiz. Sie verliebte sich in ihn mit aller Leidenschaft.

Inzwischen machte Arthur Haldenried, der in der Ge-

nesung weiter fortgeschritten war als Oskar, einen Ausflug an den Gardasee.

Diese plötzliche Abreise konnte auffällig erscheinen; ein Kundiger hätte die Ursache leicht errathen. Arthur war seit einiger Zeit mit einem braven, liebenswürdigen, bescheidenen Bürgermädchen verlobt und fürchtete die Anziehungskraft der vornehmen Sirene. Leonie aber dachte kaum mehr an ihn. Nach den ersten beiden Begegnungen ward ihr klar, daß sie nichts mehr für ihn empfinde. Oskar war das neuaufgegangene Gestirn, zu welchem die Wellen dieser liebebedürftigen Brust emporschlugen. Nur ihn besuchte sie, nur an ihn dachte sie und hatte nach Arthur's Abreise völlig freie Hand, den jungen Mann mit ihren Verführungskünsten zu umstricken.

Es war ihr dies aber nicht so leicht, wie sie es sich im Bewußtsein ihrer noch immer nicht untergegangenen Schönheit, ihrer diplomatischen Gewandtheit und ihres hohen Ranges gedacht. Sie mußte sachte und Schritt für Schritt vorgehen, denn Oskar mangelte sowohl die Stimmung als das Verständniß für seine neue Situation. Beides konnte nur die Zeit herbeiführen.

Leonie, die der Widerstand, den sie fand, reizte, nicht abschreckte, ließ sich den längsten Weg nicht verdrießen. Sie war gezwungen, ihre Besuche noch lange für Samariterwerk auszugeben. Ihren Aufenthalt in Verona motivirte sie, seit ihre Begleiterin Rosa Stöckler genesen war, damit, daß sie sich der Pflege der Verwundeten opfere. Wiewohl Oskar sehen mußte, daß ihr für den Besuch der Spitäler wenig Zeit übrig bleibe, da sie den größten Theil des Tages regelmäßig bei ihm verbrachte, war er in seiner Mißstimmung blöde genug, die Sirene nicht zu durchschauen, die vor ihm die barmherzige Schwester spielte.

Er sah es nicht ein, dennoch aber hatte die beredte Zunge des sich einschmeichelnden und leidenschaftlich liebenden Weibes alle Positionen seines Herzens erstürmt und das Herz selbst in ihrer Gewalt. Leonie hatte seine Eigenheiten belauscht, sich aller seiner Geheimnisse bemächtigt und die Grundanschauungen seiner nächstliegenden Ziele bereits alterirt und

verschoben. Sie vollführte ihr Werk so listig und selbstbeherrscht, daß Oskar willenlos bestimmt wurde, während er sich die seltenste Selbstherrschaft zuschrieb und damit prahlte. Dabei verstand sie es, den Schein edler Interesselosigkeit vorzuspiegeln und ihre Leidenschaft unter der Maske der Entsagung zu verbergen.

Wie hätte ein sechsundzwanzigjähriger Mensch, der nicht viel Weiberkenntniß hatte, eine Frau durchschauen sollen, die ihm ohnehin überlegen war und sich noch dazu mit aller Kunst verstellte? Wenn er Leonie vor sich sah, hörte, wie sie das Unglück, von dem ihr Leben verfolgt werde, beständig im Munde führte, der herrlichen Charaktertugenden des alten Greifenstein oft in Thränen gedenkend, vernahm, wie sie bei jeder Gelegenheit alle irdischen Freuden abschwur, — da mußte er von der Verführerin völlig getäuscht und bis zum entzückten Mitleid hingerissen werden. Und dieses Mitleid war für ihn schon der Beginn der Gefahr.

Bald kam es ihm als eine ungerechte Schicksalshärte vor, daß eine noch so schöne und eigentlich noch so junge Frau der Welt entsagen — und das Trauerkleid, welches sie trug, nie wieder ablegen sollte. Er ging in Momenten besonderer Ergriffenheit so weit, stillseufzend zu bedauern, daß ein so fein und süß lächelnder Mund nichts weiter geküßt habe, als die welken Lippen und den grauen Schnurrbart Greifenstein's. Sollte denn eine so lebensvolle Gestalt verurtheilt sein, zeitlebens die Urne mit der Asche ihres greisen Gemahls an sich zu drücken?

Im Ausbruche dieses Mitleids hatte Oskar einmal Worte gesprochen, welche, ihm unbewußt, eine verkleidete Liebeserklärung waren. Leonie, deren Leidenschaft zu dem jungen Manne auf's Höchste gestiegen war, traten dabei unwillkürlich Thränen in die Augen. Bei dem Anblick der schönen Dulderin vermochte auch Oskar nicht, sich des Weinens zu enthalten. Er schritt ungestüm auf sie zu, umfaßte ihre Gestalt und wollte das reizend schöne Gesicht mit Küssen bedecken.

Leonie hatte schon die Arme geöffnet, um sie um Oskar zusammenzuschließen, aber von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, riß sie sich los. Ihr Blick war auf die Fackeln ge-

fallen, die von Greifenstein's Begräbniß her noch in der Ecke standen, und dieser Haufe Fackeln übte eine Wirkung, wie sie einst Stachus' „Pfeifenkast'l" geübt. Das frische Grab Greifenstein's war ihr eingefallen. Der Vers: „Eh' die Schuh' verbraucht, mit denen sie ihres Gatten Leiche folgte", war ihr durch den Kopf gegangen. Was würde der junge Mann, sobald der Rausch verflogen, von der Frau denken, die sich so rasch tröste? Sie wollte das Prestige, das sie in seinen Augen hatte, nicht verlieren, vielmehr steigern. Sie eilte mit einem Blicke der Entrüstung zur Thüre hinaus.

Oskar war über seine vermeintliche Niederlage ganz außer sich. In seinem Idealismus hielt er seine That für toll, für ein Verbrechen an Veronica, deren er sich unwürdig gemacht, während er sich gleichfalls vor den Augen der Baronin Greifenstein bloßgestellt habe. Die Auffassung der Dinge steigerte sich bei seiner Art zu empfinden noch, als Leonie am kommenden Tage zum ersten Mal ausblieb.

Da war es, wo er in einer unter extremen Gefühlen und Gedanken verwachten Nacht den Scheidebrief an Veronica aufsetzte, der die Rücksendung der Correspondenz zur Folge hatte.

Mit diesem Schritte hatte er sich keineswegs die Bahn zu Leonie frei machen wollen. Er hatte nur gerast und war bemüht, nachträglich diese Handlungsweise vor sich zurechtzulegen. Er glaubte auch, die beleidigte Samariterin werde nie mehr erscheinen, aber er erwartete sie doch heiß und sehnsuchtsvoll, wie er sich einbildete, um ihr Abbitte zu leisten.

Die Villa, die Oskar bewohnte, lag an der Landstraße, die nach Villafranca führt, ein altes, einstöckiges Haus, von einem kleinen Garten umgeben. Unzählige Male hatte er heute nach der Chaussee hinausgesehen, ob der erwartete Besuch eintreffe — immer vergeblich. Schon sank die Dämmerung herab, einzelne Sterne tauchten empor, ein paar Fledermäuse schwirrten unsichern Fluges um den halbverfallenen Giebel. Bei Oskar war noch die ganze fieberische Reizbarkeit des Halbgenesenen vorhanden, tausend Gefühle wogten in unbestimmbarer Gestalt durch seine Brust, wie er jetzt ein paar Schritte vorwärts machte, jetzt still hielt und lauschte. Das

Herz, das der Dunkelheit des Krankenlagers und dem Schatten des Todes entflohen, sich doppelt dem Leben, dem Licht, dem Glück, dem Rausche entgegensehnt, fuhr gleichsam empor, um wieder ermattet zurückzusinken. Jetzt faßte ihn Unzufriedenheit über seinen Wankelmuth, jetzt ein keckes, rücksichtsloses Hinwegsetzen, dann wieder der Gedanke, Alles wegzuwerfen — ein schreckliches Getheiltsein hatte ihn befallen.

Seine Schmerzenscollegen waren alle bereits auf ihren Zimmern. Er selbst gedachte der strengen Weisung des Arztes, sich der Nachtluft nicht auszusetzen. Er wollte auf jede Hoffnung verzichten und sich zurückziehen, da rollte noch ein Wagen heran, hielt still. Leonie war gekommen. Ihr erstes Wort war, daß sie sich sehr verspätet habe.

Oskar war so betroffen, daß er nur stottern konnte. Er bat sie, in's Zimmer zu treten; sie folgte. Als er die Lampe angezündet, sah er ihr fest in's Gesicht, um aus ihren Zügen ihre Stimmung herauszulesen.

Leonie war gewöhnlich leicht und beweglich, diesmal gemessen, feierlich.

Oskar, der eine Strafpredigt erwarten zu müssen glaubte, wollte ihr mit Entschuldigungen zuvorkommen.

„Lassen Sie das," sagte sie. „Das ist schwerer zu entschuldigen, als zu vergessen."

Hierauf ging sie in ihrer gewohnten liebenswürdigen Weise auf die Frage nach seinem Befinden über; aber Oskar's Innere war zu beladen, um mit Leonie's Verzeihung Ruhe zu finden. Er begann damit, ihr endlich seine Liebe zu Veronica, deren Existenz er nur zu Zeiten angedeutet, ausführlich zu erzählen, und theilte ihr schließlich mit, daß er gestern mit dem Mädchen vollständig und für immer gebrochen habe. Den Bruch motivirte er auf die bereits angedeutete Weise und führte alle möglichen Gründe seines Handelns an, nur nicht seinen tollen Wankelmuth.

„Das ist nicht das rechte Weib," sagte Leonie, von ihrem Triumph über die Rivalin heimlich entzückt, „das im Unglück und in verzweifelten Stimmungen eine Last und keine Stütze für den Mann ist. Dennoch würde ich Ihr Benehmen tadeln, wenn der Bruch nicht schon eine geschehene Thatsache wäre."

„Ich habe recht gethan," sprach Oskar mit einer desperaten Entschiedenheit, „und thäte den Schritt um die Welt nicht wieder zurück. Ihnen, gnädige Frau, habe ich es zu verdanken, daß mir die Augen aufgegangen sind."

„Mir?" rief Leonie.

„Ja, Ihnen! Nicht Ihren Worten, nicht Ihrem Rathe, Ihrem Bilde, der unwillkürlichen Ausströmung Ihrer hohen Natur! Ich habe Vergleiche machen gelernt. Was ist Veronica neben Ihnen! Ein Kind, das mein Unglück vermehrt, während in Ihrer Gegenwart meine unstäte Seele Ruhe findet und meine auseinanderfahrende Kraft sich zusammenrafft. Was hilft mir die Liebe eines Mädchens, das keine Gewalt über mich hat? Ich habe Ehrgeiz — er ist ein Stück meines Wesens — was hilft mir ein Weib, das mich auf meiner Laufbahn nur begleitet und nicht begeistert; was soll mir ein Weib, dessen Abkunft man verheimlichen muß, in einem Lande, wo die Abstammung noch eine solche Bedeutung hat und noch die höchste Rolle spielt? Der gegenwärtige Krieg hat mich zu einem andern Menschen gemacht. Ich bin nicht mehr der liebende Jüngling, sondern ein Mann, der im Staate etwas werden will. Sagen Sie selbst, ob ich so sehr Unrecht habe?"

Die Baronin gab ihm freilich nicht Unrecht, wiewohl sie auf Umwegen Manches einzuwenden hatte. Oskar's Auslassungen waren ja das Aufgehen einer Ideensaat, welche sie schon lange vorher mit tiefberechneter Absicht in sein hochstrebendes Gemüth geworfen hatte. Sie hätte ihm um den Hals fallen mögen und hielt ihn von dem Augenblicke an für ihr verfallen. Dennoch ließ sie ihre Liebe nicht offen zu Tage treten, that aber Alles, um Oskar noch fester und sicherer an sich zu binden.

Der junge Mann, der inzwischen die ihm entgegenstehende Neigung zu empfinden anfing — es wehte ihn von Zeit zu Zeit wie Siroccoluft an — gab sich seiner Leidenschaft mit seiner ganzen stürmischen Ueberschwänglichkeit hin. Er war wie vom Blitze gerührt, als ihn Leonie plötzlich unterbrach und fallen ließ, daß sie nach Wien zurückkehre, eine wichtige Angelegenheit rufe sie zurück. Umsonst war alles Flehen und

Dringen von seiner Seite. Leonie reiste in der That ab. Die wichtigsten Interessen wegen der Erbschaft waren im Spiele, denn Greifenstein war ohne Testament gestorben und ein längerer Aufenthalt in Verona wäre, abgesehen davon, daß er ihrem Vortheil nachtheilig, vor der Welt in keiner plausibeln Art zu erklären gewesen.

Oskar, seinem Wesen nach gewohnt, Alles durch Sprünge, nichts durch Ausdauer und auf langem Wege zu erreichen, fühlte sich durch Leonie's Abreise wie in eine andere Welt geschleudert, in eine lichtlose, kalte, traurige Welt, wo keine Blume sproßte, keine Quelle sprang. Zuerst war ihm, als habe Leonie, indem sie fortging, jede Freude mit fortgenommen, er fände aber Alles wieder, wenn er wieder bei ihr wäre; gleich darauf, als habe er eine Zeitlang geträumt und das Erwachen sei da. Charaktere wie die Oskar's sind nicht gar zu selten. Die Dinge an und für sich sind ihnen nichts, das Licht, das auf sie fällt, ist Alles, und dies Licht wechselt immerfort. Was gestern begehrenswerth, ist heute nichtig, was gestern wie Goldstücke aussah, hat sich heute in Spielmarken verwandelt, die Rosen von gestern sind bunter Tüll. Diese Leute sind Romantiker.

Oskar war keine kameradschaftliche Natur. Er stieß seine Bekannten ebenso rasch ab, als er sie zuerst anzog. Jetzt stand er ganz allein. In solcher Einsamkeit fiel er immer der trübsten Stimmung anheim; aber diese wich nicht, wiewohl er seiner Genesung immer mehr entgegenging und ihm die Aussicht täglich näher rückte, der Entschwundenen zu folgen. Er wußte ja nicht, ob er es wünschen solle? Die Einsamkeit hatte eine eigenthümliche Zersetzung aller seiner Gefühle zur Folge gehabt, denn ihn vermochte nicht sein Wille oder sein Verstand, sondern nur eine zwingende Lage oder eine fremde einflußreiche Hand zusammenzuhalten.

Endlich war der Tag seiner Genesung gekommen; er sollte nach Wien reisen. Noch am ersten Tage, den er im Coupé verbrachte, malte er sich seinen ersten Besuch bei Leonie, bei welcher er des freundlichsten Empfanges sicher sein mußte, mit den brennendsten Farben aus; aber kaum in Wien eingetroffen, war er die Beute aller Zweifel und der entgegen-

gesetztesten Stimmungen. Er war, wie früher, so auch jetzt wieder in Rosen's Hause abgestiegen, ohne jede Ahnung, daß er die Intimität dieser Freundschaft nicht allein seiner persönlichen Liebenswürdigkeit, sondern auch seiner Gefügigkeit in Rechnungssachen verdanke. Mit dem ersten Schritt, den er in seine alte Wohnung gethan, fühlte er sich von einer Fluth von Erinnerungen, die vom Orte unzertrennlich waren, ergriffen und fortgerissen. Diese Wohnung war die stumme und todte Zeugin seiner einstigen Schwärmerei. Hier hing ein Bild Veronica's, hier mahnte ihn diese und jene Kleinigkeit, eine Stickerei, eine Zeichnung, an altes Liebesglück. Es war, als ob die Erinnerungen, welche zwischen diesen Wänden eingeschlossen waren, ihn überfallen und sein Herz zur Umkehr gedrängt hätten.

Die Folgen seiner Verwundung waren verschwunden, er war genesen, war ausgezeichnet worden und durfte in den nächsten Tagen sein Avancement zum Hauptmann erwarten. Eine glänzende Laufbahn schien ihm eröffnet, er selbst berechtigt, sich der gemachten Carrière zu erfreuen und die Welt mit der Frische seines jugendlichen Alters zu genießen. Dennoch war er in diesen Tagen unglücklicher, als er sich je gefühlt. Seine wiedererwachte Liebe zu Veronica, die er auf so gewaltsame und verletzende Weise von sich gestoßen, verzehrte ihn mit beinahe krankhafter Intensivität.

Es ist unter solchen Umständen begreiflich, daß Oskar nur aus Zwang, aus dem Gefühle formeller Pflicht und mit gar getheilten Empfindungen seine Aufwartung bei der Baronin von Greifenstein machte. Hätte er sie allein gefunden, so wäre es gewiß zu Erklärungen gekommen, welche ihm diese oder jene Richtung des Benehmens angewiesen hätten. Aber der Zufall wollte es anders. Fortwährend eintretende Besuche vereitelten vorläufig jede eingehende Unterredung, so zwar, daß die Verwandlung im Gemüthe des jungen Mannes der Baronin vorerst noch nicht sichtbar wurde. Sie ihrerseits schien auch viel von Advocaten, Geschäftsleuten in Anspruch genommen zu sein.

Von alten Gefühlen übermannt, hatte Oskar einige Tage nach seiner Ankunft einen endlosen Brief an Veronica ge-

schrieben, von dessen glühendem Reueausdruck er die Erneuerung des zerrissenen Bundes zuversichtlich hoffte. Die Täuschung konnte gar nicht bitterer sein. Er erhielt keine Antwort.

Nach langem Kampfe und Schwanken raffte er sich aus seiner Trostlosigkeit empor — um ein zweites Mal zu schreiben. Der Erfolg war derselbe.

Indeß zog sich das Gewitter, welches über dem Haupte des Obersten, jetzt General, Rosen hing, immer dichter zusammen und bedrohte auch Oskar. Er merkte nichts davon. Ohne die entfernteste Ahnung der Kämpfe, welche sein Chef, den er als das Vorbild aller militairischen und privaten Tugenden verehrte, durchzumachen gehabt, ohne Ahnung, daß es vom glücklichen oder unglücklichen Ausgange dieser Kämpfe abhängen werde, ob er selbst frei ausgehen oder unschuldig und unwissentlich in einen infamen Proceß mit hineinverwickelt werden sollte — lebte er nur dem Gefühl seiner Liebe.

In steter Aufregung erhielt ihn der Gedanke, daß Veronica so ganz in seiner Nähe weile und ein Zufall sie im nächsten Moment ihm entgegenführen könne. Bald wünschte er dies Zusammentreffen herbei, bald fürchtete er sich davor.

Er hatte die Gewohnheit angenommen, sobald es dämmerte, mit seinem Burschen auf die Gollhausener Straße zu reiten. Da zog es ihn durch die Felder bis hart an die Gartenmauern des Schönbergs, er belauschte, wie die Fenster hell wurden, und glaubte mehrere Male Veronica's Schatten zu erkennen. Das Schlößchen hatte eine seltsame Anziehung für ihn, wie die Flamme für den Nachtschmetterling.

Veronica hörte beinahe jeden Abend um die Stunde des Schlafengehens den Hufschlag zweier Pferde und sah — worüber sie sich sehr wunderte — einigemal die dunkeln Gestalten zweier Reiter vorüberfliegen. Keine innere Stimme sagte ihr, daß Einer dieser Reiter ihr Geliebter von ehedem sei, den es unheimlich um sie herumtreibe.

Siebentes Kapitel.

Bringt Gefahren für Oskar Wallberg.

Rosen hatte seinen Nachfolger in der Person des Ritters von Chibolitz erhalten. Es war dies ein gefürchteter Mann, dem der Ruf spartanischer Strenge und unerbittlicher Gerechtigkeit voranging.

Er hatte die Kassen kaum übernommen und die Journale durchgesehen, mit deren Führung Oskar seit seiner Beförderung zum Hauptmann nichts mehr zu thun hatte, als er über die Lücken der Buchführung und die Art, wie diese ausgefüllt waren, im höchsten Grade stutzig wurde. Da ein Nachweis nicht leicht und das Soll und Haben stimmte, wäre er bei dem bloßen Verdacht stehen geblieben, wenn ein Oberlieutenant, der auf diese Gelegenheit seit Jahren gewartet hatte, und der Rosen wegen seiner Bevorzugung Oskar Wallberg's ein unerbittlicher Feind war, nicht Eröffnungen gemacht hätte.

Durch diesen Oberlieutenant wurde Oberst von Chibolitz in eine Anzahl Details über die Finanzverwaltung, die Rosen in Gemeinschaft mit den gefallenen Oberlieutenants Winter und Fries jahrelang gepflogen, eingeweiht und dadurch ausgerüstet, eine Anklage vorzubereiten.

Der neue Oberst ließ Oskar Wallberg unverzüglich vorrufen.

„Sie sind ein Fälscher!" donnerte er ihn beim Eintreten an.

Oskar erbleichte und wankte. Keins der Worte, die er ausstoßen wollte, brachte er über die Lippen.

„Ihre Vertheidigung ist sehr schwach!" sprach Chibolitz, seinen langen Haynauschnurrbart drehend, finster in sarkastischem Tone. „Aber besser schweigen, wo die Beweise so aufgehäuft daliegen!"

„Herr Oberst — ich —" sagte Oskar heftig, dennoch

stammelnd, während Blässe und Röthe sein Gesicht abwechselnd überflog und jedes Glied an ihm zitterte.

„Ich verstehe!" sagte der Oberst. „Sie sind eher das Werkzeug als der Urheber, und Sie werden Ihre Schuld in meinen Augen bedeutend mindern, wenn Sie ein offenes Geständniß ablegen, die Namen der Mitschuldigen nennen und den Antheil der Einzelnen genau enthüllen. Reden Sie offen. Sollte auch die Liste der Angeklagten bis zu Ihren höchsten Vorgesetzten hinaufgehen —"

„Herr Oberst," sprach Oskar, dem endlich der Affect das volle Wort verliehen, „meine Betäubung war zu groß, ich war der Sinne kaum mächtig, sonst hätte ich auch nicht eine Minute lang eine so schmachvolle Anklage auf meinem Namen sitzen lassen. Hätte man mir Feigheit vorgeworfen, deren ich mich bei Magenta schuldig gemacht, ich wäre ruhig geblieben — aber daß meine Ehrlichkeit angefochten und mir geradezu Diebstahl und Betrug zur Last gelegt werde — das — das ist eine Insulte, die noch dadurch erhöht wird, daß sie aus dem Munde meines Chefs kommt!"

„Vergessen Sie nicht den Anstand —" fuhr der Oberst wild dazwischen, „den Sie meiner Person schuldig sind."

„Auch Sie dürfen nicht die Rechte, die Ihnen Ihr höherer Rang einräumt, so gegen mich mißbrauchen —" versetzte Oskar in höchster Aufregung.

„Sie werden unverschämt!" schrie Chibolitz.

„Ich bin unschuldig," erwiderte Oskar laut und feierlich, „und in diesem Gefühle erhebe ich meinen Protest ohne Unterschied der Person, welche mich angreift, sogar auf die Gefahr der Insubordination hin! Ich zittere nicht vor der Untersuchung, sondern würde diese unter solchen Umständen als die größte Wohlthat erbitten, denn das richterliche Urtheil wird meine Ehre, die ich wenigstens in Ihren Augen verloren habe, wiederherstellen!"

„Schön gesprochen!" rief der Oberst höhnisch. „Was glauben Sie denn von mir? Glauben Sie, daß ich einen Officier so anzureden wagte, wie ich Sie angeredet habe, wenn nicht vollgültige Beweise geschehener Unterschleife vorlägen? Es kann sich dabei nur darum handeln, welches Maß von

Schuld Sie trifft. Aber auch angenommen, Sie wären dabei ohne jedes selbstsüchtige Interesse gewesen, ein Werkzeug, wie eine Feder, die das schreibt, was man sie schreiben läßt, so müßte es doch als eine fahrlässige Vorschubleistung betrügerischer Handlungen betrachtet werden, welche sich ein zurechnungsfähiger Mann nicht zu Schulden kommen lassen darf — vorerst freilich eine Annahme, zu welcher ein wahrer Köhlerglaube nöthig sein dürfte —"

„Ich protestire mit aller Energie!" rief Oskar mit größter Entschlossenheit. „Ich bin weit eher ein Tölpel, der schon von dem ersten Besten betrogen worden ist, aber nicht der Schurke, der nach Etwas langen kann, was ihm nicht gehört. Meine Unschuld wird und muß sich glänzend herausstellen, aber ich könnte mir gleich eine Kugel durch den Kopf jagen, daß ich überhaupt in den Verdacht kommen konnte, eine der gemeinsten Handlungen begangen zu haben —"

„Ich erwarte einen gemäßigten, anständigen Ton der Rede!" sagte der Oberst mit finsterem Ernst. „Man wird Sie wohl für das, was Sie thun, zur Verantwortung ziehen dürfen!"

„Ein Nothschrei," versetzte Oskar, „in diesem Augenblicke ausgestoßen, kann nicht Mangel an der Ihnen schuldigen Achtung sein! Ich appellire an Ihren Gerechtigkeitssinn, an die strenge Rechtlichkeit, die man Ihnen nachrühmt, an Ihr Soldatenherz!"

„An mein Soldatenherz!" murmelte der Oberst, ehe er in seinen früheren Ton überging. „Mein altes Soldatenherz blutet mir, daß ich einen Officier so schwerer Verbrechen anklagen muß, aber ich thue es doch mit derselben Unerschrockenheit und unbedingten Pflichtmäßigkeit, mit welcher ich mich einer feuerspeienden Batterie entgegenstürzte... Es hat Sie Alles bis heute für einen hoffnungsvollen jungen Mann gehalten, Sie haben sich im letzten Feldzuge gut benommen — wurden decorirt — es thut mir leid, aber nicht um Sie, auch um viele Andere, denn wir haben es hier mit einem ganzen Complott ärarischer Diebe zu thun!"

Oskar, der leichenblaß geworden war, zuckte bei diesen

Worten zusammen und schlug sich mit beiden Händen vor den Kopf.

Chibolitz sah ihn einen Moment starr an, dann sagte er:

„Ich frage Sie daher noch einmal, welche Aufschlüsse Sie mir zu geben haben, nicht nur, um sich selbst zu entlasten, sondern um die Mitschuld der Mitcompromittirten zu beleuchten?"

„Ich bin unschuldig, ich weiß von nichts!" seufzte Oskar, wie wenn ihn alle Kräfte verlassen wollten.

„Mit diesen Betheuerungen ist gar nichts gethan!" erwiderte der Oberst. „Gehen Sie!"

Oskar stürzte wie ein Wahnsinniger hinaus, doch im Vorzimmer angekommen, wurde er von einem diensttuenden Officier angehalten, der ihm den für den Fall ertheilten Haftbefehl anzeigte und ihn abführen ließ.

General von Rosen, dem die ganze Zeit über nicht wohl zu Muthe gewesen, hatte stets sein besonderes Augenmerk auf die Aufnahme gerichtet, welche sein Rechnungswesen bei seinem Nachfolger finden werde. In dieser Hinsicht hatte er nicht viel Tröstliches erfahren, aber die erste wirkliche Schreckensnachricht war ihm gleichzeitig mit der Vernehmung Oskar Wallberg's, die dessen Verhaftung zur Folge hatte, heimlich zugesteckt worden.

Rosen säumte keinen Augenblick und eilte zu Chibolitz.

„Herr Oberst," sagte er zu dem Letzteren, „es tauchen Gerüchte auf, die zwar noch vor der Hand in discreten Kreisen circuliren, aber mir doch nicht unbekannt geblieben sind. Man sagt, Sie bemängeln einzelne Punkte in den Journalen, welche Sie als mein Amtsnachfolger übernommen."

„Ich beanstande die ganze Rechnungsführung!" versetzte Chibolitz mit voller Rücksichtslosigkeit.

„Wie soll man das verstehen?" fragte Rosen, der seine Bestürzung mühsam verhehlte.

„Ich kann es nicht näher erklären," erwiderte der Oberst, „denn ich will mit der ganzen Sache nichts zu thun haben. Von mir sind nur die nöthigen Schritte gethan worden, um diese, wie mir scheint, sehr traurige Angelegenheit höheren Ortes zur Untersuchung und Controlirung zu unterbreiten.

Wird sie vom Kriegsministerium gutgeheißen, so bin ich zufrieden und wasche mir die Hände in Unschuld; dagegen bleibt die Beschwerde Jenen offen, welche sich über mein Vorgehen zu beklagen haben sollten —"

„Das ist eine tolle Uebereilung!" rief Rosen, ganz außer sich. „Es wäre Ihre Pflicht gewesen, mich vorher darüber zu sprechen! Es kann sich offenbar nur um einzelne Unzukömmlichkeiten handeln, die in jeder Kanzlei vorkommen können und auch vorkommen — Formfehler — Schreibfehler —"

„Wenn sich das herausstellt, mir um so lieber —" brummte Chibolitz achselzuckend. „Darüber hat die Oberbehörde zu entscheiden, an welche heute das Ganze abgeht!"

„Das heißt mich selbst an die Spitze der Angeklagten stellen!" schrie der General laut auf.

„Bei der Absicht, die mich leitet," gab der Oberst ausweichend zur Antwort, „habe ich zunächst die Verrechnung im Auge, nicht die Personen!"

„Das darf nicht geschehen!" rief Rosen lebhaft, „so lange wenigstens nicht, bevor wir die Bücher nicht zusammen durchgesehen haben. Ich bin bereit, Ihnen alle Aufklärungen zu verschaffen, und sollte, was ich zu glauben mich sträube, von Jemandem eine Unrechtlichkeit begangen worden sein, hinter welche ich mit Ihrer Hülfe käme, so wird Ihrer Anklage mein fernerer Beistand nur nützlich sein können —"

„Wir haben es hier mit schweren Unordnungen zu thun," versetzte Chibolitz, „die auf dem bezeichneten Wege nicht ausgeglichen werden können. Mein Vorgehen ist nicht „toll", wie Sie es zu voreilig zu bezeichnen belieben, sondern ernst überlegt und geprüft. In einer Zeit, in welcher die ganze Monarchie vor Entrüstung über die Unterschleife auffährt, durch welche unsere tapfere Armee benachtheiligt, ja der bittersten Noth preisgegeben worden ist, und welche an dem Unglück dieses Feldzuges die Hauptschuld tragen, ist es nur ein einfacher Act des Patriotismus, frisch nach den Häuptern zu greifen, deren gewissenlose Habsucht den Feinden in die Hände gearbeitet hat. Die öffentliche Stimme nennt bereits die Namen einzelner Lieferanten, Geschäftsleute und Juden; ihr Proceß ist im Zuge, aber das regierungsfeindlichste Zeitungs-

blatt wagt es bisher nicht, einen derartigen Spitzbuben in den Reihen Derjenigen zu vermuthen, die die Ehre haben, sich kaiserliche Soldaten zu nennen. Ich bin unglücklich, daß mir die Rolle zufällt, der Erste zu sein —“

„Sie gebrauchen Worte —“ rief Rosen zornerglühend dazwischen. „Alles, was Sie sagen, ist voll Uebertreibung — Ihnen ist das Geschrei der Zeitungen zu Kopfe gestiegen! Gerade Sie, als Soldat, sollten fühlen, daß jetzt nicht der Augenblick sei, mit einer Geschichte zu alarmiren, welche geeignet ist, der ganzen Armee in der öffentlichen Meinung zu schaden — der Armee, die durch den unglücklichen Krieg schon so viel an Ansehen eingebüßt hat —“

„Ich bin kein Diplomat,“ erwiderte Chibolitz kalt. „Die Regierung wird die strengste Justiz ohne Eclat zu üben wissen!“

„Die Regierung wird es Ihnen schlecht danken,“ versetzte Rosen mit größtmöglicher Selbstbeherrschung, „daß Sie ihre Verlegenheiten noch vermehren. Sie werden besser fahren, wenn Sie der Sache willen das Ende des wilden Tageslärms abwarten —“

„Zu spät!“ sagte Chibolitz. „Ich habe den Hauptmann Oskar Wallberg bereits in Haft nehmen lassen —“

„Den unschuldigsten, redlichsten Menschen auf der ganzen Welt! Ha! Ha! Ha!“ rief Rosen mit einem convulsivischen Lachen. „Ist das richtig? Nun, da sehe ich, wie Sie eine Mücke zu einem Elephanten machen!“

Er ging auf und ab.

„Nun wohlan,“ fügte er im Tone herben Ernstes hinzu, „es gehe seinen Gang. Die Gelder, die meine Ihnen übergebenen Kassen enthalten sollen, sind bis auf den Kreuzer da; daß jedoch meine Journale nicht die rechte Anlage und Führung haben dürften, ist eine nichtssagende Aeußerlichkeit, welche Sie mit voller Nachsicht beurtheilen sollten, da ich, als ehemaliger Zögling der adeligen Militairakademie, keine Gelegenheit hatte, mich im kaufmännischen Fache auszubilden, während Sie, wie ich höre, Ihre Jugend in einem Geschäft auf dem Lande verbracht und dort Ihre ganze Ausbildung empfangen haben sollen ...“

Nach diesem bösartigen Ausfall auf die Vergangenheit des Ritters von Chibolitz hatte sich Rosen sofort entfernt.

Er eilte nun zu seinem Freunde Arnold Stropp, um von diesem fintenreichen Genie Trost und Rath zu entlehnen.

Als dieser Letztere alles bisher Vorgefallene von Rosen vernommen hatte, sagte er:

„Sie haben das nicht recht angefangen, lieber Freund! In einer Sache, wie die Ihrige, muß man schmiegsamer sein! Sie waren zu schroff, und das darf man nur sein, wenn man keine Beweise gegen sich hat.“

Er nahm mit nachdenklicher Miene eine Cigarrenkiste von der Etagère und präsentirte sie dem General.

„Bei dem läßt sich nichts ausrichten!“ rief Rosen, „gar nichts! Chibolitz ist ein kurz angebundener, eigentlich brutaler Mensch, ein Satanas der Gerechtigkeit. Ich bin nicht ohne Kunst, Menschen zu behandeln, aber vor diesem versagt sie mir gänzlich. Ueberdies droht er nicht blos, sondern handelt zugleich...“

„Gleichviel,“ versetzte Stropp, die Cigarre im Munde. „Die Schuld liegt nur an Ihnen! Chibolitz ist im Gegentheil ein Mensch, mit dem sich ganz gut auskommen läßt. Ich kenne ihn —“

„Sie kennen ihn?“ rief Rosen überrascht.

„Unser ganzer Umgang beschränkt sich eigentlich auf eine einzige Unterredung,“ gab Stropp zur Antwort. „Diese war aber ausgiebig genug, um mir ein klares Bild von seinem Charakter zu geben. — Ein Mann — mögen Sie sagen, was Sie wollen — in meinen Augen sogar ein angenehmer Mann —“

„Worin besteht das Angenehme an ihm?“ fragte Rosen, vor dem Paradoxon zurückprallend.

„Sie wissen,“ sprach der Speculant, „daß ich zur Zeit des Krimkrieges während der Occupation der Donaufürstenthümer durch unsere Truppen ein höchst bedeutsames Export-, nein, eigentlich ein Schleichhandelsgeschäft unterhalten habe, indem meine Ein- und Ausfuhrartikel als Munitions- und Proviantwagen über die Grenze hinüber und herüber gegangen sind —“

„Ist es möglich,“ rief Rosen emporspringend, während

heiteres Erstaunen die Furchen seines sorgenvollen Gesichts verjagte. „Chibolitz wäre — ja, ich entsinne mich — damals war er Major und stand in der Bukowina —“

„Ganz richtig,“ sagte Stropp, schlau lächelnd. „Und da sagen Sie noch, daß mit ihm kein vernünftig Wort zu reden ist!“

„Das ist unglaublich, aber doch wahr und ein Glück für mich!“ rief Rosen, „Lieber Freund, haben Sie Dank! Ein Gang zu Chibolitz, den Sie machen, regelt Alles — ich bin wie neugeboren!“

„Was denken Sie von mir?“ erwiderte Stropp finster und einigermaßen entrüstet. „Ich sollte gehen, den Mann bedrohen, der mir zu einem famosen Geschäft verholfen und mir den Löwenantheil überlassen hat? Und wenn ich heute zu ihm ginge und ihn zu etwas preßte, so giebt's da eine Reciprocität, der zu Folge er auch zu mir kommen könnte, um mir einen ähnlichen Zwang anzuthun. Nein, das geht nicht. Das thät' ich einem Bruder nicht zu Liebe — wenn ich noch einen Bruder hätte!“

„Sie könnten mich im Unglück sitzen lassen?“ rief Rosen ganz erschreckt. „Das hätte ich nie geglaubt!“

„Ich will Sie ja nicht im Stich lassen,“ entgegnete der Speculant. „Ich will Ihnen gern nützlich sein, nur müssen wir die rechte Art finden, wie es einzufädeln ist. Abgesehen von meiner großen Freundschaft zu Ihnen, ist es mir ganz unlieb, daß Chibolitz die Geschichte aufrührt. Da heißt es: heute mir, morgen dir! Wie denn“ — er erhob sich und schritt ein paar Mal durch's Zimmer — „wie denn, wenn wir zum Beispiel —“ er brach ab, in Nachsinnen versinkend.

Der General blickte mit ängstlicher Spannung und doch noch das Beste hoffend auf den dicken, aber ideenreichen Schädel des Geschäftsmannes.

„Ja,“ hob Stropp plötzlich wieder an, „so dürfte es gehen, ja! Nur Eins — aber das dürfte sich noch finden — — Warten Sie einen Augenblick...“

Stropp verschwand im Nebenzimmer.

„Mögen alle Heiligen ihn erleuchten!“ murmelte Rosen.

Nach einer Weile erschien Stropp wieder. Er hatte einen

der compromittirendsten Briefe aus seiner Correspondenz mit Chibolitz herausgesucht und hielt ihn in der Hand.

„Dieser Brief muß frisch couvertirt und mit der Adresse an Chibolitz versehen werden!" sagte Stropp. „Aber von einer fremden Hand."

Er eilte in sein Geschäftsbüreau.

„Die Sache wird sich machen," sagte er, als er mit dem Briefe zurückkam. „Nur Eins fehlt mir — wie bereits gesagt. Es gilt, eine Person ausfindig zu machen, die sich für Oskar Wallberg bei Chibolitz verwendet. Diese Person muß glauben, daß er wegen eines Insubordinationsvergehens oder dergleichen verhaftet worden ist. Diese Person kann Chibolitz auch ganz unbekannt sein — — das ist sogar besser — aber Rang, womöglich Rang muß sie haben! Ich habe nun das Meinige gethan und muß die Wahl der Person Ihrem Tacte überlassen... Mehr als das braucht es nicht, denn dieser Empfehlungsbrief wird ganz allein seine Wirkung machen."

Er übergab seinem Freunde den Brief, und Rosen eilte, da die Sache drängte, das Weitere zu besorgen.

Noch wußte er, als er auf die Straße hinaustrat, nicht, wen er beauftragen solle, als ihm ein Einfall aus der Verlegenheit half. Wer wäre ihm geeigneter erschienen, sich für Oskar Wallberg zu verwenden, als Leonie von Greifenstein, deren Interesse für den Genannten ihm nicht geheim geblieben war? Wer hätte auch die erforderlichen Eigenschaften, die Stropp vorgeschrieben, in einem edleren Maße besessen, als gerade Leonie?

Rosen warf sich ungestüm in einen Fiaker und eilte in Leonie's Palais.

Schon eine Stunde später fuhr eine glänzende Equipage vor der Wohnung des Ritters von Chibolitz vor.

Der Oberst empfing die vornehme, schöne und durch ihre Verbindungen mächtige Dame, die er bisher nur dem Namen nach gekannt hatte, mit ebenso viel Neugier als Unterthänigkeit.

„Lieber Oberst," sprach Leonie, malerisch im Fauteuil hingegossen, „ich sehe Sie zwar heute zum ersten Mal, aber einer Soldatenfrau — einer alten Soldatenfrau — können

Sie diesen Besuch sans façons nicht übel nehmen! Ich weiß, daß man Sie seit langer Zeit als einen der strengsten Officiere unserer Armee bezeichnet. Ihre Strenge erinnert an Sparta und das alte Rom. Jetzt haben Sie dem Hauptmann Oskar Wallberg so arg zugesetzt — ich kenne diesen trefflichen jungen Mann —"

„Ew. Gnaden können versichert sein," entgegnete Chibolitz, dem der Zweck des Besuchs plötzlich klar geworden, „daß ich Ihre auf's leiseste geäußerten Wünsche als die gemessensten Befehle betrachten möchte — aber, ich bin ganz unglücklich, in diesem Falle —"

„Wirklich?" fiel ihm Leonie in's Wort. „Sie wären unliebenswürdig und ungalant genug —"

„Ich bedaure auf's Tiefste," sprach der Oberst, „daß ich von der Macht der Verhältnisse gezwungen werde, einer so schönen Frau etwas abschlagen zu müssen, muß aber zugleich Ew. Gnaden aufmerksam machen, daß es sich hier nicht allein um Oskar Wallberg, sondern eine ganze Reihe weit schwerer gravirter Personen, deren Sache in untrennbarem Zusammenhange steht, handele —"

„Ei, warum nicht gar!" rief Leonie leichthin. „Oskar Wallberg ist ein charmanter junger Mann, der wohl im Stande sein dürfte, im jugendlichen Feuer einen Act des Trotzes oder des Eigensinns auszuüben, was allerdings, in die rauhe Militairsprache übersetzt, Insubordination heißt; dennoch kenne ich ihn wieder als zu feinfühlend und edeldenkend, als daß er ohne eine entsprechende Herausforderung die Grenzen seiner Pflichten überschritten haben sollte. Wie dem aber auch sei, ich will den Gang nicht umsonst gethan haben, und betone, daß ich mich für ihn sehr interessire und Sie als meinen Feind betrachten würde — was mir wahrlich sehr schwer fiele — wenn ich Ihren Salon unverrichteter Dinge verlassen müßte..."

„Von Herzen gern wäre ich zu Diensten," versetzte Chibolitz, „aber es hängt gar nicht mehr von mir ab."

„Ausflüchte!" rief Leonie. „Ausreden! Merken Sie sich das! Ich habe mir von Ihrer Galanterie so viel versprochen und meine Gewalt über Sie so sehr überschätzt, daß ich gar

fürchtete, in die Lage zu kommen, von einem Empfehlungsbriefe Gebrauch machen zu müssen, den ich für den Fall mitgenommen habe —"

Sie griff in die Tasche und übergab dem Obersten das bewußte Schreiben.

Als Chibolitz das Siegel erbrochen nnd hineingeblickt hatte, gerieth er in die größte Bestürzung. Er mußte sich schnell dem Fenster zuwenden, wie wenn er mehr Licht zum Lesen brauchte, nur um seine veränderten Mienen zu verbergen.

Nachdem er scheinbar lange gelesen und sich gesammelt hatte, sagte er, zur Baronin zurückkehrend:

„Das sind allerdings wichtige Aufklärungen! Das ändert die ganze Sache von Grund aus! Das Ganze zerfällt fast in Nichts... Hätten Sie mir, gnädige Baronin, den Brief gleich beim Eintreten übergeben, so hätte ich wenigstens den Schein gerettet, daß Ihrer Verwendung einzig und allein nicht zu widerstehen ist. Oskar Wallberg ist frei!" —

Kurz, nachdem die Baronin von Greifenstein den Obersten verlassen hatte, wurde der Befehl ertheilt, Oskar Wallberg freizugeben, und auch die Versöhnung zwischen Rosen und Chibolitz ließ nicht lange auf sich warten.

So endete die gefürchtete Untersuchung, gleichwie in so vielen anderen Fällen Untersuchungen, die man gleichzeitig und im späteren Verlauf der Zeit an die große Glocke hängte. Das Proceßmaterial wurde auf den berghohen Actenstoß geworfen, welcher am Tage des Weltgerichts zur Verhandlung und Erledigung kommen wird.



Achtes Kapitel.

Löst ein lange unaufgeklärt gebliebenes Räthsel.

Es gehört bei der unter den Menschen herrschenden Divergenz der Ansichten zu den äußerst seltenen Fällen, ja es ist fast unerhört in der Geschichte, daß sich alle Parteien vereinigen, einem Mitlebenden seinen verdienten Ruhm zu lassen.

Alexander Freiherr von Bach ist eine so seltene Ausnahme. Zehn Jahre seines Lebens hat er dem Ausbau des verjüngten Oesterreich in unermüdlicher Thätigkeit gewidmet, also gerade so viel Zeit, als die Griechen gebraucht, Troja zu zerstören, und dieser Ruhm wird ihm ohne allen Neid und alle Mißgunst von der ganzen Mitwelt zugestanden; man läßt ihm willig die Ehre, der Epoche seiner staatsmännischen Wirksamkeit seinen Namen zu leihen. Er hat Tausende von Menschen eingekerkert gehalten, viele aus einer Welt, die ihnen keine Freuden mehr bieten konnte, einer besseren Welt zugeführt: Niemand bestreitet ihm diesen Muth. Ein großer Theoretiker, erfand er Ungarn gegenüber die sogenannte Verwirkungstheorie, der zufolge ein Staat, weit größer als das übrige Oesterreich, und eine große, edle, loyale Nation ihre tausendjährige Verfassung verwirkt haben sollte, weil eine Anzahl Revolutionäre in Debreczin die Absetzung der Dynastie ausgesprochen: Niemand schmälert ihm diesen Ruhm. Er schlug, als es an Geld gebrach, alles Verkaufbare, sei's Eisenbahnen, sei's Domänen, los und wußte zuletzt durch eine grandiose Operation den Völkern, die sich bereits ganz ruinirt wähnten, noch siebenthalbhundert Millionen auszupressen: Niemand beansprucht einen Antheil an solcher Kunstfertigkeit. Nachdem er Oesterreich, das verjüngte, neue Oesterreich als befestigte Kaserne hergestellt, die man nach der Kaserne in Pest, worein er so viele seiner Opfer gesetzt, das große „Neugebäude" nennen möchte, da stellte er auf dem Giebel dieses Gebäudes das Kreuz des Concordats auf: Niemand spricht ihm so viel Fröm-

migkeit ab. Die allgemeine Anerkennung geht so weit, daß Klerikale und Feudale ihren entschiedenen Antheil an diesen Werken nicht reclamiren, sondern mit edler Selbstverleugnung Herrn von Bach das ganze Verdienst überlassen.

Seitdem das stolze Gebäude, welches Jahrhunderte überdauern sollte, plötzlich durch ein politisches Erdbeben in seinen Fundamenten erschüttert worden, waren Monate verstrichen und es hatte den Anschein, wie wenn die Baumeister, die Herrn von Bach's Amtsnachfolger geworden, das Werk auch noch in seinen Trümmern bewunderten und von einer ganz besondern Pietät verhindert wären, den Umbau vorzunehmen. Wiewohl die größte Gefahr im Verzuge war, ließ man die Dinge liegen, wie sie hingeworfen lagen; man begnügte sich, Stützbalken an einigen Punkten anzubringen und die am meisten in die Augen fallenden Risse mit wohlfeiler Tünche zu verkleben.

Im Uebrigen stellte man sich allen Jenen taub gegenüber, die, auf den Zerfall hinweisend, die schleunigste Vornahme eines Neubaues betrieben, und behauptete, trotz den Trümmern, die nicht zu verbergen waren, daß das Gebäude keinen ernstlichen Schaden gelitten und auf die allerbilligste Weise zu restauriren und in den vorigen Stand zu setzen sei.

Wer jedoch in die Regierungskreise der damaligen Zeit tiefer hineinblickte, mußte sehen, daß das Gefühl der Unerschütterlichkeit nur ein ertrotztes, sich selbst abgerungenes war und der Verlegenheit einer überaus schwierigen Situation entstammte. Man wollte wirklich Etwas thun und wo möglich mit dem größten Eclat thun, man wollte sich nach Innen hin stärken, hierbei aber nichts von der bisherigen Macht abtreten, man wollte eine neue Aera einführen und doch das alte System beibehalten.

Man wollte gewissermaßen den alten Adam in einer funkelnagelneuen Bekleidung für einen neuen Menschen ausgeben und die Welt sollte ihn auch dafür halten.

Diese Widersprüche und Gegensätze als Ganzes zu formen, war freilich keine kleine Aufgabe. Da war guter Rath theuer. Daraus aber erklärte sich auch der Muth der Regierung, die Wünsche der besten Patrioten auf das Schroffste

zurückzuweisen und die besten Freunde im Ausland und Inland durch den Schein der Unverbesserlichkeit zur Verzweiflung zu bringen. —

Indeß war die Zeit herangekommen, wo die oft vertagte Versammlung auf dem Schlosse des Grafen Mersenburg stattfinden sollte. Der ersten Zusammenkunft, die in Kraßnitz abgehalten, aber auch durch Rack's Spürnase ausgekundschaftet worden war, hatte Bruno nicht beigewohnt, da er sich nicht an einer Sache betheiligen mochte, für die Graf Thieboldsegg agitirte; dieser zweiten Versammlung jedoch, einer erweiterten, war er beigetreten und befand sich nun auf der Reise dahin.

In einem leichten Wagen, von kräftigen Pferden gezogen, durchflog Bruno, seinen treuen Grauwak zur Seite, die Ebene, auf welcher dereinst der Kampf getobt, in welchem er selbst gestanden. Es war eine helle, klare Nacht, der Mond blickte vom hohen Himmel herab, Nebel zogen über die Fläche hin, welche nur hie und da von einzelnen Gehöften oder kleinen Baumgruppen unterbrochen war; vom Thurm eines Kirchleins, das am Wege stand, schlug es Mitternacht. Da war es vor Bruno's Augen, als ob es im Nebel von Gestalten zu wimmeln beginne. Colonnen zogen vorbei, Waffen blitzten, Husaren mit wehenden Dolmans sausten über das Moor. Und wieder war's, als ob gefallene Pferde, die lange unter der Erde geruht, sich aufrichteten, Kürassiere schwangen sich drauf, ihre Harnische blitzten und ein Kampf begann: hie die kaiserlichen Schaaren, hie die vom Ungarheer, der Rakotzy-, der Radetzkymarsch stürmten durcheinander, Hurrahs und Eljens mischten sich ...

„Hinab Visionen, hinab Traumbilder alter Zeit! Blase der Wind in den Nebel und zerstreue die Gespenster! Oder seid ihr Bilder von Reiterschlachten Ahnungen und Vorzeichen dessen, was kommen soll? Nein, nein! Die Völker sind bedächtiger geworden! Sie wählen nicht mehr den Krieg, sondern den passiven Widerstand, und dieser führt endlich zum Siege!“ Er rief es und mußte sich gewaltsam aus dem Halbschlummer und dem Halbtraum, in welchen er gefallen und der ihn so ängstigte, aufscheuchen.

In den ersten Morgenstunden war er in Pest. Die herrliche Stadt am mächtigen Strom stand in heiterem Sonnenlichte da, von Menschen durchwogt, ein Bild, dem die Nationaltrachten einen eigenthümlichen Reiz verleihen. Es war ein Sonntag, Alles war auf den Füßen, man erwartete eine Deputation, die in Sachen des Protestantengesetzes nach Wien gegangen war, zurück. Es war eine Frische in der Luft, welche Bruno bis in's Herz hinein fühlte, er wurde, ohne die Ursache zu wissen, heiterer, als er seit langer Zeit gewesen, und hoffte Gutes von der Zukunft.

Am Abend eines Tages, der mit dem Besuch von Freunden rasch vorübergegangen war, befand sich Bruno in einem jener glänzenden Cafés, welche zu den Eigenthümlichkeiten Pests gehören. Eine Gruppe von Gästen, von denen ihm Einige bekannt waren und ihn gleich bei seinem Eintreten höflich begrüßten, zog ihn an, er nahm an ihrem Tische Platz, ohne irgend eine Anregung zu erwarten.

Doch zeigte es sich bald, daß in dieser Gesellschaft unbedeutender Leute Einer sitze, den man gar wohl näher in's Auge fassen könne. Es war ein Mann von zweifelhaftem Alter, so zwischen vierzig und fünfzig, der die Uebrigen durch seine Erzählungen unterhielt. Er fiel durch sein charakteristisches, mit einem langen Schnurr- und Spitzbart ausgestattetes Gesicht und seine eigenthümlich pathetischen Manieren auf, er schien das Verschiedenste zu wissen und Krieg wie Marine, Finanzkunst und Politik gleichmäßig zu verstehen. Er warf eine Andeutung hin, als ob die meisten Geheimnisse europäischer Cabinette ihm bekannt seien und es kaum einen bedeutenden Staatsmann gebe, den er nicht persönlich kenne. Wie es sich bald zeigte, waren die Türkei und Syrien, Persien und Aegypten der Schauplatz seines bisher nicht näher bestimmten Wirkens gewesen. Allenthalben war er mit Ungarn zusammengekommen. Viele von der Emigration verdankten ihm Hülfe oder Besserung der Lage, ungarische Militairs Protection und nützliche Winke, welche ihnen zu den günstigsten Stellungen verhalfen. Diese Details blieben nicht ohne Einwirkung auf das Gemüth derer, an welche er seine Erzählung richtete, sie fragten immer mehr und eifriger, der Fremde

antwortete mit unveränderlicher Ruhe, doch immer wie wenn ein Höherstehender die Untergebenen vertraulicher Mittheilungen würdigt.

Noch interessanter wurde der Mann für Bruno, als er unter vielen Namen endlich auch den eines seiner Freunde nannte, der allerdings nach Vilagos mit den Resten der ungarischen Armee über die türkische Grenze gegangen und sich in den Ländern des Orients aufgehalten. Franz Kösy war einer jener nunmehr hingegangenen Freunde, deren Erinnerung Bruno am theuersten war.

„Ich habe mit Franz Kösy," erzählte der Fremde, „ganze Wochen in den Gebirgen zwischen Kharput und Diarbekir zugebracht. Kösy war türkischer Oberst geworden, ein ganz besonderer Liebling von Aspusi-Pascha, und sollte die kleinen Citadellen in diesem gegen Persien zu gelegenen Grenzland seiner Prüfung unterziehen. Wie viele Nächte sind wir, Jeder in seinen Mantel gehüllt, nebeneinander gelegen, während die Schakals in der Ferne heulten! Nie verließ ihn sein guter Humor, und von seinem edlen Herzen erhielt ich so manchen sprechenden Beweis."

Er warf seinen Kopf zurück und fuhr nach einer Weile fort: „Eine kleine Geschichte, die wir zusammen erlebt, steht noch heute klar vor meiner Erinnerung! Kösy und ich hatten uns trigonometrischer Vermessungen wegen wohl eine Woche lang mit einem kleinen Gefolge in einem einsamen Gehöft nächst Eigoglu, einem kurdischen Dorfe, aufgehalten. Ein Armenier hauste dort und machte den Wirth. Wir und unsere Leute hatten sehr mäßig gelebt, vornehmlich schon aus dem Grunde, weil nichts bei dem Kerl zu haben war; dennoch überreicht uns der Schurke, als wir davonreiten wollen, eine Rechnung, die man selbst im ersten Hotel Londons unverschämt genannt hätte. Herabzuhandeln erlaubte uns unsere Stellung nicht, da wir mit allen Ehren kaiserlicher Diener reisten, und auf eine Handvoll Ducaten kam es damals weder Kösy noch mir an. Zahlen wir dem Kerl was er verlangt, sagte ich, lassen wir ihm aber auch zugleich eine tüchtige Bastonnade auf die Fußsohlen geben.

„Da lächelt Kösy, er lächelt in seinen Bart hinein mit

jenem freundlichen Ausdruck, welcher zu sagen scheint: Lass' mich nur machen, Kamerad, ich bin ja nicht auf den Kopf gefallen und bedarf keines Rathgebers, endlich sagt er: Eine Strafe, wie Du sie vorschlägst, hätte ein Bursche mit so festen Sohlen in einer halben Woche wieder vergessen! Ich will ihn auf eine Weise strafen, daß er den heutigen Tag nie vergißt und ihn noch nach Jahren verflucht!

„Ich sehe Kösy fragend an, was er denn mit dem Armenier vorhabe, doch schon winkt er den Schurken herbei, dem Habgier und Furcht abwechselnd aus den Augen blitzt. Ich bin hoch erstaunt, sagt er, wie es in dieser Gegend so wohlfeil ist! Oder dies ist das billigste Wirthshaus darin und Du der billigste der Wirthe! Ich habe die dreifache Summe dessen erwartet, was Du uns da für acht Tage Aufenthalt abverlangst und hätte auch die Dir gerne gezahlt.

„Kösy spricht es mit unerschütterlichem Ernst, während keine Miene seines Gesichts zuckt, der Armenier steht vor ihm, erst verblüfft, dann mit dem Gesichtsausdruck tiefster Bestürzung und wildesten Grimms. Er läßt das Geld, das wir auf den Tisch gelegt, ungezählt und wir reiten davon."

„Dem haben wir für alle Zeiten den Stachel in das Herz gedrückt, uns nicht noch unverschämter geprellt zu haben! ruft Kösy lachend, doch ein lautes Geschrei ist Ursache, daß wir uns umsehen. Vor der Thüre des Hauses, das wir soeben verlassen, windet sich ein Mann in Todesschmerzen — der Armenier hat sich in wilder Wuth über sich selbst von der Zinne seines Daches herabgestürzt!"

Dies außerordentliche Benehmen des schurkischen Armeniers erregte das größte Erstaunen der Zuhörerschaft, es wären Manche geneigt gewesen, es für Dichtung zu erklären, wenn der Fremde nicht Alles mit dem Tone größter Sicherheit vorgetragen.

„Ich sehe Ihre Verwunderung," replicirte, die Gedanken errathend, der Fremde, „aber Sie wundern sich nur, weil wir Europäer gar nicht begreifen können, wie es in einem so wilden Asiatenkopf aussieht! Ich könnte Ihnen von dem geradezu thierischen Grimm und der plötzlich erwachenden fanatischen

Wuth der Orientalen manches noch auffälligere Stücklein erzählen —"

„Wir müssen Sie schon bitten, Baron, Ihre Mittheilungen, so interessant sie auch sind, auf morgen zu verschieben!" sagte jetzt Einer aus der Gruppe, nachdem er einen Blick auf die Wanduhr geworfen, und winkte gleichzeitig den Kellner herbei. „Der Bahnzug, der die Deputation aus Wien zurückbringt, trifft punkt Zehn ein, und wir haben keinen Augenblick zu versäumen, wenn wir beim Empfang sein wollen. Die Anderen erwarten uns. Kommen Sie nicht mit?"

„Danke! Ich bin der jetzigen Politik fremd. Ich sitze hier noch eine Weile."

Die Patrioten erhoben sich und Bruno blieb mit dem „Baron" allein.

Einen Moment schwiegen Beide, dann sagte Bruno:

„Ihre Nennung Franz Kösy's hat mein Interesse erregt. Dieser vortreffliche Mann ist, nachdem er sich Zeitlang im Orient herumgetrieben, als Agent der revolutionären Regierung nach Siebenbürgen zurückgekehrt, in der Absicht, die Szekler zu bewaffnen. Er fiel den Kaiserlichen in die Hände, entkam aber, und floh durch Ungarn und Böhmen bis in eine deutsche Hafenstadt. Ich war eine Zeitlang sein Kamerad auf der Flucht und verdanke ihm viel. Sind Sie wirklich mit ihm in den Gebirgen von Syrien beisammen gewesen?"

Der Fremde biß die Lippen, es war, als wolle er emporfahren und den Zweifler mit einer pathetischen Apostrophe niederschmettern, aber Bruno's ruhiger Blick beherrschte ihn, er antwortete:

„Mein Herr — ich könnte sagen, daß es eine arge Nichtachtung — ja eine flagrante Beleidigung ist, an einen Mann — einen ehemaligen Soldaten — einen Edelmann endlich, wenn derselbe eben die Erzählung einer Begebenheit mit allen Einzelheiten vorgetragen, die Frage zu richten: ist das aber auch wahr? Ich könnte es als Mangel an Höflichkeit bezeichnen, aber — ich thue es nicht, ich will es diesmal als Strafe dafür annehmen, daß ich die Gewohnheit habe, dem, was ich erzähle, zuweilen die Farbe zu lassen, die es in meiner Phan-

taste hat. Ja, ich habe Franz Kösy gekannt, ich bin mit ihm in den Bergen Kleinasiens beisammen gewesen, auch die Geschichte der Rechnung ist wahr — es frägt sich nur: ob der Mensch, der auf der Erde lag, als wir uns bei seinem Geschrei im Davonreiten umkehrten, wirklich der Armenier war — oder etwa nur der Bettler, der während unseres Handels hohnlächelnd in der Ecke stand und vielleicht vom zornigen Wirth gleich darauf zur Thüre hinausgeworfen wurde? Man kann, weil es interessanter, das erstere annehmen und es bei der Erzählung im Interesse der künstlerischen Wirkung acceptiren — es kann aber allerdings auch das zweite gewesen sein, und dann ist das Ganze eine höchst gewöhnliche Geschichte. Ich gestehe freilich, daß ich immer vorziehe, das Erstaunliche zu glauben."

„Mit dieser Gesinnung," sagte Bruno lächelnd, „gehören Sie allerdings in den Orient, in welchem Sie so lange gelebt zu haben scheinen."

„Ja, ich gehöre hin, es zieht mich mit allen Kräften hin, als in jenes Land, in welchem sich dem noch jugendlichen Manne der weiteste Wirkungskreis öffnete, und in welchem der in der Schule der Erfahrung bereits Halbergraute wieder neu aufleben würde — aber — aber — ich bin seit ungefähr einem Jahre so sehr vom Glück verlassen, daß ich nichts mehr zu hoffen wage — so tief in die Engpässe eines finsteren Verhängnisses hineingerathen, daß ich verzichte, jemals herauszukommen, und den Kopf unter den hereinbrechenden Schlägen wie ein gebundenes Opfer senke."

Er seufzte.

Diese Worte des Fremden, mit seinem bereits etwas defecten Anzug zusammengehalten, mußten in jedem Zuhörer die Vermuthung aufkommen lassen, daß sich die Engpässe eines finstern Verhängnisses schließlich als Geldklemme herausstellen würden. Ein Anderer hätte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben gesucht oder wäre davongegangen, Bruno jedoch fühlte eine eigenthümliche, nicht weiter erklärbare Theilnahme für die Persönlichkeit vor ihm und gab ihr nach.

„Wenn Sie es als kein unbefugtes Eindringen in Ihre Privatverhältnisse gelten lassen wollen," sagte er, „so möchte

ich fragen, welcher Natur dieses Fatum ist und ob man nicht da zu Hülfe kommen kann?"

Bei diesen Worten belebte sich das Gesicht des Fremden ganz eigenthümlich, der schmerzliche Ausdruck verschwand, er sagte:

„Der Ton Ihrer Rede spricht klar genug dafür, daß keine banale Neugier, sondern ein echt menschliches Wohlwollen sich erkundigt. Dies kommt mir so unerwartet — wenn man Niemanden findet, dem man sich entdecken kann — wenn Briefe unbeantwortet bleiben — Hülferufe an Jugendfreunde gerichtet wie in einem Walde oder in einem Felsenthale verklingen — während dabei das Schicksal alle Folterwerkzeuge gegen Einen spielen läßt und Existenzsorgen, Calamitäten, Affronte auf einen Mann herabregnen, dem Mutter Natur von Haus aus eine stolze Seele verliehen, — da bricht zuletzt die zäheste Widerstandskraft zusammen — in dieser äußersten aller Lagen stehe ich und habe dem Schicksal bereits nichts entgegenzusetzen als meine Seufzer..."

Er hielt eine Weile inne und begann wieder:

„Man hat mir auch sonst oft schreiendes Unrecht angethan — ich ertrug es leichter, und rasch war es vergessen — denn ich war jung und selten verbarg sich mir damals die Sonne des Glücks lange hinter Nebeln. Jetzt ist's anders; mit immer größerer Uebermacht tritt mir eine feindliche Gewalt entgegen — ich muß mich ruhig verhalten, den Hals unter dem Joche beugen und schweigend weiterziehen, denn contre la force point de resistance! Der Boden wird Einem unter den Füßen weggezogen, dem Unglücklichen, den man fortstößt, noch sein guter Name nachgeworfen, und ein Mann, der der Tischgenosse von Königen war, weiß nicht, in welcher Garküche er morgen essen wird! O, es giebt eine Art, Leute zu ruiniren, blos durch Achselzucken, indem man den Finger bedeutungsvoll an den Mund legt, sobald der Name genannt wird. Ich habe es erfahren, ich habe diese Pantomine um mich herum so beängstigend-geheimnißvoll machen sehen, daß mir selbst zuletzt bange wurde und ich mich fragte, ob ich nicht wirklich unbewußt oder im Schlafe ein Verbrechen begangen habe?... Ich will mich selbst von aller Schuld nicht

ganz freisprechen, ich habe dies und das gethan, was nicht recht war — aber verdient das solche Strafe, daß man schließlich wünschen muß, den Augen Aller, die uns kennen, für immer zu verschwinden —?"

„Herr," wollte Bruno dreinfahren, „das verstehe ich nicht, ich werde aus Allem, was Sie da sagen, nicht klug und es geht mir wie ein Mühlrad im Kopf herum —" aber der Fremde, von einem mächtigen Gefühlsdrange fortgerissen, fuhr fort:

„In unserer Welt bestraft sich jede Halbheit. Man kann ein Lump sein und dabei glänzend und geehrt dastehen — genug Exempel beweisen es. Aber man muß dann auch ein ganzer, veritabler, vollwichtiger, in der Wolle gefärbter Lump, ein Lump mit Lust und Liebe zu seinem Berufe, nicht aber ein halber oder dreiviertel Lump sein, ein gelegentlicher Dilettant wider Willen und Absicht, Einer, der dann und wann, nur aus Noth und Verlegenheit in's Handwerk pfuscht! Es ist aber schwer, tagaus, tagein den glatten, gewichsten, elastischen Avanturier zu spielen, wenn man nichts in der Tasche hat — dabei geht Einem oft der Athem aus! Man muß dann ein Fabeldichter werden, Comödie spielen, sich vom Manne seiner Frau zum Hause hinauswerfen lassen und noch froh sein, wenn er Einen nicht als Dieb verhaften läßt... Ich bin aber allmählich satt des Duldens, satt der Aushungerung, der Demüthigungen, der Affronte. Der modernen Industrie ist es gelungen, jeden beliebigen Gegenstand in Kautschuk nachzubilden, so zwar, daß man bereits permanente Beefsteaks davon macht, die, wie es heißt, sich auf mancher Eisenbahnrestauration als conservable bewähren; leider nur die menschliche Geduld konnte man noch nicht aus diesem, ihr doch so nah verwandten Stoff herstellen, und so ist's verzeihlich, daß ein geplagter, in allen Hoffnungen herabgekommener, allstündlich gemarterter Mensch, wie ich, täglich einigemal auf den Gedanken geräth, an irgend eine Eisenbahn zu gehen und sich quer über die Schienen zu legen — lange überlegt man sich's — endlich geschieht es doch —"

„Herr," fiel Bruno dem Fremden in die Rede, „es wird sehr spät — ich reise morgen weiter, es ist höchst zweifelhaft,

ob ich je mehr mit Ihnen im Leben zusammentreffe — fassen Sie sich also kurz, wenn Sie mir überhaupt Thatsächliches mittheilen und mir sagen wollen, ob und wie ich Ihnen helfen kann? Ich glaube Sie jetzt bereits genugsam zu kennen, um ohne Umschweif Weiteres hören zu dürfen."

Der Fremde wiegte eine Weile den Kopf in der Hand, dann blitzten seine Augen lebhaft empor und er sagte:

„Ja, Sie sollen die Geschichte meines Lebens hören, die ich noch Niemandem mitgetheilt. Ich weiß selbst nicht, von welchem Vertrauen ergriffen, ich den Schleier von meiner Vergangenheit hebe — aber — hören Sie, hören Sie!

„Sie sehen einen Menschen vor sich, dessen Verhängniß in seinem Leichtsinn liegt. Fragen Sie mich nicht nach meinem Namen, forschen Sie nicht nach ihm — meine Geschichte ist diese:

„Ich stamme aus einem alten Adelsgeschlechte Schlesiens, das im Laufe der Zeiten, wenn nicht Glanz und Ehre, doch die Quelle seiner Reichthümer einbüßte. Meine Eltern waren nach Oesterreich übergesiedelt, ich trat in die Militairakademie ein, kam als Lieutenant nach Polen, sodann nach Italien.

„In Mailand lernte ich eine Dame des dortigen Circus kennen. Zenobia war jung, schön, ein feueräugiger Dämon. Ich verliebe mich rasend in sie, mache Schulden, muß quittiren und folge ihr nach Turin. Machen Sie sich einen Begriff von meiner Verblendung — ich heirathe sie und entschließe mich, sie durch die Welt zu begleiten. Erst als ich ihr Gatte, sehe ich, in welches Netz ich gefallen. Reue erfaßt mich, ich sehe mich entehrt, degradirt, meiner Ahnen und meiner Freunde von ehedem unwerth! In meinem Herzen — ich war erst zweiundzwanzig Jahre alt — wüthet Grimm gegen mich selbst, Grimm, daß ich so verblendet gewesen! Ich verlasse Zenobia heimlich, und als ich Italien hinter mir habe, glaube ich mich von ihr auf immer getrennt.

„Ich wollte Alles wieder gut machen, und da die Liebe zum Militairstande ein hervorstechender Zug meines Charakters war, trat ich wieder, und zwar als Gemeiner, in die österreichische Armee ein. Ich schien von meinem Leichtsinn geheilt, meine Vorgesetzten gewannen mich lieb, ich kam rasch

vorwärts, wurde Officier. Ich gelte als ledig, nie spreche ich von meinen früheren Abenteuern, höre nichts von Zenobia, denke bald an das Ganze wie an einen wüsten Traum zurück. So vergehen fünf Jahre, ich liege in Garnison in einem kleinen Städtchen Kärnthens. Der Zufall führt mich in ein Bürgerhaus ein, in welchem zwei Mädchen leben. Die eine ist ältlich, häßlich, bösartig, die andere ein Engel. Ich verliebe mich in den Engel. Ich verliebe mich mit aller Glut und doch so anders als das erste Mal — sie, fast noch ein Kind, wenn nicht an Jahren, doch dem Herzen nach, scheint mir gewogen. Der Vater der Mädchen stirbt und läßt ein kleines Vermögen zurück, noch eben groß genug, daß zwei Leute damit anständig leben können. Monate vergehen. Das Mädchen läßt sich überreden, mir die Hand zu reichen, und als die Heirathserlaubniß vom Inhaber des Regiments herabkommt, da glaube ich einigermaßen vor mir selbst gerechtfertigt zu sein — was kann meine frühere Ehe gelten, welche Bedeutung kann sie haben, wenn sie den Behörden und aller Welt verborgen geblieben?

„Kurz, ich gehe mit dem Mädchen zum Altar und werde ihr Gatte, während ich bereits der Gatte einer Andern war.

„Als ich von der Kirche heimkehre in die kleine Wohnung, die ich vor wenig Tagen gemiethet und in welcher uns einige Freunde erwarten, wird mir vom Postboten ein Brief übergeben. Mein Blut erstarrt, denn ich kenne die Handschrift, aber ich erschrecke noch mehr, als ich den Poststempel ansehe. Zenobia hat mich ausgekundschaftet, sie hält sich in einem benachbarten Orte auf, sie muß mich sprechen. Ich verstecke den Brief, suche eine Ausrede, mich, so gut es eben geht, auf einige Stunden zu entfernen, ich fliege hin, um das Weib nur gleich wieder fortzuschaffen! Da stehe ich nun vor der Ungetreuen, die sich an meinen Hals wirft, mit echt italienischer Heftigkeit ihre Unschuld betheuert, erzählt, wie sie mich nie vergessen und stets gesucht habe. Sie will jetzt, da sie mich gefunden, mich nie mehr verlassen. Ich reiße mich los, ich werde genöthigt, immer mehr zu verrathen, endlich sage ich ihr, daß ich sie für todt gehalten und soeben wieder geheirathet habe. Da wird sie zur Furie: sie hat ein Recht auf

mich, meine Ehe mit ihr ist gültig, die spätere nicht, sie wird Klage führen, sie nur ist mein Weib! Ich sehe nur Schlimmes, wohin ich blicke, mein Verbrechen ist klar, ich bin ein entehrter Mensch. Nun will sie mir aber Alles verzeihen, wenn ich mit ihr gehe. Sie ist reich — ein großmüthiger Beschützer hat ihr 50,000 Francs hinterlassen — aber sie liebt noch den Circus, sie hat ein Engagement in Pera, sie ist auf dem Wege dahin. Ihre Schönheit, ihr Ungestüm, die phantastischen Pläne, die sie vor mir aufrollt, drohen eine Weile mich verrückt zu machen, ich strauchle, ich besinne mich, bald bin ich verloren. Sie öffnet eine Kassette mit Gold, sie öffnet ihre Arme. Ich vergleiche, ich wäge, ich sehe auf der einen Seite Degradirung, Schande und Entehrung, auf der andern ein freies, ungebundenes Leben, den Orient mit seinen Rosenlauben, Skutari und das goldene Horn, das Füllhorn des Ostens, Abenteuer, Zecchinen, Champagnerströme — wie kann ich anders, als mich ihr gefangen geben?

„Ich schreibe einen geheimnißvollen Brief an meine Frau, des Inhalts, daß ich in einer wichtigen Angelegenheit einige Tage fern bleibe, ich schreibe an meinen Obersten, daß ich krank geworden — am selben Abend reise ich mit Zenobia fort, zwei Tage später schwimme ich auf dem Dampfer dem schwarzen Meere zu.

„Ich übergehe viele Kapitel aus meinem Leben, interessante Kapitel, Reisen, Kriegszüge nach Persien, Syrien und Aegypten. Ich bin nämlich bald Soldat, militairischer Instructor, bald Geschäftsmann.

„Mein erfindungsreicher Kopf wirft sich auf allerlei Speculationen. Manche gerathen, manche mißrathen.

„Drei Jahre später — es war in Alexandrien — fiel Zenobia unglücklich vom Pferde, hatte einen Blutsturz und starb. Jetzt war ich Wittwer. Ich dachte eine Weile daran, nach Oesterreich zurückzukehren und die wieder aufzusuchen, die ich so schnöde verlassen, aber ich hatte den Orient und die fahrende Lebensweise zu lieb gewonnen, tausend Dinge schreckten mich in der Heimath, es zeigten sich neue Pläne in Smyrna.

Nur ein paar Mal im Laufe langer Jahre erfuhr ich etwas

von der Zurückgelassenen. Es ging ihr gut, sie hatte ihren Beschützer gefunden. Sie hatte den Ort gewechselt, und hatte eine Tochter, welche meinen Namen führte. So war doch die Ehe mit mir zu Etwas gut.

„Diese Ehe, nach dem Gesetze ungültig, wurde doch von aller Welt für eine gültige gehalten, denn meine frühere Ehe war wirklich ein Geheimniß geblieben. Warum ich die, die ich doch zweifellos geliebt hatte, mit einem Male verlassen, am Hochzeitstage verlassen, war ein Räthsel, über welches sich die Bewohner des Städtchens jahrelang den Kopf zerbrochen und das weder meine Frau noch irgend Jemand je gelöst. Vielleicht rieth Jemand darauf — bewiesen wurde es nie.

„Ich habe in diesem Sommer meine Frau als ein Fremder wiedergesehen — nach neunzehn Jahren — als hätte meine Nähe ihr Unglück gebracht, ist sie bald darauf gestorben."

Der Fremde hielt inne und ließ den Kopf sinken, dann sagte er: „Das sind so ein paar Kapitel aus dem Buche meines Lebens. Verachten Sie mich recht, nachdem ich sie Ihnen mitgetheilt?"

„Sie interessiren mich und ich bedaure Sie. Ich wünschte, Ihnen helfen zu können."

„Sie scheinen reich zu sein, Sie können mir helfen, sobald Sie es wollen, aber — ach, ich wage gar nicht mehr, an das Herz der Menschen zu appelliren. Ich brauche nur soviel, um Smyrna zu erreichen, wo ein alter Geschäftsfreund von mir lebt, der mir Geld schuldet, fallirte, aber sich jetzt wieder emporgearbeitet hat. Eine Summe, welche ein Mann wie Sie dann und wann für ein Souper mit Freunden ausgiebt, würde genügen, den auf der Sandbank Sitzenden freizumachen und ihn wieder mit vollen Segeln in den Hafen des Glückes zu leiten; tausend Francs —"

„Sie sollen sie haben," erwiderte Bruno, indem er aufstand. „Begleiten Sie mich in mein Hotel, ich zähle sie Ihnen vor."

Das verwitterte Gesicht des Fremden leuchtete auf wie eine Ruine im Abendschein.

„Herr —" rief er — „dieser Edelsinn — einem Manne zugewandt, den Sie nicht kennen — diese Großmuth, welche

Fürsten beschämt — Sie sehen mich gerührt — tief gerührt — aber auch dem Glauben an Menschen wiedergegeben —"

„Sie haben Franz Kösy gekannt," sagte Bruno, den Redeerguß des Mannes absichtlich abschneidend. „Dieser Name ist ein Schlüssel, der mein Herz öffnet. Kommen Sie!"

Der Fremde ging mit Bruno in dessen Hotel und nahm die gewünschte Summe in Empfang.

„Nun bin ich losgekauft! rief er. „Odysseus sitzt schon morgen im Schiffe, ein Gott hat ihn freigemacht. Dank, tausend Dank — und wenn das Glück mir irgendwie wohl will, sollen Sie noch erfahren, daß Sie keinem Undankbaren geholfen. Darf ich um Ihren Namen bitten?"

„Bruno Haldenried, wohnhaft in Wien."

„Ich scheine undankbar und mißtrauisch, wenn ich nun nicht den meinigen nenne," sagte der Fremde — „wenn Sie aber in mein Herz sehen könnten, wie es da wogt und fluthet — genüge Ihnen zu wissen, daß mein Name — der Name meiner Vorfahren —"

„Genug, genug!" rief Bruno. „Der Name thut nichts zur Sache."

Der Fremde war fortgegangen und Bruno befand sich noch in der Aufregung, welche eine große Gemüthsbewegung eines Andern unfehlbar auf uns überträgt.

Er schlief unruhig und der Morgen graute kaum, als er schon aufstand und sich ankleidete, um auf dem Quai Luft zu schöpfen.

Dort lagen die großen Dampfschiffe, von denen mehrere heizten, auf diesem und jenem wurden die Abfahrtszeichen gegeben, Passagiere eilten mit ihrem Gepäck vorbei. Bruno hatte seine Augen gedankenlos von Schiff zu Schiff schweifen lassen, als er wahrnahm, daß das Winken eines farbigen Tuches ihm gelte. Der Passagier, der Bruno so begrüßte und gleichzeitig Lebewohl sagte, hatte einen grauen Reisehut auf dem Kopfe, war malerisch in einen Shawl drappirt und stand keck hingepflanzt da. Es war der Fremde von gestern. Er wollte Bruno noch etwas zurufen, da scholl die Schiffsglocke lärmend drein, die Schaufelräder setzten sich in Be-

wegung, das mächtige Schiff schwenkte, warf eine dichte Rauchsäule aus und gewann die Mitte des Stromes.

Bruno sah dem Scheidenden noch eine ganze Weile nach. Eine innere Stimme sagte ihm, daß der Mann, dem er zur Reise verholfen, kein Anderer als der nominelle Gatte und Wittwer der Frau von Weyher sei.

Neuntes Kapitel.

Macht einen kurzen Besuch auf dem Schloß des Grafen Mersenburg.

Das Schloß des Grafen Mersenburg lag an einem der Ausläufer des Hegyallygebirges, in jener gesegneten Gegend, wo, nach Lenau's Ausdruck,

— auf den sonnenhellen Hängen
Die Tokayertraube lacht.

Es war ein Herrensitz, weniger prachtvoll oder großartig, als schön und freundlich.

Zwei Tage nach seinem Abschied von dem abenteuerlichen Baron war Bruno hier angelangt. Er zählte mit Grauwak zu den am ehesten Eingetroffenen.

Am ersten Abend hatten die beiden Freunde mit dem Schloßherrn einen Rundgang gemacht und waren, von der Schönheit des Blicks gefesselt, auf einer alten Terrasse stehen geblieben. Der Strahl der Septembersonne ruhte auf der weithingedehnten, wolkenbedeckten Kette der Hegyally und den wellenartigen, bereits gelb- und rothbraun gefärbten Rebenhügeln. Unten in der Tiefe in einem engen, buschwaldumsäumten Bett zeigte sich die Theiß, eng zusammengedrängt,

ein Dampfer kam stromaufwärts gefahren, Lastschiffe zogen langsam ihre Bahn.

„Wer sollte glauben," hob der Graf an, „daß dies gesegnete Land, das Sie da bewundern, dasselbe ist, welches alte Geographen als die „hunnische Wüste", das desertum Hunnorum, bezeichnen?"

„Reden Sie im Ernste?"

„Im völligen Ernst. Es existirt noch die Beschreibung der Gesandtschaftsreise, welche unter dem jüngeren Kaiser Theodosius von Constantinopel aus an das Hoflager Attila's abging, und ein wahrhaft erschreckendes Bild blickt dem Leser daraus entgegen. Die Reise der Gesandten führte durch die einst so blühenden Striche Mösiens, wo vordem Stadt an Stadt an der Heerstraße lag. Sie gingen über die Donau an das linke Ufer derselben, bis ungefähr in diese Gegend zwischen dem Bodrog und der Theiß. Hier war bereits alles Einöde, die Oberfläche des Bodens war mit den gebleichten Gebeinen der Erschlagenen bedeckt, Alles öde, stumm, menschenleer, eine Heimath der Adler und Geier. Und als die Gesandtschaft endlich das Hoflager des furchtbaren Hunnenfürsten erreicht hatte, was zeigte sich hier? Ein Dorf, aus Lehm- und Strohhütten aufgebaut, Attila's Palast selbst aus Holz. Das einzige Gebäude aus Stein war sein Badehaus."

„Es giebt Partien in der Geschichte, die uns wie Märchen anmuthen," sagte Bruno.

„So melden die ältesten schriftlichen Berichte von dieser Gegend, aber andere redende Zeichen reichen weit über diese und alle Römerzeiten hinaus. Viele Hügel der Umgegend erweisen sich als Trümmerberge, und in ihrem Schooße hat man verglaste Steine und Tafeln mit freilich fast gänzlich verwischten hieroglyphischen Inschriften gefunden. Sie lassen keinen Zweifel übrig, daß längst vor der Ankunft der Römer Völker hier lebten, welche auf einer gewissen Bildungshöhe standen. — Dort endlich — in jenem Wäldchen liegen noch alte Blöcke, welche das Volk Rody nennt. Unser Pfarrer, der sich für einen Archäologen ausgiebt, behauptet, dies bedeute Nimrodsburg und die Blöcke rührten von einem Jagdschlosse her, das Nimrod hier erbauen ließ."



„Nun, das nenn' ich mir eine kühne Hypothese!" rief Grauwak. „Den Gründer Babylons, den gewaltigen Jäger vor dem Herrn auf einem seiner Streifzüge bis hieher kommen und hier hausen zu lassen — vermuthlich um Gemsen im Tatragebirge zu schießen — das ist nichts Geringes."

Die Freunde waren durch ein altes Thor geschritten und blickten plötzlich in eine Waldlichtung, deren Bucheneinsäumung, vom Abendschein durchglitzert, einen überraschenden Anblick bot.

„Und was ist denn das?" fragte Bruno auf einen thurmartigen Bau deutend, der mit einem Theil seiner Zinne aus den Bäumen hervorsah. „Ein mächtiger Unterbau — eine gigantische Treppenflucht — gothische Fenster und römische Säulen — eine wunderliche Architektur — ist es ein Neubau oder eine Ruine?"

„Dies," sagte der Graf, „ist ein Bau, in welchen mein verstorbener Vater viel Geld gesteckt, mit dessen Plan und Ausführung er nie in's Reine kommen konnte —"

„Nun, und was sollte er eigentlich werden?"

„Eine Art Walhalla, — wenn ich es mit diesem germanischen Namen bezeichnen darf — eine Ruhmeshalle, in welcher er alle Nationalitäten unseres Kaiserstaates repräsentirt sehen wollte —"

„Ei, und ist die Sache nicht zu Ende gediehen?"

„Der Bau ist nicht einmal halb fertig geworden, weil der Alte, je mehr er sich mit ihm beschäftigte, desto mehr Schwierigkeiten entdeckte. Es sollten alle Nationalitäten berücksichtigt sein und zwar in gleichem Maße, denn: gleiches Recht für Alle! war meines seligen Alten Devise. Aber da tauchte zuerst die Frage nach der Wahl des Styls auf. Den gothischen wählen, hätte so viel geheißen, als vorwiegend das germanische Element berücksichtigen. Das slavische verlangte eher byzantinische Formen, vielleicht gar eine vergoldete Kuppel. Die romanischen Elemente wollten auch beachtet sein. Wie waren alle diese Gegensätze in Eins zusammenzufassen? Der Alte zerbrach sich den Kopf darüber. Inzwischen hatte er eine Anzahl Statuen und Büsten theilweise von recht talentvollen Meistern anfertigen lassen, und da stand er denn

ganze Stunden lang vor dem von ihm selbst gezeichneten Plan, sich fragend, wie er ihn ausführen solle? Ging er streng nach dem Princip der „Gleichberechtigung" vor, das er stets vertheidigte und das so zu sagen sein Steckenpferd war, so mußten Deutsche, Czechen, Slovaken, Magyaren, Polen, Ruthenen, Croaten, Rumänen, Serben und Italiener ihren Platz und zwar einen gleich großen Platz für eine gleich große Zahl Repräsentanten haben. Mit der deutschen Partie war er bald fertig, da hatte er nur den embarras du choix: Feldherren wie Wallenstein, Staatsmänner wie Joseph II., Schriftsteller wie Sonnenfels, Feßler, Collin, Sealsfield, Lenau und Grillparzer, Musiker wie Gluck, Haydn, Mozart waren aufzunehmen. — Auch der berühmten Böhmen gab es viele. Huß und Hieronymus boten eine schöne Gruppe, Georg von Podiebrad, Amos Comenius, Skreta und Raphael Mengs waren da. — Die Ungarn waren durch Johann Hunyady, Mathias Corvinus und manche Andere vertreten. — Aber für die Croaten konnte er beim besten Willen nur den Zriny herausfinden, und noch schlimmer stand es mit den Uebrigen. Auf die Entdeckung eines berühmten Ruthenen oder Rumänen setzte er einen Preis von zehn Ducaten aus, er ist aber nie eingelöst worden. Das machte ihn endlich, glaube ich, an dem Princip der Gleichberechtigung irre. Kam dann mein Bruder nach Hause, so lachte er den Alten mit seinem Plane tüchtig aus. Wären Deine Bildsäulen nicht eben Bildsäulen, sagte er, Du solltest den Spectakel sehen, denn sie vertragen sich nicht untereinander! Wie sollen sich die Büsten von Deutschen neben denen von Ruthenen, Rumänen, Serben und Croaten behagen? Denke Dir Deine Steine auf eine Stunde belebt, was geht vor? Ein Superioritätsstreit bricht los, Einer stürzt über den Andern her, die Deutschen wollen donauaufwärts, um Succurs zu holen, die Polen und Italiener behaupten, sie gehören nicht her, die Ruthenen zieht es mächtig zu ihrem Vater an der Newa. Du behältst höchstens die Böhmen und die Magyaren. Es bleibt Dir nichts übrig, als dreinzufahren und Zwangsmaßregeln anzuwenden. — Der Alte darauf: Laß die albernen Späße, sie werden sich schon vertragen, wenn die Halle erst ausgebaut

ist. Sie soll ein Bild Oesterreichs sein, wie ich mir's denke, als einen freien Bund gleichberechtigter Völker. — Wieder war es ihm nur um die Halle zu thun, und er grübelte weiter darüber nach, durch welchen architektonischen Typus er diese Vereinigung aller Völker darstellen wolle. Die Lösung dieses Problems mußte wohl an Schwierigkeit dem der Quadratur des Zirkels gleichkommen, denn er fand sie nie. Heute glaubte er sie gefunden zu haben, rief die Bauleute zusammen, eine Woche später waren neue Zweifel in ihm emporgewachsen und er schickte sie wieder nach Hause. Endlich ließ er Alles liegen, und da ragt nun der seltsame Thurm als halbe Ruine auf dem Hügel dort und wird von den Leuten in der Umgegend der Thurm von Babel genannt."

„Kein gutes Omen," rief Bruno plötzlich, „daß wir in der Nähe solch' eines Wahrzeichens tagen und verhandeln sollen, aber es fordert uns nur auf, nicht in die Utopien zu verfallen, von denen der alte Graf beherrscht war, und nur mit wirklich lebendigen Kräften zu rechnen! In einer Zeit, in welcher das nationale Element bei den großen historischen Völkern sich schärft und erhöht, tritt begreiflicherweise ein gleicher Zug oder vielmehr ein gleiches Streben bei den kleineren und bisher beherrschten hervor. Man hat diese bei uns künstlich erhalten, gepflegt, gebraucht und mißbraucht, um durch das divide et impera die Unzufriedenheit der Einen durch die Unzufriedenheit der Anderen in Schach zu halten. Die Folgen davon erleben wir. Aber der Zug der Geschichte geht nicht auf die Erhaltung der Vielheit, sondern auf den immer engeren Zusammenschluß der Völker in einheitliche Familien. Und mögen sich die Bäche noch so sehr sträuben, in den Strömen aufzugehen, es waltet ein Naturgesetz und sie sträuben sich vergebens."

Ein paar Stunden später war Bruno auf seinem Zimmer. Ein alter Diener mit langhaarigem Kopf und rothbraunem Gesicht, in kurzer Jacke und weiten Hosen, ein alter Gems- und Bärenjäger der Tatra, hatte ihn durch die vielfachen Gänge des alten Schlosses bis hieher geleitet. Er zündete nun den Armleuchter an und wünschte gute Nacht.

Bruno blickte noch eine Weile zum Fenster hinaus, wo

ihm der seltsame Thurm des alten Grafen im Mondlicht entgegensah, dann warf er sich auf einen niedern Divan nieder.

Seine Gedanken schweiften dahin und dorthin, endlich fixirten sich seine Blicke auf einem Portrait, das ihm gerade gegenüber hing.

Dies Bild, von einer seltenen Meisterhand gemalt, stellte eine Frau von hoher Schönheit, ganz in Schwarz gekleidet, dar. Es war wie lebend und blickte Bruno mit den schwarzen Augensternen heiter, glücklich und gleichsam fragend an.

Aber Bruno hatte es kaum einige Momente in's Auge gefaßt, als er schon aufsprang, den Armleuchter ergriff und dicht an's Bild trat.

Er glaubte zu träumen.

„Das ist ja Veronica!" rief er. „Veronica Zug um Zug — das ist ihre Stirn — ihre Nase — das ist ihr lächelnder Mund und dies ihr sanftgerundetes Kinn — vor Allem sind dies ihre Augen. — Was ist das? Das Bild ist ja kein neues — dieser Rahmen ist alt, dieser Lack schon recht brüchig."

Das Bild sah ihn ruhig, lächelnd, aber so fragend an, wie wenn er das Räthsel seiner Existenz gleich lösen müsse.

„Bin ich von Sinnen," rief er, „oder träume ich, oder verfolgt mich die Erinnerung an sie so, daß ich sie schon allenthalben zu sehen glaube? Ist sie es, oder ist sie es nicht?"

Es erfaßte ihn eine solche Unruhe, daß er, um Auskunft zu erlangen, den langen Weg in den andern Flügel machte, wo Mersenburg seine Zimmer hatte. Er traf ihn noch am Schreibtisch beschäftigt.

„Wessen Portrait," fragte er rasch, „hängt denn in meinem Zimmer? Eine außerordentliche Aehnlichkeit mit einer Bekannten hat mich so sehr überrascht, wie noch selten etwas."

„Sie werden sich wohl irren," erwiderte der Graf. „Dies Bild ist ziemlich alt und stammt aus dem Nachlasse meines Bruders. Es ist beinahe das Einzige, was dieser tolle Bursche hinterließ. Wen es darstellt, davon habe ich keine Ahnung. Er mag es in Rom gekauft haben, denn nach einer Signatur

auf der Rückseite ist es dort um den Schluß der dreißiger Jahre gemalt."

„Dann ist es freilich die nicht, an welche es mich erinnert," sagte Bruno, wie zu sich selbst. „Wie hast du dich wieder einmal aufregen lassen, alter Phantast!"

Er ging zu Bette, aber noch im Traume sah er die Frau in Schwarz, welche ihn mit den schönen dunkeln Augen so seltsam fragend ansah.

Zehntes Kapitel.

Entführt uns Bruno Haldenried.

Die Conferenzen auf dem Schlosse Mersenburg hatten nicht das Resultat gehabt, das man erwartet. Es war eigentlich nur der Zwiespalt der Ansichten und Ueberzeugungen an den Tag getreten.

Die Deutschen hatten sich im Wunsche wegen Zusammenberufung eines allgemeinen Reichstages vereinigt und verlangten eine österreichische Reichsverfassung; aber auch sie schieden sich in ihren Ansichten. Es gab welche, die eine Sonderstellung Oesterreichs und Deutschlands wünschten, und andere, welche die Einheit Oesterreichs und Deutschlands mindestens formell aufrecht erhalten wissen wollten.

Die Mitglieder aus Ungarn dagegen mochten von einer allgemeinen Reichsverfassung nichts hören. Sie waren insgesammt der Meinung, daß das Erste, was zu thun sei, in der Wiederherstellung der ungarischen Verfassung vom Jahre Achtundvierzig bestehe, wodurch Ungarn wieder ein selbstständiger, unabhängiger Staat mit gesonderter Gesetzgebung, eigenem Kriegsheer, uneingeschränktem Verfügungsrecht über

alle Zweige der Landesfinanzen werde. Die Regierung des Kaisers Franz Joseph als König von Ungarn beginne, behaupteten sie, erst dann, wenn er sich in feierlicher Weise die Krone des heiligen Stephan auf's Haupt gesetzt und das Gelübde abgelegt habe, die Rechte und Freiheiten des Königreichs Ungarn erhalten und schützen zu wollen.

Um nun mit den Ungarn zu einem Ausgleich zu kommen, lenkten mehrere Deutsche, die vorhin mit ihren Ansichten zurückgehalten, in die dualistische Ansicht ein und wollten ein getrenntes Ungarn und Deutschösterreich zugestehen. Ihr Hauptsprecher war Bruno. Seine Rede fand von der Seite der Ungarn enthusiastische Aufnahme.

Da aber erhoben die Slaven — denn auch Slaven waren anwesend — die heftigste Opposition. Sie behaupteten, daß ein zweigetheiltes Oesterreich sie kaum minder als ein centralisirtes in ihrem Leben und Dasein bedrohe. Indessen schieden sich diese Slaven wieder in verschiedene Gruppen.

Die Czechen beriefen sich auf ihre alten Landesordnungen und beanspruchten dasselbe wie Ungarn — womit schon eine Dreitheilung des Reiches gegeben war. Die Deutschen erwiderten, daß damit die Deutschen in Böhmen geopfert würden. Mitten unter diesen Debatten traten die Polen hervor und verlangten eine ähnliche Sonderstellung — ein viertes Reich tauchte empor. Und während Deutsche und Ungarn sie zu beruhigen suchten, verlangten Südslaven eine Föderation von fünf, sechs oder sieben Sprachgebieten. — Die Frage der Gestaltung trieb wie ein phantastisches Ungeheuer immer neue Köpfe hervor: ein Czechien, Magyarien, Slovakien, Slovenien, ein dreieiniges Königreich — und Gott weiß noch was!

Da ließ es Grauwak nicht ruhen, er begann mit unendlichem Humor das wunderbare Kunstwerk von einem Staate zu charakterisiren, in welchem jeder Theil anderswohin vergire, andere Interessen habe, jeder mit den weitgehendsten Befugnissen ausgerüstet zu sein wünsche und doch mit den übrigen ein Ganzes bilden solle. Er schilderte ein Königreich Böhmen, constituirt neben einem Königreich Ungarn und einem

Complex deutscher Provinzen. Da entbietet Rußland den Krieg an Deutschland. Böhmen, das vor Begeisterung für Rußland überschäumt, fordert seinen König auf, am Kriege gegen die Nemci theilzunehmen. Tyrol und Vorarlberg haben sich neutral erklärt, aber Nieder- und Oberösterreich verlangen von ihrem Erzherzog ein Bündniß mit Deutschland. Inzwischen hat der heißblütige ungarische Reichstag den Krieg gegen Rußland erklärt, also auch gegen Böhmen, und der König von Ungarn muß gegen den König von Böhmen ziehen, wiewohl beide eine und dieselbe Person ist. Die Confusion ist groß, erreicht aber dann erst den höchsten Gipfel, als nun auch das dreieinige Königreich, Slovenia und Slowakia den Ungarn den Krieg erklären und der König von Ungarn sich nun auch gegen sich selbst als König von Croatien ꝛc. zu wehren hat. Umsonst ruft er den Erzherzog von Oesterreich zu Hülfe, der König von Böhmen hat bereits seinen Palast besetzt...

Damit endigten die Conferenzen. Es ist selbstverständlich, daß kein Programm vereinbart, keine Beschlüsse gefaßt wurden und die Versammlung nach dreitägigen Debatten, unmuthig und unter sich gespalten, auseinanderging.

„Es bleibt doch stets die alte Geschichte," hob Grauwak an, als er mit seinem Freund im Wagen saß. „Jedesmal, wenn ich mit der Absicht einer Verständigung über österreichische Zustände herangezogen werde, zeigt es sich bald, daß ich höflich eingeladen worden bin, am Thurm von Babel mitzubauen. Daß die Sachen nicht so bleiben können, wie sie sind, daß die Landes- und die Reichsangelegenheiten parlamentarisch behandelt werden sollen, darüber ist Alles einig; wenn es aber gilt, die nächstliegenden Fragen zu präcisiren, so entbrennt bereits der Streit. Ein Theil ist dafür, daß der Thurm ein einziger in sich geschlossener Rundbau werde, ein anderer Theil wünscht zwei, ein dritter fünf bis sechs Thürme, die aber wieder in sich Einen darstellen sollen. Wenn die einzelnen Thürme im Styl einander nahegebracht werden sollen, wird über Nivellirung geklagt, die Bauleute gerathen in Streit und gehen bald als die ärgsten Feinde davon. Kurz, das Ganze ist Babel, das heißt Verwirrung."

„Verwechsle mir nur nicht," entgegnete Bruno, „Conferenzen, wie die unsrigen gewesen, mit einem Parlamente, wie wir es haben könnten. In solchen Conferenzen zerflattert Alles; Jeder hat und behauptet seine Meinung, er erkennt keine Autorität. Ein Parlament hingegen schafft mächtige Strömungen, und ist wie ein Kriegslager, in welchem der ungeberdige Freischärler zum Soldaten umgeschaffen wird. Bald nimmt die Versammlung die Färbung der Klasse an, welche in ihr präponderirt, der Rest muß sich unterordnen, das ist in der Ordnung. Wir waren eine gar zu heterogene Versammlung, einerseits Ideologen, andererseits Fanatiker des historischen Rechts. Wohin sollte das führen?"

Am andern Tage waren die Freunde in Wien, doch Bruno war kaum angekommen, als er auch schon eine Vorladung, auf der Stadthauptmannschaft zu erscheinen, erhielt. Dort wurde ihm eröffnet, daß es notorisch sei, daß er an unerlaubten Zusammenkünften, theils in der Hauptstadt, theils in der Provinz theilgenommen, welche den Zweck verfolgten, auf die Wiederherstellung der Reichsverfassung von Kremsier hinzuwirken, und daß er mit anderen, der Behörde wohlbekannten Mitgliedern in diesem Sinne agitirt habe. Es werde ihm demzufolge der Aufenthalt in Wien bis auf Weiteres untersagt.

Diese Anschuldigungen waren nicht aus der Luft gegriffen, bemerkenswerth aber war diese thatkräftige Entschiedenheit der Polizeibehörden, bemerkenswerth das Ansehen, das man sich gab, wie wenn die Wiederbelebung der Kremsierer Reichsverfassung in einer mehr oder weniger veränderten Gestalt zu den Unmöglichkeiten gehörte, während doch eine ganz ähnliche Schöpfung das künftige Staatsgrundgesetz zu bilden bestimmt war.

Wien verlassen zu müssen, wäre für Bruno unter anderen Umständen eben kein harter Schlag gewesen. Einem Manne von seiner Vergangenheit hätte eine Ausweisung nur wie eine kleinliche Chikane erscheinen sollen. Er war ja übrigens auch gewohnt, in Wien immer nur kurz zu verweilen, so lange, als es eben seine Geschäfte erforderten, und die Zwischenpausen waren immer weit länger als die Zeit seines Aufent-

halts. Wenn er jetzt durch die gegen ihn verhängte Maßregel in die intensivste Aufregung versetzt wurde, so waren daran mehrere Ursachen Schuld, die wir hier erläutern müssen.

Erstlich war eine tiefe Enttäuschung im Spiele. Jetzt, nach dem Scheitern der gewaltsamen Eroberungspolitik, hoffte er eine neue Zeit herangekommen und ging ihr mit neuem Vertrauen entgegen. Jetzt, dachte er, würde der Absolutismus seine alten Verschanzungen verlassen. Er hatte von einem Bruch mit dem bisher befolgten System geträumt. Nun zeigte sich, daß die Politik das bleibe, was sie gewesen. Er sah sich nach wie vor einer Macht gegenüber, welche entschlossen war, am Abgrund weiterzuschlafen und jeden wohlgemeinten Versuch, sie zu wecken, mit zorniger Bewegung strafte.

Da lagen sie nun, alle seine Pläne von Begründung eines Blattes, alle Hoffnungen auf ein schließliches Zusammengehen der Regierung mit Männern, die es mit dem Vaterlande gut meinten. Der finstere Trotz sollte weiter dauern und nur eine gewaltsame Krise Hülfe schaffen können.

In einer Zeit, wo die gedrückten Völker zu schlummern schienen, hatten nur einzelne vornehme Leute sich einigermaßen geregt und Politik getrieben. Es war nicht eben die Politik, mit welcher Bruno sympathisirte, aber es schien ihm gerathen, da nun einmal nichts Anderes da war, das Vorhandene zu erfassen, um es weiter zu entwickeln. Daher seine Verbindung mit Mersenburg, mit dem Domherrn von Bork, daher das Interesse, das er an der Versammlung von Kraßnitz genommen, trotzdem daran Männer wie Thieboldsegg Theil hatten, vor denen er die entschiedenste Abneigung empfand. Auf dem Schlosse Mersenburg waren nun andere Kräfte hinzugetreten, aber hier ebenso wenig wie in Kraßnitz hatte sich für die Zukunft Versprechendes gezeigt. Nur das Wirrsal contrastirender Anschauungen, die Unfähigkeit und Unmacht der Parteien war dort zu Tage gekommen. Wohin würde es führen, wenn man die Zersetzung aller Standpunkte weiter fressen lasse, ohne in einem großen, mit Ansehen ausgestatteten parlamentarischen Körper eine Macht zu schaffen, welche einige Einheit in so viel getrennte Heerhaufen brächte?

Die weiteren Ursachen seines Verdrusses, Wien verlassen

zu müssen, waren persönliche, nur sein Gemüth betreffende. Sein Bruder war in Wien, war ihm aber nach wie vor ziemlich fern geblieben. Statt in Bruno's Hause sein Absteigequartier zu nehmen, war er in ein Hotel zweiten Ranges, in einer entfernten Vorstadt, eingekehrt. Arthur liebte seit längerer Zeit ein Mädchen, das ohne Vermögen war und dessen Eltern ebenso wenig wie Arthur die Caution aufbringen konnten. Aber statt sich an seinen Bruder zu wenden, hatte der Major Schritte bei entfernten Verwandten des Mädchens gethan. Bruno erfuhr es, und die Wunde, die ihm das Testament des Onkels geschlagen, blutete auf's Neue. O unseliger Soldatenstolz! rief es in ihm, was habe ich denn meinem Bruder gethan, daß er so an mir handelt? Er hatte nun vom Beisammensein mit Arthur in derselben Stadt den Ausgleich der alten Differenzen und Wiederanknüpfung wahrhaft brüderlicher Beziehungen gehofft — diese Hoffnung war auch zerstört.

Schließlich fiel es ihm schwer auf's Herz, daß er Veronica nicht mehr sehen solle. Oft war er seit jenem Tage, kurz nach der Schlacht von Solferino, auf die Villa hinausgekommen und hatte nie dort geweilt, ohne den Zauber zu empfinden, der von dem lieblichen Mädchen ausging. Seit dem Tode Cornelia's von Thieboldsegg hatte sein Herz gleichsam in einem tiefen Schlummer gelegen, und es war ihm oft, als ob die Fähigkeit zu lieben darin erstorben sei. Jetzt überraschten ihn selbst Gefühle, die ihm fast fremd geworden, ein sinnendes Träumen stellte sich ein. Und vollends seitdem er auf dem Schloß des Grafen Mersenburg in eine so tiefe Bewegung hineingerissen worden war, mußte ihm klar geworden sein, daß er sie liebe.

Sollte er den Eindruck von sich abwehren? Er wußte es selbst noch nicht. Indeß ging er auf die Villa hinaus, Veronica und ihrem Onkel seine Abreise anzukündigen. Er erzählte ihnen viel, erzählte auch, wie er im alten Schloß am Hegyallygebirge ein Portrait gefunden, in welchem er zuerst Veronica selbst zu erkennen gemeint.

Veronica lächelte, ihr schien das nur ein Spiel der Aehn-

lichkeiten, aber es war ihr ein Zeichen, daß Bruno ihrer gedacht, und das machte sie glücklich.

Als Bruno wieder fortgegangen war, blieb das Mädchen noch lange auf der Terrasse des Schönberg, der gegen die Stadt hinsah, in Gedanken stehen. Plötzlich rollten Thränen über ihre Wangen.

„Er ist fort!“ seufzte sie, „und ich sehe ihn vielleicht nie wieder. Mir war so wohl in seiner Nähe. Ist's denn bestimmt, daß mir das Schicksal Alles nehme, woran mein Herz sich hängt?“

Elftes Kapitel.

Führt auf die Fährte eines Verbrechens.

Der Winter war da, Herr von Bork wohnte in seinem Stadthause ganz allein.

Er hatte Veronica zu seinen Anverwandten nach Böhmen gebracht, denn es stellte sich heraus, daß es unpassend sei, wenn sie in Gollhausen allein Haus führe.

Er selbst dachte daran, diesen ihm einst so lieben Wohnsitz zu verkaufen. Er hatte sogar deshalb schon einem Agenten Aufträge gegeben.

Herrn von Bork's Gemüth hatte durch die Ereignisse des Sommers schwer gelitten. Er machte sich stete Vorwürfe, durch seine letzte Unterredung mit Frau von Weyher die Stimmung hervorgerufen zu haben, die diese zum Selbstmord führte. Sein Geist war immer auf schwermuthsvoller Rückschau begriffen. Diese Stimmung zehrte an seiner Gesundheit, und die Einsamkeit, die Trennung von seinem lieben Pflegekind verschlimmerten das Uebel.

Eines Morgens wurde ihm ein Brief überbracht, der den

Poststempel eines böhmischen Landstädtchens trug. Dieser Brief war von Bruno Haldenried und lautete also:

„Hochverehrter Herr!

„Wenn es Ihnen irgend möglich ist, so säumen Sie nicht, eine kleine Reise nach Böhmen zu machen und mich in Chotol zu besuchen. Ich mag einem Briefe nicht anvertrauen, warum ich Sie herbeirufe, ich will Ihnen nur in aller Eile mittheilen, daß Ihre Anwesenheit hier von höchster Wichtigkeit wäre. Melden Sie mir telegraphisch, ob ich auf Ihre Ankunft zählen darf. Schließlich bitte ich Sie noch, sich von Ihrem Diener Blasius begleiten zu lassen."

Der Domherr war durch diesen Brief in Erstaunen gesetzt. Was konnte ihm Bruno mitzutheilen haben, was durch einen Brief nicht erledigt werden könnte? Hätte er nicht Bruno als einen ernsthaften Charakter gekannt, der ihm ohne besonders drängende Nothwendigkeit nicht in dieser Form schreiben würde, er hätte das Blatt ruhig bei Seite gelegt. Neugier, ja Unruhe faßten ihn; er meldete, daß er nach Schloß Chotol kommen werde.

In Prag angelangt, konnte er dem Drange nicht widerstehen, die Stunden seines Aufenthalts zu einem Besuch bei Pater Michael Radno zu benutzen. Der Wunsch, aus dem seltsamen Greise doch etwas Näheres über Veronica's Abstammung herauszubekommen, regte sich wieder übermächtig. So unglücklich ihn auch die Unterredung mit dem alten Mönche gemacht, er wollte eine zweite Unterredung haben; sie konnte ihm jetzt, wie sie auch immer ausfalle, keine neue Wunde schlagen.

Im Kloster angekommen, hörte er jedoch seltsame Dinge. Pater Radno war nicht mehr da, und Niemand, so hieß es, wisse, wo er sich befinde. Der alte Mann sei immer reizbarer und wunderlicher geworden, er habe sich zu fürchten angefangen, daß man ihm seine Manuscripte stehle, eines Tages habe er, scheinbar nur wie zu einem Spaziergange, das Haus verlassen, sei aber nicht wiedergekehrt. Man könne es nur für eine Folge von Geistesstörung halten.

Herr von Bork schien es ausgemacht, daß der alte Mann verunglückt und umgekommen sei. Somit war jeder Quell,

aus welchem noch eine Kunde über Veronica fließen konnte, allem Anschein nach für immer versiegt.

Der Domherr brachte das Bild des alten unglücklichen Radno den ganzen Tag nicht aus dem Kopfe.

Am andern Vormittag fuhr Herr von Bork in den Schloßhof von Chotol ein und wurde gleich beim Aussteigen von Bruno warm bewillkommt.

„Das ist schön von Ihnen!“ rief Bruno, „daß Sie sich meiner Bitte gefügt haben. Chotol wird nach Kräften bemüht sein, Sie für die Strapazen der Reise zu entschädigen.“

Damit führte er den Gast auf das für ihn bereit gehaltene Zimmer.

„Sie dürfen nicht verwundert sein,“ sagte dieser, „wenn meine erste Frage ist, weswegen Sie mich hieher citirt haben? Ich habe mir seit drei Tagen den Kopf zerbrochen, worüber ich Rede stehen oder was ich erfahren soll, aber ich habe nichts herausbekommen. Neugieriger ist noch nie ein Vorgeladener zu einer geheimen Versammlung gegangen.“

„Ich hätte es nie gewagt, Sie zu einer solchen Reise aufzufordern,“ erwiderte Bruno, „wenn die Sache auf eine andere Art zu erledigen gewesen wäre und wenn ich nicht gewußt hätte, daß sie für Sie von höchster Wichtigkeit sein muß. Es handelt sich darum, daß Sie eine Unterredung mit einem Kranken haben, der sich als Gast und Patient in meinem Hause befindet. Haben Sie je den Namen des Herrn von Rack gehört?“

„Nie.“

„Ein Zufall hat ihn hieher gebracht. Vor einer Woche fahre ich nachts in das nächstgelegene Städtchen. Unfern von den ersten Häusern erblicken wir — mein Freund Grauwak und ich — einen umgeworfenen Postwagen, von dessen Pferden das eine auf der Chaussee, das andere im Wassergraben liegt. Der Postillon steht fluchend mit blutendem Kopfe daneben. Wir eilen herbei und finden, daß von den vier Passagieren, die im Wagen sitzen, der Eine, ein alter Herr, sich schwer verletzt, nämlich den Arm gebrochen hat. Ich fordere ihn auf, sich nach Chotol transportiren zu lassen, wo wir einen

für Beinbrüche höchst geschickten Arzt zur Hand haben, der alte Herr willigt ein, und nachdem die Uebersiedelung geschehen ist, erfahre ich zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß ich einen Mann, der vor Jahren viel für meine Verfolgung gethan, eins der eifrigsten Rüstzeuge der Regierung, unter meinem Dache berge."

„Gut," sagte der Domherr, „aber in welcher Beziehung steht dieser Herr von Rack, den ich nicht kenne, zu mir?"

„Ich komme zur Sache," erwiderte Bruno. „Unser Patient erholte sich allmählich unter sorgsamer ärztlicher Pflege, und es ist natürlich, daß wir die langen Winterabende, um ihn zu zerstreuen, auf seinem Zimmer zubrachten. Eines Tages, da ich mit ihm zusammensitze, kommt — ich weiß nicht wie, doch das ist gleichgültig — das Gespräch auf Sie, Hochwürden, und ich äußere, daß ich die Ehre habe, Sie persönlich zu kennen. Da verändert sich das Gesicht unseres Patienten auffallend. Zuletzt sagt er, er wünsche nichts sehnlicher, als mit Ihnen eine Unterredung zu haben, und hätte diese jedenfalls gesucht, wenn er, wie dies in seiner Absicht lag, jetzt nach Wien gekommen wäre. Herr von Rack war nämlich gerade zur Zeit, als der Todesfall der Frau von Weyher stattfand, in der Residenz. Eigenthümliche Umstände hätten ihn auf ein verdächtiges Individuum aufmerksam gemacht, das zuweilen in die Nähe dieser Dame kam — kurz — er halte die Ansicht Derer für irrig, welche diesen Todesfall für einen Selbstmord halten — er sei fest überzeugt, dieser Tod sei ein gewaltsamer gewesen..."

Der Domherr hatte diesen Worten Bruno's mit intensiver Spannung zugehört, alle seine Züge verriethen die größte Aufregung, ein nervöses Zucken spielte eine Weile lang um seine Lippen. Endlich sagte er mit mühsamer Fassung:

„Herr Haldenried — diese Einmischung Fremder — diese Recherchen in ganz intime Verhältnisse — Ihre Absicht, mir sie zur Kenntniß zu bringen, ist gewiß die beste, — ich achte und verehre Sie, aber — mag ein Polizeimann aus angewöhntem Spürtrieb das Grab im Kirchhof zu Gollhausen umschnüffeln und dahinter suchen, was nicht dahinter zu finden, ich kann's vielleicht nicht wehren, aber ich habe damit

nichts zu thun! Man kann mir über einen Todesfall, der mich wie ein Faustschlag des Schicksals traf, nichts Neues sagen, das Geheimniß des Todes der Frau von Weyher ist mir sehr klar, und wenn es da einen Schuldigen giebt, so — bin ich's! Nichts liegt diesem Ereigniß zu Grunde, als das Unglück einer Frau, die ihr Leben an das eines Priesters zu knüpfen sich verfing, Melancholie, und — ein gebrochenes Herz!"

Er fuhr mit dem Tuche an die Augen und fügte nach einer Pause hinzu:

„Damit wäre wohl die Sache erledigt. Meine Reise hatte keinen Zweck!"

„Domherr, werden Sie ruhiger!" rief Bruno. „Ich weiß, daß Sie die Sache nach einer Weile anders ansehen. Sie stehen, wie ich sehe, mit Ihrem Gemüthe noch mitten in jenen Ereignissen. Gönnen Sie aber nicht so sehr Ihrer Stimmung als auch den auftauchenden Thatsachen Gehör. Ohne besondere Gründe würde Rack nicht so directe Zweifel aussprechen und eine Unterredung mit Ihnen so dringend begehren."

Bruno verließ seinen Gast, der Domherr blieb allein zurück. Alle Mächte der Erinnerung erfaßten ihn, ihm war so öde zu Muthe wie damals, wo er, die erkaltende Hand der Unglücklichen in seiner Hand haltend, dagesessen.

Da trat der alte Blasius ein und näherte sich, da er seinen Herrn so schweigsam, den Kopf auf die Hand gestützt, dasitzen sah, mit besorglicher Miene.

„Blasius," sagte Herr von Bork, „ist es nicht seltsam, daß wir — Du und ich — seit dem Tode der Frau von Weyher nie mehr über dies Ereigniß gesprochen?"

„Sollte ich davon anfangen?" antwortete der alte Diener. „Sie sind ohnehin schon traurig und mit Ihren Gedanken immer bei ihr. Doch — wie kommen Sie heute auf diesen Gegenstand?"

„Weil — weil," erwiderte der Domherr, „jetzt Stimmen auftauchen, welche das Vergangene wieder aufrühren — Stimmen, welche behaupten, ihr Tod sei kein zufälliger gewesen. Was sagst Du dazu, Blasius?"

„Was ich dazu sage?" sprach der Alte, nicht ohne Zögern. „Was ich dazu sage? Ich hatte von jeher über den Fall meine eigenen Gedanken — soll ich sie Ihnen sagen, gnädiger Herr? Wenn die Anderen meinten, die gnädige Frau habe, als das Unwetter so tobte, die Jalousieen der Balconthüre schließen oder die Blumenstöcke hereinnehmen wollen und sei dabei zufällig herabgestürzt — so ließ ich sie dabei. Das Balcongeländer ist freilich etwas niedrig — aber — ich weiß nichts davon, daß die gnädige Frau je an Schwindel gelitten habe, und sie war so leicht und sicher in allen ihren Bewegungen! Mehrmals bin ich später an dasselbe Geländer getreten und habe mich gefragt: wie war das möglich? Es schien mir aber, daß sie seit der Rückkehr jenes irrenden Ritters, ihres Gemahls, recht unglücklich war, und oft ist mir der Gedanke gekommen: ob sie nicht an jenem verhängnißvollen Abend einen Auftritt mit diesem Menschen gehabt — und da — in einem Augenblick recht wilden Kummers — nun, Sie verstehen mich schon —"

„An jenem Abend, sagst Du, Blasius?" fragte der Domherr. „Jener Mensch wohnte doch in der Stadt. Ist es überhaupt denkbar, daß Jemand — der Freiherr von Weyher oder irgend ein Anderer — an diesem Abend in's Haus gekommen sein könne, ohne daß wir etwas davon gewußt, ohne daß wir ihn gesehen hätten? Rede! rede!"

„Sie wissen, gnädiger Herr," sagte der Alte, „daß ich an diesem Abend unwohl war und mich in meinem Stübchen hielt, im kleinen Portierhäuschen, links vom Garteneingang. Es war aber auch gerade an jenem Tage ein Unwetter, daß man keinen Christenmenschen hätte hinausschicken mögen. Ich habe Niemand in den Garten kommen oder in's Haus treten sehen, und doch —"

„Nun, und doch? —"

„Und doch habe ich allen Grund zu glauben, daß Jemand an jenem Abend im Hause gewesen ist und, ohne daß wir es wußten, mit der gnädigen Frau gesprochen hat..."

„Mein Gott!" rief der Domherr auffahrend und griff an seine Stirn, „und weswegen glaubst Du das, Alter?"

„Erstlich, weil ich mich genau erinnere, gegen sechs Uhr

den Schlüssel an der Gartenthüre umgedreht zu haben. Als ich dann lief, den Arzt zu holen, war die Thüre offen, und doch war Keiner der Hausleute hinausgegangen. Dann — und das ist das Auffälligste — am andern Tage fand ich in einem Winkel des kleinen Corridors einen alten Schirm, geschlossen, der mir noch feucht schien und der Niemand gehörte. Ich fragte den Arzt, ob etwa er ihn stehen gelassen, doch das war nicht der Fall."

„Das ist seltsam! sehr seltsam!" rief der Domherr. — „Warum hast Du mir nie etwas davon gesagt?" fügte er nach einer Pause von einem geheimen Schauder durchzittert hinzu.

„Weil — weil — ach, ich schlug es mir wieder aus dem Sinn."

„Himmel!" rief der Domherr, „auch mir fällt jetzt ein bedenklicher Umstand ein. Ich war sehr trüb gestimmt an jenem Tage und war im kleinen grünen Parterrezimmer auf dem Sopha sitzen geblieben, ich mag wohl auch geschlummert haben. Endlich raffte ich mich auf und trat an's Fenster, doch es war dunkel draußen. Da war mir, als ginge Jemand rasch vorbei, ich öffnete und rief: Blasius! Doch es antwortete Niemand, ich sah nichts, der Regen rauschte nieder. Wenn wirklich — ach, ach — es wäre schrecklich — doch nun muß ich jedenfalls mit diesem Herrn von Rack eine Unterredung haben," setzte er zu sich selber sprechend hinzu.

Er erhob sich mit dem Gesichtsausdruck eines Mannes, welcher zu einem für ihn schrecklichen Schritt Muth sammelt, und ging zu Bruno hinüber.

Zwölftes Kapitel.

Deckt mit Herrn von Rack's Hülfe weitere verdächtige Spuren auf.

„Herr Haldenried," sagte der Domherr zu Bruno, „Sie begreifen die Aufregung, die mich vorhin ergriffen. Sie ist noch immer da, aber sie hat ihren Charakter verändert. Ich habe inzwischen mit meinem alten Diener eine Unterredung gehabt und daraus Neues und allerdings Bedenkliches erfahren. Ich sehe seitdem die Sache anders an. Ich wünschte jetzt wirklich mit Ihrem Gaste zu reden."

„Es ist mir lieb, Sie anderer Meinung zu finden, als vorher," erwiderte Bruno. „Wenn es Ihnen recht, so gehen wir gleich zu Herrn von Rack hinüber.

Die Beiden schritten durch eine Reihe von Zimmern und traten, nachdem auf ihr Anklopfen eine scharfe Stimme: Herein gerufen, in das Krankenzimmer ein.

Herr von Rack saß in einem Fauteuil, den rechten Arm in der Schlinge und mitsammt der Hand in Tücher gewickelt. Seine Augen blitzten lebhaft; die ganze Erscheinung machte im Verein mit der schwarzen Perrücke und dem gefärbten Schnurrbart den Eindruck wachsfigurenartiger Frische.

„Herr von Bork," sagte Bruno nach einer kurzen Einführung, „hat sich meiner Bitte gefügt und ist bei uns erschienen. Ich habe ihm bereits eröffnet, daß Sie — und zwar über welchen Gegenstand — eine Unterredung mit ihm wünschen. Er ist gespannt, zu hören, was Sie ihm mitzutheilen haben.

„Mein verehrtester Herr," begann der geschmeidige Rack, nachdem Alle Platz genommen; „zuvörderst muß ich betonen, daß nur der Zufall, ein Ungefähr, wie es jedem Andern entgegenkommen konnte, die Ursache trägt, wenn ich einem Ereignisse wie dem Tode der Frau von Weyher meine Aufmerksamkeit geschenkt. Ich bitte darin keine geflissentliche oder

am Ende gar prämeditirte Einmischung sehen zu wollen. Ja, hochschätzbarer Herr, jeder Andere hätte die Bemerkungen machen können, die ich gemacht, nun aber ist es mit solchen Dingen wie auf den Gebieten der Naturforschung. Viele Leute gehen denselben Gebirgspfad. Steine liegen rechts und links und werden nur für Straßenschutt gehalten. Endlich kommt ein Mineralog, sein Auge fällt auf ein hervorstechendes Felsfragment, er kommt dazu, die Existenz eines Kohlenbeckens in der Nähe zu vermuthen. Ist des Mineralogen Aufmerksamkeit einmal so angeregt, so ist es ihm schon zu verzeihen, wenn er hier und dort zu schürfen anfängt und Erkundigungen einzieht, die einer lästigen Einmischung gleichsehen. Von diesem höheren Gesichtspunkte aus bitte ich die Sache zu betrachten und darf hoffen, bei einem so klaren Geiste wie dem Ihrigen von Mißdeutung frei zu bleiben."

„Sehr gut," sagte der Domherr. „Und wenn wir uns nun diesem speciellen Falle nähern —"

„Wenn wir uns diesem speciellen Falle nähern, muß ich vorausschicken, daß ich im Mai, dem traurigen Wonnemonat dieses unseligen Jahres, nach Wien berufen wurde. Ich kann es offen heraussagen, daß von der Regierung, welche, mehr als man gemeiniglich glaubt, den Stimmungen der Bevölkerung Rechnung trägt, die Weisung an mich ergangen war, über die in unserem Königreich herrschenden Anschauungen und Wünsche Bericht zu erstatten. Es war eine höchst bedenkliche Zeit und meine Thätigkeit am Sitze der Regierung vielfach in Anspruch genommen. In diese Zeit fiel die böswillige Veröffentlichung gewisser Notizen über die Beziehungen, in welcher Sie, Hochwürden, zu der verewigten Frau von Weyher standen. Ich wurde durch sie zuerst auf Ihren Namen aufmerksam gemacht — doch kann ich in aller Aufrichtigkeit erklären, daß ich das Blatt mit größter Mißbilligung von mir warf und innerlich solche Angriffe auf's Schärfste tadelte.

„Sie, Hochwürden, der Sie gewiß oft den Weg von Gollhausen zur Residenz zu Fuß zurückgelegt haben, werden jedenfalls das abseits von der Chaussee gelegene Wirthshaus „zum weißen Fuchs" kennen. Es ist ein Haus, in das die Bewohner des nahegelegenen Dorfes zu Zeiten einkehren. Am Abend

des neunundzwanzigsten Mai, an welchem ich einen längeren Spaziergang in die Richtung nach Gollhausen unternommen, wurde ich durch ein einbrechendes furchtbares Unwetter in dieses Wirthshaus getrieben, verzehrte dort ein Abendessen, wie man mir es eben bieten konnte, und blieb länger, als mir lieb war, dort sitzen, weil der heftige Regen noch immer nicht aufhörte. Ich hatte zuletzt dem Wirth aufgetragen, anspannen zu lassen, damit ich in seinem Wägelchen zurückfahre.

„Während ich so dasaß — es mochte neun Uhr geworden sein, trat ein Mensch in das Wirthshaus, auf welchen sich unabsichtlich meine Aufmerksamkeit richtete. Es war ein Mann in den mittleren Jahren, mit einem breiten, ordinären Gesichte, von dessen Kleidern das Wasser triefte. Er war sehr roth, was dem raschen Gange bei solchem Unwetter zuzuschreiben sein mochte. Er setzte sich in eine Ecke und verlangte ein Glas Bier, das ihm sogleich gereicht wurde und das er rasch hinabstürzte. Damit fertig, wollte er gleich weiter, sah aber rechts und links. Man fragte ihn, was er suche? Er antwortete: meinen Schirm! Da erwiderte der Wirth auf's Bestimmteste: er habe keinen Regenschirm mitgebracht, der Fremde stutzte, wie unruhig geworden, murmelte einige unverständliche Worte und ging davon. Seine ganze Anwesenheit hatte nicht fünf Minuten gedauert.

„Ich wunderte mich einen Moment über solche Zerstreutheit und beachtete die Sache nicht weiter. Nur fielen mir die gelben Handschuhe auf, die er anbehalten hatte. Nun aber hatte der Knecht angespannt, ich stieg in meinen Einspänner. Unfern von Wien überholte ich den Wanderer. Er ging sehr rasch, es fiel mir auf, daß er seine gelben Handschuhe ausgezogen; aber in einer unbegreiflich apathischen Gemüthsstimmung, welche durch Ermüdung und Verdruß wegen des Regens erklärbar, unterließ ich das so Naheliegende, anhalten zu lassen, ihn zur Mitfahrt zu bewegen oder doch einige unverfängliche Fragen an ihn zu stellen. Man ist manchmal von einem wirklich strafbaren Phlegma!

„Am Abend des andern Tages las ich in der Zeitung unter den Localnotizen ganz kurz von dem Unglücksfalle, der in der Villa Schönberg stattgefunden. Sie begreifen, Hochwür-

den, daß mir sogleich der Fremde vom Wirthshause „zum weißen Fuchs" einfiel. Wenn ein Unglücksfall gemeldet wird, denkt der Polizist alsogleich an die Möglichkeit einer verbrecherischen Urheberschaft, und leider nur zu oft bestätigt die Erfahrung diese Annahme. War dieser Mann, den ich da getroffen, nicht total geisteskrank, so konnte er nur unter dem Drucke der gewaltigsten Geistesverwirrung geglaubt haben, mit einem Schirm in's Wirthshaus getreten zu sein, während doch der Regen in vollem, ungebrochenem Strom auf ihn herabgoß. Am grellsten auffällig waren mir die gelben Handschuhe. Es waren ja solche, wie sie ein Mensch, der eine Aufwartung zu machen hat, anzieht, dann aber zusammenrollt und in der Tasche läßt, nimmermehr aber solche, die man auf einem Gange über Land anzieht. Kurz, — ich hatte sie immer vor Augen. So stümperhaft wie diesmal hatte ich mich noch nie im Leben benommen, ich machte mir Vorwürfe und sah mich in den nächstfolgenden Tagen fortwährend um, ob ich dem Menschen aus dem „weißen Fuchs" nicht wieder begegne, willens, wenn ich ihn fände, mich scharf nach ihm zu erkundigen.

„Der Zufall wollte mir diesmal in auffallender Weise wohl. Eine Woche später begegnete ich dem Menschen Abends spät an einer Ecke des Kohlmarktes. Er war besser angezogen, trug Handschuhe, diesmal braune. Ich ließ ihn nun nicht mehr aus den Augen, folgte ihm dahin und dorthin, ging ihm dann in's Haus nach, in welchem er wohnte, und erfuhr, daß er Burda heiße.

„Damit war für mich viel gesagt. Burda war mir dem Namen nach als ein Mann bekannt, der in Diensten der Polizei gestanden, von dieser jedoch wegen mannigfacher schlechter Streiche nicht mehr als Organ verwendet wurde. Ich hörte ihn als eine höchst zweifelhafte Existenz bezeichnen, die gewohnt, auf Anderer Kosten zu leben, ich hörte, daß er oft in dem Büreau des Staatsministeriums als Bittsteller erscheine. Ich erfuhr aber auch, daß er die Schwester der Frau von Weyher zur Frau habe und allem Anschein nach nach Wien gekommen sei, um von dieser Geld zu erpressen. Mein Interesse an dem Individuum und an dem vorliegenden Falle

wurde von da ab ein intensives, denn für mich waren die Inzichten bereits subjectiv überzeugend —"

Der Domherr hatte sich während dieser Erzählung des Herrn Bezirkshauptmanns ganz stumm verhalten, er saß, den Kopf auf die flache Hand gestützt, mit ernster Miene da, nur seine leuchtenden Augen sprachen von dem Interesse, mit welchem er jedem Worte folgte. In diesem Augenblicke wandte er sich an Herrn von Rack und sagte:

„Verzeihen Sie — ich muß meine Gedanken kaum recht in Ordnung haben, da ich Etwas, was Sie besonders betonen, nicht verstanden habe. Welches Gewicht legen Sie auf die gelben Handschuhe des Menschen?"

„Welches Gewicht ich den gelben Handschuhen beilege?" fragte Herr von Rack. „Wer wird wohl im Wirthshause „zum weißen Fuchs" Handschuhe anbehalten, wenn er nicht eine Verletzung oder — blutige Hände verbergen will?"

Der Domherr stieß einen lauten Seufzer aus und sank in seine vorige Position zurück.

„Sie werden begreifen, daß, während ich nun Burda fest im Auge behielt, eine klare Ansicht über ein anderes Individuum gewonnen werden mußte, das sich in der Nähe der Verstorbenen befand: ich meine ihren Gatten, Herrn von Weyher.

„Ueber diesen mußte ich nach Allem, was ich zuerst hörte, eine ungünstige Meinung fassen, doch sie wich bald einer andern Anschauung, nachdem ich Gelegenheit gesucht und gefunden, mit ihm zu sprechen. Dieser Freiherr ist ein Abenteurer, ein Aufschneider, ein Meister in der Kunst des blauen Dunstes, wenn Sie wollen ein Lump, aber im Grunde ein gutmüthiger Kerl, völlig unfähig, ein Verbrechen zu begehen.

„Dagegen wurde mir Burda, den ich fortwährend überwachte, immer verdächtiger. Einerseits gab er viel Geld aus, andererseits machte er seit dem Tode der Frau von Weyher Anstalten, von Wien fortzukommen. Er war vordem schon mit der klerikalen Partei alliirt und ein besonders thätiges Mitglied eines bekannten frommen Vereins, jetzt strengte er sich nach dieser Richtung doppelt an und zwar erfolgreich.

„Für mich hatte inzwischen die Abschiedsstunde geschlagen. Ich mußte der herrlichen Kaiserstadt Lebewohl sagen, und dringende Berufsgeschäfte hinderten mich, eine Unterredung mit Ihnen, Hochwürden, zu haben. Wer behält, während das Vaterland von den schwersten Schlägen betroffen wird, die Geistesruhe, Alles gehörig fortzuführen, was ihn beschäftigt? Kurz, erst jetzt komme ich dazu, meine Beobachtungen mitzutheilen. Es wäre nun an Ihnen, mir zu sagen, ob keine Indicien — "

„Herr von Rack," entgegnete der Domherr, „ich bin seit zwei Stunden, wo die ersten Zweifel in mir wachgerufen wurden, im Zustande tiefster Aufregung. Ich sehe immer klarer schreckliche Vorgänge aus dem Dunkel auftauchen. Ja, allerdings habe ich Ihnen Thatsachen zu melden, welche Ihre Verdachtsgründe gegen Burda bestätigen... So wurde am Morgen nach dem Todesfall ein Schirm im Corridor gefunden, der Niemand aus dem Hause gehörte. Es muß Jemand mit Frau von Weyher kurz vor ihrem Ende gesprochen haben, ohne daß wir es wußten, und dieser Jemand kann Burda gewesen sein."

„Wirklich — der Schirm zurückgelassen!" rief Rack aufspringend. „Interessant, interessant!"

„Eine Fülle von Entsetzen thut sich vor mir auf!" sagte der Domherr dumpf und finster.

„Vor Allem," begann Rack eindringlich mit neuem Anlauf, „wünsche ich zu wissen, ob Sie nach dem Tode der Frau von Weyher keinen Verlust von Geld oder Gegenständen bemerkten? Sie wissen ohne Zweifel, was sie besaß, sowohl an Geld, als an werthvollen Effecten."

„Allerdings."

„Haben Sie das Alles nach ihrem Tode vorgefunden?"

„O mein Gott," rief der Domherr, „beinahe Alles fehlte. Doch die Sache ist so: als ich mit Veronica — vermuthlich kurze Zeit nachdem das Unglück geschehen war, in's Zimmer trat — nahm das schreckliche Ereigniß alle unsere Sinne gefangen. Keiner von uns ahnte, daß Jemand bei Frau von Weyher gewesen sei, Niemand sah nach. Am andern Morgen kam auf die Kunde des Todesfalls der Freiherr von Weyher

herbei, verweilte stundenlang in den Zimmern, installirte sich endlich in ihnen. Erst als er abreiste, vermißten ich und Veronica —"

„Was vermißten Sie?"

„Ach, beinahe Alles! An dem Tage, an welchem Frau von Weyher verunglückte, hatte sie bei ihrem Bankier zweitausend fünfhundert Gulden erhoben — sie fanden sich nicht. Auch eine Urkunde über ein bei einem Wiener Bankhause angelegtes Capital im Betrag von zehntausend Gulden fehlte. Der Auszahlung wurde noch rechtzeitig vorgebeugt und es meldete sich Niemand. Aber alle Pretiosen waren fort, die Schubfächer des Büreaus beinahe leer — ich glaubte annehmen zu müssen, daß Herr von Weyher Alles zusammengerafft."

„Diesem Verdachte," versetzte der Bezirkshauptmann, „widerspricht der Umstand, daß Herr von Weyher, bald nachdem er Wien verlassen, in Pest und zwar unter den mißlichsten Verhältnissen auftauchte. Dort hat ihn unser verehrter Freund Haldenried getroffen, und nur seiner Großmuth verdankt der Abenteurer die Mittel zu seiner später ermöglichten Abreise..."

Bei diesen Worten Rack's fuhr Bruno, der keiner Seele außer Grauwak von seiner Begegnung mit dem Aegyptier ein Wort gesagt, empor und rief:

„Wie kommen Sie auf diesen Gedanken?"

Der Bezirkshauptmann lächelte und sagte:

„Verhehlen Sie uns nicht, was offenkundig daliegt. Können Sie glauben, daß man Sie bei Ihrer Reise nach Mersenburg, die, wie Sie ja selbst wissen, der Behörde notorisch war, nicht im Auge behalten habe?"

Der Domherr und Bruno wechselten einen Blick, Herr von Rack fuhr fort:

„So stand es um den Freiherrn von Weyher, Burda dagegen war kurze Zeit nach jener Unglücksnacht im Stande Wechsel einzulösen und allerlei Schulden zu bezahlen. Doch nun zur entscheidenden Frage: glauben Sie, daß Burda wußte, daß Frau von Weyher damals eine so bedeutende Summe baaren Geldes bei sich habe?"



„Ich kann es nicht mit voller Bestimmtheit behaupten, doch habe ich allen Grund, zu vermuthen, daß er es wußte," erwiderte der Domherr, welcher überzeugt war, daß die letzten Aussagen seiner verstorbenen Freundin durch eine heimliche Unterredung mit Burda hervorgerufen gewesen seien.

„Da sehen Sie! Da sehen Sie! Die Verdachtsgründe werden immer dringender!" rief Rack und fuhr mit dem verletzten Arm empor, wie wenn diesem nichts gefehlt hätte. „O mein Instinct, meine unirrbaren Ahnungen! Man wird jetzt weiter forschen, wird den Menschen scharf beobachten müssen, ja, es scheint mir, daß die Sache zur Anzeige reif ist... Befände er sich nur nicht augenblicklich in einem Lande, dessen Polizei gar zu mangelhaft und unausgebildet und in ihrer Action gar zu unzuverlässig wäre!

„Wo lebt er denn jetzt?" fragte Herr von Bork.

„In Rom."

„Teufel! Wie kommt er denn dorthin?" fragte Bruno.

„Burda hat wieder einmal, wie es seine Gewohnheit ist, sich auf eine Thätigkeit geworfen, die wenig Mühe giebt und reichen Geldgewinn verspricht," erwiderte der Bezirkshauptmann. „Er ist in letzter Zeit für die neu anzuwerbende päpstliche Armee thätig und im Auftrage des Wiener Comités vor einigen Wochen nach Rom abgegangen."

„Das also sind die Organe," fuhr es aus Bruno heraus, „welche dem heiligen Vater in seiner Bedrängniß zu Hülfe eilen —"

„Da hört man wieder einmal den Revolutionär von ehedem!" entgegnete Rack, scheinbar humoristisch, aber ein bösartiger Zug war plötzlich über sein Gesicht gezogen. „Die Organe dieser Sache mögen hier und da nichts taugen, die Sache selbst ist groß und schön und jedem katholischen Christen an's Herz gewachsen; denn was ist dringender nöthig, als daß dem heiligen Vater ein Heer geschaffen werde, das ihm die Unabhängigkeit sichert? In Rom selbst bereitet sich Großes vor, was auch die Entsendung des genialen Staatsmannes, der bisher unsere innere Politik geleitet, auf diesen Posten klar andeutet, der päpstlichen Armee selbst dürfte binnen Kurzem eine große, in die Schicksale Europas tief ein=

greifende Action bestimmt sein. Ich mache aus dieser Ansicht kein Hehl und gehe sogar mit jener Offenheit, die ich Freunden gegenüber nie verleugne, in meinen Geständnissen noch weiter. Mein jüngster Sohn, ein herrlich aufblühender Jüngling, hat große Vorliebe für den Soldatenstand. In diesem Frühjahr hatte er noch nicht das Alter, um in die Reihen unserer Krieger eintreten zu können — jetzt bestürmt er mich, ihm den Eintritt in die neuorganisirte päpstliche Armee zu gestatten. Ich bin der Sache nicht abgeneigt und würde, wenn sich dieser Gedanke realisirte und im Falle meine Berufsgeschäfte es mir gestatteten, einen kurzen Urlaub anzutreten, gern diese Gelegenheit ergreifen, meinen Jüngstgeborenen in die ewige Roma einzuführen."

„Gnade Gott dem Burda, wenn Sie diese Reise machen!" rief Bruno. „Ihm würde die Ehre Ihres Besuches theuer zu stehen kommen."

„Meine Reise ist vorerst nur noch ein luftiger Plan," antwortete Herr von Rack. „Wie darf ich in meinem jetzigen Zustande ernstlich an diese denken? Doch glauben Sie nicht, daß deswegen die Sache einschlafen soll. Wenn ich einmal alarmirt bin, dann bin ich nicht so leicht wieder zur Ruhe gebracht. Ich werde dafür Sorge tragen, daß Burda unter ganz gehöriger Invigilirung der Behörden bleibe, und werde schon heute deshalb die nöthigen Schritte thun."

„Ich kann nur wünschen," sagte Herr von Bork, „daß Sie die Sache noch weiterhin so scharf verfolgen. Der Verdacht gegen Burda ist dringend. Mir sind die Augen entsetzlich aufgegangen. Hat er die That begangen, deren Sie ihn fähig halten, so möge er die Strafe finden, die sie verdient!"

Dreizehntes Kapitel.

Bringt uns wieder mit Pater Radno zusammen.

Es waren wirre, schreckliche Gemüthsstimmungen, welche in Herrn von Bork durch die Unterredung mit dem Bezirkshauptmanne geweckt wurden. Der Verdacht gegen Burda war schon nicht mehr abzuweisen. Aber dem Domherrn schien es wünschenswerther, wenn schon einmal zwischen zwei Schrecken gewählt werden müsse, daß Frau von Weyher ihrem Leben selbst ein Ende gemacht haben, als daß sie das Opfer eines Mordes gewesen sein sollte.

Vor Allem wünschte der Domherr, Veronica wiederzusehen, um mit ihr über diese noch halb unaufgeklärten Ereignisse zu sprechen. Herr von Bork wollte erst zu ihr reisen, es schien jedoch gerathener, daß sie nach Chotol komme. Er bestimmte den Tag des Zusammentreffens. Er wollte ihr ein paar Stationen entgegenfahren; auf der vorletzten würde sie den Eilwagen verlassen, denn Bruno würde die Pferde entgegenschicken.

Drei Tage später saß der Domherr in den Nachmittagsstunden, kurz vor Lichtanzünden, in einem großen einsamen Wirthshause, den Wagen erwartend, der Veronica mitbringen würde. Speise und Trank, die er sich hatte geben lassen, standen beinahe unberührt auf dem Tische, denn seine Gedanken überwältigten ihn. Die Wirthin, welche ihn als Geistlichen erkannt hatte, bemühte sich um ihn mit jener Verehrung, welche das weibliche Geschlecht Mitgliedern des geistlichen Standes entgegenbringt, und begann von einem Gaste zu erzählen, der seit zwei Wochen in ihrem Hause lebe.

„Er ist," sagte sie, „ein uralter Kapuziner, der trotz seiner Jahre und des schlechten Wetters hier zu Fuß ankam. Er ist bei uns krank geworden und es scheint, daß es mit ihm zu Ende geht. Er scheint auch geistig gestört zu sein, wiewohl er dann und wann wieder ganz vernünftig spricht."

„Wissen Sie seinen Namen?“

„Diesen will er nicht nennen,“ erwiderte die Wirthin, „er bittet auch immer, über seine Anwesenheit nichts nach Prag zu berichten; wir haben es aber in Folge seiner Hinfälligkeit und der Möglichkeit seines Todes doch thun müssen.“

„Ach,“ rief Herr von Bork und stand auf, „das ist Michael Radno! Welcher Zufall! Führen Sie mich zu ihm!“

Die Wirthin geleitete Herrn von Bork eine Treppe hoch, über einen langen Corridor, bis sie vor einer Thüre standen, durch deren Schlüsselloch ein Lichtstreifen fiel.

„Er hat schon die Lampe angezündet und liest in seinen Büchern,“ sagte die Wirthin. „Er liest immer. Treten Sie ein, Sie brauchen nicht anzuklopfen, da er es ohnehin nicht hört.“

Die Wirthin ging fort, der Domherr trat in's Gemach.

Es waren eben die Tage der Wintersonnenwende, die Zeit zwischen Weihnachten und den drei Königen, der Jahresabschnitt, in welchem die Geister das Privilegium haben, umzugehen und die Menschen zu erschrecken, und einem zufällig und unvorbereitet Eintretenden wäre es kaum zu verdenken gewesen, wenn er die Erscheinung im Hintergrunde des langen düstern Zimmers für ein Gespenst gehalten hätte, aber es war wirklich der leibhaftige Michael Radno. Herr von Bork, von der Wunderlichkeit des Zufalls froh aufgeregt, ging dem Alten rasch entgegen.

„Pater Michael!“ rief er und streckte die Arme gegen ihn aus, wie um ihn an sich zu pressen.

„Wer ist das?“ fragte der Alte mit weit aufgerissenen Augen.

„Ich bin's, Domherr von Bork, der Sie im Mai dieses Jahres besuchte.“

„Kommen Sie als Freund zu mir?“ fragte der Greis mit unsicherer Stimme. „Ich erkenne Sie wohl — aber — kommen Sie als Freund? Sie wollen mich wegführen, in's Kloster zurückbringen —“

„Nein, nein!“ rief der Domherr. „Durch den größten Zufall gerathe ich nach Böhmen, wo ich einige Tage bei einem Freunde zubringe, ich mache einen Ausflug, steige in diesem

Wirthshause ab, höre, daß sich ein Priester hier befinde, den ich nach der Beschreibung für Pater Michael Radno halten muß, und so treffe ich Sie — zu meinen innigsten Bedauern krank und allein."

„Ich bin wieder besser," antwortete der Alte. „Ich denke bald wieder aufzubrechen. Ich will zur Familie meines Bruders. Ich habe das Kloster verlassen. Einestheils werde ich dort nicht verstanden und meine wissenschaftlichen Bemühungen, meine Arbeiten finden Spötter und Verächter, andererseits sind die Resultate meiner Forschungen dort keineswegs sicher —"

„Was könnte diesen geschehen?" rief Herr von Bork. „Sie genießen allgemeine Verehrung. Wenn es Ihnen anders scheint, so darf ich behaupten, daß nur hypochondrische Stimmung Ihnen die Dinge so zeigt —"

„Nein, nein, ich weiß es besser," entgegnete Radno. „Wir wollen später davon sprechen. Erlauben Sie mir, daß ich mich wieder niederlege und ein wenig ausruhe, denn Ihr plötzliches Erscheinen hat mich so erschreckt, daß ich an allen Glittern zittere."

Der Alte legte sich auf sein ärmliches Bett und schloß die Augen. Der Domherr hatte Zeit ihn näher zu beobachten und konnte nicht umhin zu bemerken, daß der Arme selbst seit den wenigen Monaten, wo er ihn zuletzt gesehen, schrecklich herabgekommen. Die Augen schienen noch tiefer in ihre Höhlen gesunken zu sein und waren von breiten dunkeln Ringen umzogen, sein Geiergesicht, von einer pergamentenen Haut überkleidet, hatte etwas Gespenstiges. Er athmete mit Mühe und seine Brust hob sich ungewöhnlich stark.

Der Alte war kaum einige Minuten so dagelegen und hatte den Rosenkranz zwischen seinen welken Fingern gleiten lassen, als er wieder auffuhr:

„Mit Ihnen kann ich offen reden. — Sie wissen bereits, daß ich große Entdeckungen gemacht habe. — Ja, ja, große Entdeckungen. — Als mir Cabalen und Mißgunst das Feld der Geschichte, auf dem ich so viel gearbeitet, weggenommen und mich daraus mit Gewalt vertrieben, habe ich mich auf ein ganz neues Gebiet geworfen, das ich allein beherrsche —

die philosophische Erklärung aller Namen der Geschichte. — Man mag sich noch so sehr gegen diese Entdeckungen sträuben — sie sind da. — Nehmen wir ein paar Namen oder nur Worte, wie sie mir eben einfallen — Sanctus Ignatius de Loyola. Was liegt darin? „Ignis a Deo alis latus.“ Ein Feuer, von Gott herabgebracht auf Flügeln. — Ist das Zufall? Ist er denn Das, was in diesem Namen liegt, nicht gewesen? Oder Societas Jesu. Was finde ich darin? „Vitiosa seces,“ tilge das Sündhafte! Ein wieder gar verschiedene Deutungen zulassendes Orakel! — Und ist das Alles Zufall? — Es giebt keinen! — Also was? Prädestination, Vorherbestimmung! — Aber da rufen sie Alle Zeter und sagen, daß der Glaube an Prädestination den Begriff der Freiheit des Willens aufhebt! — Allerdings, hebt ihn auf — aber — Freiheit des Willens ist ja nur ein Wahn! — So lange Niemand sich einen Schädel geben kann, wie er ihn gern haben möchte, ist überhaupt Niemand frei. — Sie lächeln? — Hab' ich nicht Recht? Denken Sie nur nach. — Also keine Freiheit nach meiner Lehre, aber etwas unendlich Besseres als Freiheit, nämlich: Vormundschaft Gottes! Kindschaft Gottes! Und nun begreifen Sie hoffentlich die Wichtigkeit dessen, was ich biete! Ich bringe Aufschlüsse, ich stelle Horoskope — ein unendliches Material ist ausgearbeitet und wird der Nachwelt gewahrt werden. —“

Er warf einen scharfen aber auch besorgten Blick in die Ecke des Kanapees, auf welchem ein großes Lederränzel lag, das aller Wahrscheinlichkeit nach mit Papieren angefüllt war.

Herr von Bork war durch den Eindruck, den diese Begegnung auf ihn gemacht, so in Anspruch genommen, daß er das Rollen eines Wagens ganz überhört hatte.

Dieser Wagen aber hatte Veronica mitgebracht, welche der Verabredung gemäß gleich nach dem Domherrn von Bork fragte. Die Wirthin wies sie in das Zimmer, wo die beiden Geistlichen saßen.

Und so ging die Thüre auf, Veronica trat, ein Licht in der Hand haltend, ein. Sie trug einen Reiseanzug, der Schleier war auf dem Hütchen zurückgeschlagen und ließ das

liebliche, von der Winterkälte zart geröthete Gesicht voller und deutlicher vortreten.

Sie war kaum näher, kaum an den Tisch getreten, und der alte Radno hatte sie kaum erblickt, als er noch mehr erblaßte und sie wie eine Geistererscheinung mit starren Augen fixirte.

„Mein Gott," rief er, „was ist das — sehe ich — träume ich? —"

„Meine Nichte, Fräulein Weyher," sagte Herr von Bork.

„Nicht Fräulein Weyher," rief der Alte. „Veronica, die kleine Veronica, oder vielmehr — Gina selbst! Ja, ja — es ist ihr schönes Antlitz, wieder jung geworden, so wie es einst war — das sind ihre Augen — sie ist es — oder käme sie selbst in meiner Todesstunde?"

Er lallte die letzten Worte nur mühsam. Er war auf das Kanapee gesunken, und im nächsten Augenblicke sahen Beide, daß er ohnmächtig geworden.

Herr von Bork war kaum minder bestürzt, als Veronica selbst. Er holte Wasser und befeuchtete die Schläfe des Greises.

„Wenn er todt wäre — wenn irgend ein unbekannter Schrecken ihn getödtet hätte!" rief der Domherr.

„Welcher Schreck?" fragte Veronica. „Daß ich hereintrat? Doch er rief: Gina! Gina! Was ist das für ein Name? Onkel, erkläre mir —"

„Er kommt zu sich!" rief Herr von Bork. „Es war ein Nervenanfall. Er ist so alt und schwach. Von dem, was er sagen wollte, weiß ich so wenig wie Du. Doch entferne Dich! Geh hinunter. Ich rufe Dich bald!..."

Veronica ging.

„War das eine Erscheinung? Oder habe ich geträumt?" waren die ersten Worte des Alten, als er die Augen wieder aufschlug. „Oder — war sie es wirklich?"

„Es war keine Erscheinung, die Sie da gesehen, guter, lieber Radno. Es war Veronica, das angenommene Kind der verstorbenen Frau von Weyher. Erinnern Sie sich doch, daß ich bereits einmal über sie mit Ihnen gesprochen habe!"

„Ja, ja, keine Erscheinung," murmelte der Greis, „es ist

ihr Kind. Es hat ihre Augen, die Augen, in die ich so gerne geblickt — die glänzenden Augen — die leider so früh in übermenschlichem Leid gebrochen. Es ist ihr Kind, doch eigentlich auch sie selbst, wieder jung geworden, und so ist mein Schrecken verzeihlich. Ja, ja, sie ist ihr so ähnlich, so gleich in Antlitz, Haltung, Gestalt — als ob die arme, unglückliche Gina noch einmal da wäre. — Ach, ich muß mich an ihren Anblick erst gewöhnen — der erste Eindruck war so überwältigend — alte Erinnerungen — Ich werde sie doch wiedersehen?" fragte er im Tone eines Kindes.

„So oft, so viel Sie wollen," erwiderte der Domherr. „Nun aber beschwöre ich Sie: lösen Sie mir diese Räthsel, sagen Sie mir, wer Gina war? Es ist ihretwegen, Veronica's, die, wie ich errathe, Gina's Tochter ist!"

„Ja, Sie sollen es wissen," erwiderte der Alte nach einer Pause. „Es ist besser so. Lassen Sie mich nur erst ein halbes Stündchen ruhen. Ich muß ein wenig schlafen, meine Geister sammeln. Ich bin in der letzten Zeit sehr schwach geworden, und jetzt stürmt alles Unerwartete auf mich ein. Wenn diese halbe Stunde vorbei, dann kommen Sie wieder — aber allein — ich meine, ohne sie. Später, später..."

Er schien, während er diese Worte sprach, bereits einzuschlafen.

Als die halbe Stunde vergangen, war der Domherr wieder auf dem Zimmer des Alten. Dieser lag ganz ruhig, mit gelassenem Gesichtsausdruck auf dem Bette. Und die Hand des Domherrn fassend, der sich neben ihn gesetzt hatte, begann er folgendermaßen:

„So viel Leidensjahre sollten den Quell der Erinnerungen in mir ausgetrocknet haben. Aber dem ist nicht so! So alt ich bin, so steinalt — es steht Alles noch klar vor meinem Geiste, das Schreckliche wie das Liebliche in diesem Theil meiner Erlebnisse...

„Sie wissen, daß ich nach Rom gegangen war — vor zweiundzwanzig Jahren. Es war eigentlich die glücklichste Periode meines Lebens. Ich hatte alle Vorarbeiten für mein Buch über den heiligen Hieronymus beisammen, ich glaubte demnächst mit dem großen Werke hervortreten zu können.

Ich besuchte dessenungeachtet noch die Bibliotheken und gönnte mir nur selten einen Erholungstag.

„An einem solchen Ferientage war ich aus meinem Kloster San Girolamo in ein kleines Wäldchen unfern von der Tiber gewandert. Es war ein herrlicher, warmer Maitag. Die Sonne schien durch die Pinien. Ich wählte mir ein schattiges Plätzchen, zog ein Buch aus der Tasche und las.

„In der Ferne sah ich eine Chaussee. Zwei Wagen kamen auf ihr dahergefahren, in jedem Wagen saßen drei Herren. Die Wagen hielten, die Herren stiegen aus, ich dachte, daß der schöne Tag sie als Spaziergänger in's Freie lockte. Sie gingen auf Entfernung von fünfzig Schritten an mir vorüber, und ich dachte weiter nicht an die Sache.

„Indeß mochte meine Aufmerksamkeit gestört sein, ich schlug nach einer halben Stunde mein Buch zu und ging fort.

„Ich kam auf ein Wiesenplätzchen im Walde. Ringsum standen die Bäume im Kreise, eine Quelle rauschte zwischen dem Gestrüpp, auf der Wiese selbst standen allerlei Blumen. Doch als ich über sie hinschritt, hielt ich plötzlich still. Ich sah etwas wie Blut auf den Grashalmen. Ich griff hin und zog die Hand roth zurück. Es war wirklich Blut.

„Gewiß hat hier ein Raubthier irgend einen Vogel zerfleischt, dachte ich.

„Als ich aber weiter kam und mich der Chaussee näherte, hörte ich viele Stimmen durcheinanderreden, und als ich aus den Bäumen trat, sah ich die Herren, die vorhin in den beiden Wagen herangefahren, in einer Gruppe beisammen; die Einen standen, die Anderen knieten. Sie knieten um Einen, den sie auf den Rasen gelegt hatten und der wie ein Todter aussah.

„Einer aus der Gruppe rief, als er mich sah: Unseliges Duell! Er stirbt uns unter den Händen!

„Ich näherte mich rasch.

„Der Degenstich mußte wohl durch die Lunge gegangen sein, es hatte den Anschein, als ob der Unglückliche hier verbluten sollte. Einer der Herren war zur Quelle geeilt, er brachte Wasser in seinem Hute herbei, man feuchtete Tücher

an und versuchte das Blut, das aus der Wunde quoll, zu stillen.

„Der Mann sah bereits wie ein Todter aus.

„Geben Sie ihm die Absolution in extremis! rief mir einer der Herren, ein Italiener, zu.

„Ich gab sie ihm, und allmählich ließ auch die furchtbare Blutung nach.

„Unser Kloster, sagte ich, ist das nächste Haus hier weit und breit, bringen wir den Unglücklichen hin, das wird das Beste sein.

„Die Secundanten waren derselben Meinung, man brachte den Unglücklichen mit aller Vorsicht in den Wagen, und nach einer Stunde war er in meiner Zelle untergebracht; dort sollte er vorläufig bleiben, bis er, wofern sein Zustand es erlaube, in seine Wohnung gebracht werden könne.

„Einer seiner Freunde blieb zu seiner Pflege bei ihm.

„Ich erfuhr bald, was das Duell veranlaßt. Der Verwundete war ein Graf Mersenburg, ein österreichischer Hauptmann, der von Ancona, wo er stationirt war, auf Urlaub nach Rom gekommen war. Hier hatte er sich in eine der berühmtesten Sängerinnen damaliger Zeit, Gina Mercesi, verliebt und sie lange mit aller Zudringlichkeit seiner Leidenschaft und eines ungebändigten Naturells verfolgt.

„Gina Mercesi aber —, dieser Name Gina ist die Abkürzung von Luigia, wie Gino von Luigi — Gina Mercesi also, deren Ruf tadellos, und die noch obendrein eine große Patriotin war, hatte den österreichischen Grafen keiner Aufmerksamkeit gewürdigt. Er erhielt alle Briefe, die er schrieb, zurückgesendet, und als er, immer zudringlicher, ihr einmal Abends beim Nachhausegehen seine Begleitung hatte aufdringen wollen, klagte sie einem ihrer Bekannten, wie sie verfolgt werde. Dieser Bekannte Gina's beleidigte den österreichischen Militair mit Vorsatz, die Folge davon war das Duell.

„Nachdem er einige Tage im Kloster zugebracht hatte, wurde Mersenburg in sein Quartier übertragen. Ich begleitete ihn hin, denn ich hatte mich gewöhnt, ihn als meinen Pflegling zu betrachten.

„Wie groß war aber das Erstaunen Mersenburg's, als er nach mehreren im Fieber verbrachten Tagen erwachte und Gina Mercesi zu den Füßen seines Bettes sah. Er hielt sie zuerst für eine Fiebervision. Aber das war sein Zimmer, mit jedem ihm bekannten Gegenstande — und da saß Gina Mercesi!

„Was soll ich es umständlich erzählen! Tage und Nächte blieb Gina am Lager des jungen Officiers. Der Arzt begann einige Hoffnung zu geben.

„War das eine seltsame Liebe, diese Liebe, die aus Widerwillen, ja aus Haß von Gina's Seite hervorgegangen war und nun im Angesichte des Todes aufblühte! Im Angesichte des Todes — und eines alten Mönchs! Die Reue, einen jungen Mann, der sie leidenschaftlich liebte, durch ein Wort so nahe dem Tode gebracht zu haben, hatte Gina's bisher sprödes Herz ganz verwandelt. Man hatte sie vorher nur stolz gesehen, und jetzt war sie eine demüthige Krankenwärterin! Ihm widmete sie ihre ganze Zeit, und noch spät in der Nacht, nachdem sie den Flitterharnisch abgelegt, in welchem sie den Tancred in Rossini's Oper gespielt, erschien sie in der Kammer des Kranken, um bei ihm zu wachen und die nassen Compressen auf seiner Wunde zu wechseln...

„Nun folgten Krisen, in welchen sich sein Zustand so verschlimmerte, daß man jede Hoffnung aufgeben mußte. Ich gab ihm die letzte Oelung. Aber als man schon ganz verzweifelte, sammelten sich die Kräfte seiner jugendlichen Natur, Besserung trat ein, sie befestigte sich immer mehr und mehr — er war gerettet!

„Sein erstes Lächeln galt Gina. Ich wünschte zu leben, um von Dir geliebt zu werden! wären seine ersten Worte.

„Mersenburg war, wie seine Bekannten sagten, ein äußerst heftiger Mensch. Aber das Leiden hatte ihn ganz verwandelt, er war sanft wie ein Kind. Er konnte es nicht satt werden, Gina's Kopf von seinen Kissen aus zu betrachten und ihre Hand in der seinigen zu fühlen.

„Die Reconvalescenz dauerte lange, aber sie hatte fortan keine Rückfälle mehr. Die, welche Mersenburg in seiner

Krankheit gepflegt, hielt noch immer treu bei ihm aus. Als er das erste Mal ausfuhr, saß Gina an seiner Seite.

„Inzwischen war die Zeit herangekommen, wo Mersenburg nach Ancona zurückkehren mußte. Die Beiden nahmen Abschied von einander.

„Vier Wochen später war Gina Mercesi von Rom verschwunden. Niemand wußte, wohin sie gezogen. Ich aber ahnte es, sie hatte die Bühne, der ihr Leben bisher angehört, ihre glänzende Stellung, kurz Alles, was ihr bisher lieb war, verlassen, um in Mersenburg's Nähe zu leben.

„Der junge Mann war ein Spieler. Sein Vater, der irgendwo in Oesterreich oder in Ungarn — ich weiß es nicht mehr — begütert war, hatte schon oft Schulden für ihn bezahlt, in letzter Zeit aber hatte er seine Hand von ihm abgezogen. Er war wieder der wilde, aufbrausende Mensch von ehedem geworden und, da er von seiner Verwundung her eine Kurzathmigkeit behalten, die ihn außerordentlich reizbar machte, noch unverträglicher als vorher. Wenn er etwas getrunken hatte, mußte man sich vor ihm fürchten, da trieb er es wie ein Rasender.

„Ich nahm meinen Heimweg über Ancona und blieb mehrere Wochen dort.

„Kind, sagte ich oft zu Gina, kommen Sie zu sich, besinnen Sie sich! Verlassen Sie diesen Menschen, lösen Sie die Verbindung, die Sie ja nur unglücklich macht. Er ist kein guter Mensch und so stolz auf seinen Adel, er wird Sie nie heirathen. Wohin wird das führen?

„Es wird noch Alles gut werden, meinte Gina.

„Sie waren einst eine so herrliche, angesehene Künstlerin, sagte ich. Sie können noch Alles zum Guten wenden. Wollen Sie denn diesem Manne Alles opfern? Wissen Sie denn noch nicht, was seine Schwüre werth sind?

„Sie antwortete nur kurz, aber sie weinte viel.

„Ein Jahr war um. Da begegnete ich Gina eines Tages in den Gassen von Ragusa. Es schien ihr schlecht zu gehen. Meine erste Frage war: wo ist Mersenburg?

„Ich bin fort von ihm, er liebt mich nicht mehr, antwortete sie. Ich will vor ihm verschwinden. Er soll nie

mehr etwas von mir erfahren. Er hat mir Schlimmes angethan!

„Aber mein Gott, fragte ich, wie kommen Sie denn nach Dalmatien!

„Mersenburg ist in Zara, antwortete sie. Ich bin ihm hingefolgt, fügte sie tiefbeschämt hinzu. O, warum bin ich ihm doch gefolgt!

„Und wohin wollen Sie jetzt? fragte ich.

„Ich weiß noch nicht, ich weiß nicht. Ich will ein anderes Leben beginnen. Ich erwarte Briefe. Ich muß mich fassen. Eigentlich kann mir Niemand helfen. Leben Sie wohl, Vater, leben Sie wohl.

„Sie entfernte sich, aber so langsam! Sie schien so schwach, es war, als ob sie bei jedem Schritt zusammenknickte. Ich sah wohl, daß sie eine Last unter ihrem Herzen trage.

„Und sie war kaum fort, als ich auf ein Mauerstück am Wege niedersank und zu weinen begann.

„Wehe mir! dachte ich, daß ich ein Mönch bin, das heißt ein Sclave, der nichts vermag, ein Wesen mit getödtetem Willen! Ich forderte den Menschen, der Dich, Arme, verlassen, trotz meiner weißen Haare, heraus, Dich aber wollte ich schützen wie ein Vater, und Dein Kind sollte meinen Namen führen!

„Vieles ging mir so durch den Sinn, wenn ich dachte, wie ich sie einst gesehen: glücklich, gefeiert, stolz, beinahe übermüthig, eine Königin wahrlich. Denn — ob es mir gleich als Mönch nicht ziemte — ich war einst in's Theater gegangen, sie zu sehen, und das Bild von dem, was sie ehemals war, stand mir immer vor Augen. Eine schreckliche Erbitterung gegen den Mann, der sie so unglücklich gemacht, erfüllte mich. Dazwischen wieder beklagte ich sie. Wie schrecklich, rief es in mir, ist eine solche Leidenschaft, die ein Wesen erfaßt, um es nicht mehr loszulassen!

„Wohl ein Monat verging, ohne daß ich weiter etwas von Gina hörte oder sah. Ich hielt sie für abgereist und dachte, daß ich ihr im Leben nie mehr begegnen werde.

„Ich war Seelsorger im Hospiz von Ragusa, das von Nonnen geleitet wird. Ich kam öfter hinauf, las am Sonn-

tag die Messe in der dortigen Kapelle, hörte Beichte, gab das Sacrament Denen, die dessen bedurften. Es war ein armes Haus, in welchem nur gar dürftige Frauen ihre Zuflucht suchten. Eines Morgens wurde ich von einer Nonne in ein Zimmerchen gerufen. Eine schwer Kranke bedürfe meiner. O Gott, den Schreck, den ich damals hatte, vergesse ich nie! Gina saß aufrecht auf einem ärmlichen Bette. Leiden und und Krankheit hatten auf ihrem Gesichte kaum noch eine Spur der früheren Schönheit zurückgelassen, ihre Haare hingen nieder, ihre Augen starrten vor sich hin, sie sah aus wie Eine, die sich aus dem Grabe aufrichtet.

„Als sie mich erkannte, durchzuckte es sie, ihre Hände zitterten mir entgegen, als ob sie an mein Herz fallen wolle; aber so groß war ihre Hülflosigkeit und Schwäche, daß sie kein Wort hervorbrachte.'

„Ich suchte sie durch lautes Zureden zu ermuntern, aber sie seufzte nur oder lispelte Unverständliches.

„Bald kamen schreckliche Anfälle. Sie erkannte ihre Umgebung nicht mehr, aber die Sprache kam zurück, sie schalt, weinte, betete, Alles durcheinander. Sie schrie nach ihrem Kinde und suchte auf alle Art ihren Wärterinnen zu entkommen.

„Wo war das Kind, das sie vor wenig Tagen geboren? Wenige Tage bevor sie hiehergebracht worden war? Niemand wußte es und sie sagte es nicht, oder sagte es so, daß es Niemand verstand.

„Der Doctor im Hospiz trat indessen in's Zimmer. Es war ein guter alter Herr, er that Alles, die Arme zu retten. Er nannte sie die arme Maria Magdalena. Er saß stundenlang an ihrem Bette. Sie hatte wohl Etwas, das Jedem an's Herz griff, in ihrem Gesichte und in ihrem ganzen Wesen. Auch ich hatte das empfunden. Aber was hätte der Doctor gesagt, wenn er, wie ich, ihre Geschichte gekannt hätte!

„Sie war nicht zu retten. Schrecklich waren die letzten Tage, als ihr Geist schon auf der Flucht war. Ihr Irrereden hörte nicht auf. Bald begleitete sie ihren Geliebten auf dem Schiffe, bald war sie auf dem Theater, bald suchte sie ihr Kind.

„Und da sie es so suchte und suchte, und einmal Nachts die sie wartende Nonne einen Moment von ihrem Bette weggegangen war — da riß sie das Fenster auf — und stürzte sich in eine schaurige Tiefe...“

Der alte Mönch hielt in seiner Erzählung inne und wischte sich die Stirne vom Schweiße, der darauf perlte, dann fuhr er fort:

„Gott verzeih mir! Ich habe sehr lange Gina das Unrecht angethan, zu glauben, sie habe ihr Kind umgebracht. Ein Zufall klärte mir viele Wochen später Alles auf. Frau von Weyher wohnte mit einer alten Magd in einem kleinen Landhäuschen draußen vor der Stadt. In derselben Nacht, wo man Gina auf der Straße gefunden und in das Hospiz gebracht hatte, waren die beiden Frauen durch ein heftiges Klingeln geweckt worden, und da sie die Thüre öffneten und nachsahen, hatten sie ein neugeborenes Kind vor dem Gartengitter gefunden. Dieses Kind hat Frau von Weyher, der Tags zuvor ein kleines Mädchen gestorben war, an Kindesstatt angenommen — ich taufte es, im Glauben, es sei ihr eigenes; erst später, als sie erkrankte und in ihrem Gemüth geängstigt war, gestand sie mir Alles. Ich hätte die Anzeige machen sollen, aber ich that es nicht. Es war nicht recht — doch was hätte ich nicht gethan, dem armen Wurm, Gina's Kind, zu Liebe? Und so kam es, daß alle Leute Gina's Kind für das der Frau von Weyher hielten.

„Das ist die Geschichte. Ich aber habe Gina eine Grabstelle gekauft, daß sie nicht in die Grube der Armen hineingeworfen wurde, und ihr einen Grabstein setzen lassen. Ein goldner Stern steht darauf mit der Umschrift: „Nescia mergi.“ Denn „Nescia mergi,“ „er kann in den Fluten nicht untergehn,“ ist das Anagramm ihres Namens, ein gar glückliches Anagramm, eine gar liebliche Weissagung! Dieser Grabstein steht auf der Höhe des Kirchhofs und blickt auf's Meer und sieht alle Schiffe an, die vorüberfahren. Frieden ihrer Asche! Frieden ihrer Seele!“

Der Alte hatte seine Erzählung, welcher Herr von Bork mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört, geendigt.

„Und nun,“ fügte er nach einer Pause hinzu, „lassen Sie

noch einmal das liebliche Phantom vor mir erscheinen, das mir vorhin wie Gina selbst vorkam."

Herr von Bork rief Veronica.

Sie trat ein.

„Wie lieblich sie ist!" rief der Alte. „Kind, Kind, das Auge einer gütigen Vorsehung hat über Sie gewacht! Wie wahr, daß Findlinge Kinder Gottes sind!"

Er blickte Veronica mit seinen ernsthaft schauenden Augen lange an und strich ihr, die kein Wort hervorbrachte, die Locken aus dem Gesichte.

„Wie sagt doch der Psalmist?" murmelte er weiter. „Quasi stella mutatina in medio nebuli. Wie der Morgenstern, der aufgeht in der Mitte des Nebels! Der Nebel ist gewichen — der Stern ist da! Ein Stern ist untergegangen, ein anderer ist da — ein gar lieblicher Stern... Hätte nie geglaubt, ihn wiederzusehen!"

Er sprach die letzten Worte mit einer unendlichen Innigkeit des Tones. Es war Etwas in der Schönheit Veronica's, was tief in jedes Herz eindrang, für den alten Radno aber war Veronica seine wiedererstandene Gina.

Indeß mochte die Erzählung von Ereignissen, an welchen sein Gemüth so sehr betheiligt war, den armen Kranken arg angegriffen haben. Er sank auf das Kissen zurück und blieb eine Weile, während die beiden Anderen ihn, ohne ein Wort zu sprechen, umstanden, mit geschlossenen Augen liegen.

„Geht jetzt," flüsterte er endlich, „geht, ich möchte schlafen! Aber verlaßt mich nicht —" fügte er hinzu, seine beiden Hände nach Veronica und Bork ausstreckend. „Der alte Michael Radno ist sehr krank, es geht zu Ende mit ihm. Nicht wahr, ich sehe Euch wieder?"

Herr von Bork versprach es in seinem und Veronica's Namen, dann entfernten Beide sich langsam.

„Der Arme ist sehr krank," sagte Herr von Bork draußen. „Ihn nach Chotol zu schaffen, wie ich zuerst dachte, ist nicht thunlich. Ich fürchte, sein Leben zählt nur noch Tage, wenn nicht noch Stunden. Kind! Wir dürfen d e n nicht verlassen, der der letzte Freund Deiner Mutter war."

„Der letzte Freund meiner Mutter?" hauchte Veronica. „So werde ich Alles erfahren?"

„Alles," erwiderte Herr von Bork. „Sei ruhig, Kind, Du kannst die Eröffnungen, die ich Dir machen werde, ohne Furcht entgegennehmen."

Er gab sogleich Auftrag, Zimmer für Veronica und für ihn bereit zu machen, und setzte sich nieder, um Bruno mit einigen Zeilen zu melden, daß die Verzögerung ihrer Ankunft nicht etwa durch einen Unfall veranlaßt sei.

„Morgen will ich Dir Alles erzählen —" redete der Domherr, als er den Brief einem Boten übergeben hatte, Veronica an.

Sie las auf seinem Gesichte eine tiefe Erschöpfung, die der Ruhe bedurfte, und drang nicht weiter in ihn. Sie wünschte ihm gute Nacht.

Er antwortete nur mit einem Seufzer und ging auf seine Stube.

Dort, in der Einsamkeit und Stille der Nacht überkam ihn ein Heer von Gedanken. Jetzt wußte er Alles, jetzt war ihm Alles klar! Er sah, wie gleichsam das Schicksal selbst Frau von Weyher die Hand geboten, um ihre Täuschung durchzuführen. „Wenn es eine schlechte Handlung von ihr war — die einzige die ich von ihr kenne —" sagte er, „sie erlag der Versuchung eines Augenblicks — und welcher Versuchung! Einer Versuchung, welche an sie herankam, in der Nacht, in ihrem Garten, in der rührendsten Gestalt für eine Mutter, welche eben ihr Kind verloren — in der Gestalt eines verlassenen, mutterlosen, wimmernden Kindes, das die Aermchen gegen sie ausstreckte, um an ihrer Brust aufgenommen zu werden, an ihrer Brust, die selbst noch nicht verlernt hatte, ihr Kind zu tränken. Täuschte sie mich, hinterging sie mich? Ja, doch nur, damit sie mich nicht verliere! Mich verlieren, das war ja die Angst, die sie fortwährend quälte, denn ihre Schönheit und Güte schienen ihr nicht mächtig genug, mich festzuhalten, mich, den die Menschen und die Gesetze von ihr losrissen ... Mitleid und Furcht kamen an sie als Versucher heran und flüsterten: Das feste Band, das ihn an dich knüpft, ist gerissen, aber hier ist ein Ersatz, nimm

dies Kind als dein eigenes an deine Brust, und die Kette ist wieder genietet! Und als der Betrug geschehen war, da war sie für immer gebunden und konnte nicht mehr zurück. Mein langes Entferntbleiben begünstigte ihn. Und bald war ihr das fremde Mädchen ebenso lieb, als ihr das eigene gewesen war, sie hätte es ebenso schwer wie das erste verloren. Aber ihr Gemüth war unheilbar geschädigt. In ihrem Benehmen, in ihrer Haltung zu mir lag fortan Etwas, das ich merkte und nicht erklären konnte und das ich jetzt erst verstehe! Das ich zu verstehen anfing, als der alte Mönch mit mir gesprochen. Ein innerer Vorwurf zehrte an ihr, raubte ihr die Unbefangenheit, den Frohsinn, die Stätigkeit der Stimmung, den ruhigen Schlaf. Sie klagte sich ihrer That wegen an und bereute sie, und doch ließ sich nichts aufdecken, nichts zurücknehmen — sie wußte ja, wie unglücklich mich die Entdeckung der Wahrheit machen würde, und fürchtete, ich würde Veronica von der Stunde an, wo ich erführe, daß sie nicht mein Kind, weniger lieben … Ihr schönes Auge, der freie Spiegel ihrer Seele, von welchem früher ein Glanz auf das ganze Wesen ihrer Person ausging, war fortan zur Erde gesenkt und verrieth, was in ihr vorging. O diese Schuld! diese Schuld! Sie gab zuletzt dem verworfensten Menschen eine Macht über sie, eine Macht, sie zu ängstigen, zu bedrängen, zu verfolgen — und mit dem Tode, den sie von seiner Hand erlitt, endigte ein Kampf, der jahrelang gedauert, das Duell eines elenden, schamlosen, habgierigen Denuncianten und eines unglücklichen, hülflosen Weibes …"

Das waren beim Domherrn die Gedanken dieser Nacht.

Nun graute der Morgen, ein grellrother Streif stand im Osten und leuchtete in's Zimmer herein, der Domherr ging hinaus, nachzusehen, wie es mit dem Kranken stehe?

Er fand die Wirthin, ihr jüngstes Kind, einen Rangen von vier oder fünf Jahren, zur Seite, vor dem Lager des Alten stehend, welcher sich nicht regte, doch aber auch nicht zu schlafen schien.

Herr von Bork beugte sich über das Bett und fragte: „Wie geht es denn, lieber Freund?"

Der Kranke gab keine Antwort.

Da riß das Kind mit seinem Händchen an der Bettdecke und rief: „Jak se mate, pater Radno?"

Die helle Stimme des Kleinen drang ganz anders an das innere Ohr des Kranken.

Er murmelte im Tone des Unwillens: „Bin kein Pater — kein Pater! — Pater, versetzt: petra, ein Fels. Bin kein Fels mehr! Schutt! Schutt! Zerbröckelnder Schutt! Bald Staub zu Staub. Ach ja, da fordern sie vom Priester, er soll ein Fels sein. Geht nicht. — Mensch ist Mensch. — Gelehrsamkeit ist kein Ersatz für ein verlorenes Leben. — Gelehrt bin ich genug, aber zeitlebens unglücklich gewesen. — Sie haben mich gequält, bis ich fort wollte. — Zu Fuß nach Afrika, wo die Leute uralt werden. — Aber meine Kräfte reichen nicht hin, ich komme nicht hin. — Jetzt bin ich in Polen, oder wohl schon am schwarzen Meer. Denn ich verstehe die Leute nicht mehr. — Sie sagen auch im Kloster: „Bruder! Bruder!" Das ist ein Unsinn, weil Menschen keine Vögel sind. — Vom Federvieh sagt man: Brut, brüten, daher Bruder! Von Menschen das sagen, ist unwürdig. — Sehr unwürdig. — Ja, ja, das wird das schwarze Meer sein, ich habe es mir gleich gedacht. — Da hinüber muß ich, der Kahn ist bald gefunden. — Gina ist mit mir. Nescia mergi. Sterne ertrinken nicht, tauchen nur nieder, tauchen wieder auf. Es liegt schon im Namen. Aber in einem so kleinen Kahn ein so großes Meer durchfahren, ist ein schreckliches Wagstück — Pontus Euxinus —"

Er verstummte, auf seinem abgezehrten Gesichte gab sich der Ausdruck innerer Angst kund.

„Welche Phantasieen!" sagte der Domherr. „Es muß gleich Jemand den Doctor herbeirufen. Ich fürchte, ich fürchte, es ist bereits höchste Zeit!"

Vierzehntes Kapitel.

Handelt von Bruno's und Rosa's Herzensgeschichte.

Es ist keine seltene Erscheinung, daß Greise, die ihrem Ende nahe sind, durch irgend ein Ereigniß aus ihrer Apathie aufgeweckt, plötzlich ihre Vergangenheit mit beinahe visionärer Klarheit vor sich auftauchen sehen und von einem oft unheimlichen Drange der Mittheilung ergriffen werden. Dieses Schauen der Vergangenheit erschöpft aber ihre letzte Kraft und wie an der zu Ende gehenden Kerze, die noch einmal hell aufgeflammt, verlischt die Lebensflamme plötzlich. So war es mit Pater Michael Radno. Nach seiner Unterredung mit dem Domherrn gab sich seine körperliche und geistige Zerrüttung immer mehr kund. Fortan konnte ihn der Zuruf der Freunde nur noch auf Minuten aus seiner Lethargie wecken, sie legte sich mit immer größerer Schwere auf ihn, und nachdem er wohl achtundvierzig Stunden lang wie im tiefsten Schlummer dagelegen, war er am dritten Tage eine Leiche.

Der Domherr brachte ihn zu seiner letzten Ruhestätte. —

Bruno war indessen schon lange an Herrn von Bork's und Veronica's Seite. Voll Ungeduld, das Mädchen wiederzusehen, dessen Bild so oft vor seiner Seele stand, war er gleich nach Empfang des Briefes herbeigeeilt. Er fand Veronica blässer, ernster, träumerischer, als sonst. Es konnte nicht anders sein. Herr von Bork hatte ihr Alles mitgetheilt, was er über ihre Herkunft erfahren, er hatte ihr die Verdachtsgründe auseinandergesetzt, die sich an die letzten Momente ihrer Pflegemutter knüpften. So viel Eindrücke drangen plötzlich auf sie ein, daß sie wie zu Boden geworfen wurde. In schrecklicher Unsicherheit schien ihr Alles zu schwanken. Um so weicher war sie, um so inniger, gleichwie ihr Gesicht um so schöner in seiner Blässe, um so fesselnder ihr von Gemüthsbewegungen nachzitterndes Gemüth. Sie

verhehlte es nicht, daß sie in Bruno's Nähe Beruhigung, Trost und ein süßes Vergessen alles dessen, was sie drückte, fand, er schlürfte das Glück dieser Empfindung mit seligem Genügen.

Herr von Bork glaubte einem so theilnehmenden Freunde nichts verbergen zu sollen. Kaum mit ihm allein, sagte er:

„Sie haben uns von der Ueberraschung erzählt, die Sie auf dem Schlosse des Grafen Mersenburg vor dem Bilde in ihrem Schlafzimmer ergriff. Das Räthsel ist gelöst. Veronica's Ursprung ist klar geworden. Das Bild stellt ihre Mutter vor."

„Der verstorbene Mersenburg wäre ihr Vater?" fragte Bruno mit größter Verwunderung.

„Kein Zweifel!"

Er theilte Bruno das Wesentliche aus Pater Radno's Eröffnungen mit.

„Ich freue mich," sagte Bruno, welcher mit größter Theilnahme zugehört, „daß Sie endlich einen Ankergrund gefunden. Dem, der Veronica sieht und sie kennt, kann es gleichgültig sein, wer ihre Eltern gewesen, ihr selbst aber ist es nicht, es scheint sie diese Angelegenheit im Stillen viel beschäftigt zu haben. Jetzt legt sie sich Alles zurecht, die Vorstellungen ordnen sich in ihr, und mit der Zeit wird sie auf diese tragischen Ereignisse nur wie auf Züge und dunkle Erinnerungen aus einem Traume zurücksehen."

Bald waren Alle, Rack, Veronica und Bruno in Chotol. Herr von Rack, bereits in voller Reconvalescenz, erwartete des Letzteren Rückkehr mit Ungeduld, denn er hatte Briefe von Wien erhalten und war reisefertig.

„Zugleich," sagte er, „kann ich Ihnen eine gewisse erfreuliche Mittheilung machen. Unsere Regierung hat, wie ich zuverlässig weiß, in letzter Zeit Entschlüsse gefaßt, die es klar genug anzeigen, wie sie den Wünschen und Tendenzen der Zeit Rechnung zu tragen geneigt ist. Nicht nur, daß Graf Thieboldsegg von dem Banne, der in den letzten Jahren auf ihm lag, befreit ist, es scheint, daß wir diesen hervorragenden Staatsmann bald wieder mit der Leitung wichtiger Geschäfte betraut sehen werden!"

„So zeigte es sich denn nur, daß unsere Staatsmänner unverwüstlich sind und daß, wenn man sie eine Weile bei Seite gelegt, man sie wieder als neu hervorholt. Wenn Sie mir nach der großen Sündflut, die wir erlebt, keinen andern Oelzweig zu bringen haben —"

„Es ist viel, sehr viel damit gesagt!" versicherte Rack. „Da es sich doch nicht darum handeln kann, neue Grundgesetze zu schaffen, als vielmehr neue Verhältnisse ohne Erschütterungen aus den alten herauszubilden —"

„Ach ja, wir kennen das!"

„Ich muß es schon der Zeit überlassen, Sie zu bekehren und auf andere Gedanken zu führen," entgegnete Rack. „Sie hat schon viel gethan. Sie hat den Flüchtling, dem ich nachzuspüren die traurige Aufgabe hatte, — den Flüchtling mit dem Dolchmesser und der Brieftasche voll Kossuthnoten — in den freundlichsten und liebenswürdigsten der Wirthe verwandelt, der seinen ehemaligen Verfolger aufgenommen und beherbergt; die Zeit wird noch weitere Wunder wirken und uns auch auf dem Felde politischer Ueberzeugungen einander immer näher führen. Inzwischen nehmen Sie den wärmsten Dank des Mannes, der bereits bei der ersten persönlichen Begegnung, die er in seiner dienstlichen Stellung mit Ihnen in Kraßnitz gehabt, es, ich möchte sagen, zu seiner eigenen Verwunderung erfahren, wie eine rein menschliche Neigung, auf Achtung des Charakters gegründet, Brücken über Abgründe bauen kann. Leben Sie herzlich wohl!"

„Und wie steht es mit Ihrer Reise nach Rom?" fragte Herr von Bork, als der Gast bereits in den Wagen stieg.

„Da liegt Alles noch im Ungewissen. Ich weiß nicht, ob ich einen Urlaub erhalte. Inzwischen soll die betreffende Person nicht aus den Augen gelassen werden."

Bei diesen Worten entführte der Wagen den Gast, und nicht ohne ein angenehmes Gefühl der Befreiung sahen die Anwesenden einen Mann scheiden, den die Natur doch mit einem allzu starken Pessimismus ausgestattet, als daß er ein gerngelittener Gesellschafter der Menschen hätte sein können.

Nachmittags hatte die Gesellschaft einen Spaziergang auf eine benachbarte Anhöhe gemacht und kehrte nun bei sinken=

der Dämmerung zurück. Vor einem Hause, welches an das Zuckerfabrikgebäude stieß, angekommen, blieb Veronica, welche mit Herrn von Bork vorausgegangen war, stehen, denn an den Fenstern der ersten Etage, wo bereits Licht brannte, tönte ein Violinsolo meisterhaft vorgetragen heraus.

„Hier also wohnen die beiden jungen Künstlerinnen?“ fragte Veronica.

„Die Töchter meines neuen Inspectors, ja,“ sagte Bruno.

„Sie können denken, wie ich erstaunt war, als ich ihnen heute Morgen begegnete, denn ich erinnerte mich, sie auch in Gollhausen öfter gesehen zu haben.“

„Sie wohnten dort eine Zeitlang, als ihr Vater noch mit dem Gedanken umging, sie auf die Virtuosencarrière zu lanciren.“

„Die Aeltere ist hochinteressant,“ sagte Veronica, „ein sympathisches Gesicht mit den schönsten Augen. — Wie lange wohnen denn die Schwestern bereits hier?“

„Die Jüngere ist mit dem Vater gekommen, die Aeltere ist erst seit Kurzem da. Sie hielt sich in Wien bei der Baronin Leonie Greifenstein auf; als aber diese Dame mit so großem Eclat abreiste, ist Rosa zu ihrem Vater zurückgekehrt.“

„Ei!“ fragte der Domherr. „Hat die Baronin Greifenstein wieder einmal einen Geniestreich ausgeführt?“

„Vermuthlich ihr Non plus ultra!“ versetzte Bruno. „Sie hat sich in Italien in einen jungen Officier verliebt, den Sie ja auch kennen — in den Hauptmann Oskar Wallberg. Dieser wurde, wie es scheint durch seinen Obersten und Gönner Baron Rosen, in eine jener häßlichen Geschichten verwickelt, deren wir jetzt so viele haben — einen Unterschleif- und Veruntreuungsproceß. Wer weiß, wie es ihm ergangen wäre, wenn nicht die Baronin durch ihre Vermittelung Alles applanirt hätte. Diese soll ihm die Nachricht seiner straflosen Freilassung persönlich überbracht haben, und zwar wäre sie in eben dem Momente als Rettungsengel erschienen, in welchem der junge Mensch sich eine Kugel vor den Kopf schießen wollte. Hauptmann Oskar Wallberg hat dann den österreichischen Dienst quittirt und ist in die neugebildete päpstliche Armee eingetreten, Baronin Greifenstein aber, um ihr Werk nicht

halb zu lassen, ist ihm nach Rom gefolgt und hat sich dort mit ihm verheirathet. Diese Nachrichten sind authentisch, ich habe sie aus bester Quelle — nämlich von Fräulein Rosa selbst."

Der Eindruck, den diese unerwarteten Nachrichten auf Herrn von Bork und Veronica hervorbrachten, war ein solcher, daß unmittelbar eine Pause eintrat. Das Violinspiel war vergessen, die Gesellschaft eilte dem Schlosse zu.

Indeß verstummte die Musik, welcher die Vorbeigehenden gelauscht, gar bald. Rosa ersuchte ihre Schwester, die Geige wegzulegen, ihr Kopf schmerze, sie könne das Spiel nicht vertragen.

„Was ist Dir, liebe Rosa?" fragte die Kleine.

„Was mir ist? Ich werde krank in dieser Einöde, in dieser Einsamkeit. Ich fühle eine unbeschreibliche Mattigkeit. Ich möchte fort, fort!"

„Und wohin willst Du?"

„Ach, ich weiß es nicht."

„So willst Du mich und den Vater verlassen und auch ihn nicht mehr sehen?"

„Sehe ich ihn denn hier, wo ich ihm so nahe bin? Wie oft habe ich ihn binnen acht langer Tage gesprochen? Er ist immer beschäftigt, bald hier, bald dort, allenthalben, immer mit Anderen, nur nicht mit mir."

„Du wirst ihn aber heute sehen. Er hat den Vater gebeten, ja nicht zu vergessen, uns mitzubringen."

„Der fremden Gesellschaft etwas vorzuspielen! Ja, ja. Aber ich gehe nicht hin. Ihr müßt mich entschuldigen. Eine Ausrede findet sich. Geht, geht, laßt mich allein, so ist es am besten."

Der Papa trat ein.

„Liebe Rosa," sagte er, „es ist Zeit, daß wir uns aufmachen. Aber was sehe ich — Du hast noch nicht ein bischen Toilette gemacht —"

„Weil ich nicht hingehe, Vater."

„Du gehst nicht hin? Wirklich, Kind, Du bist unbegreiflich. Was wird Herr Haldenried denken? Statt Dich ihm zu nähern, ziehst Du Dich zurück. Dieser Trotz muß ihn beleidigen —"

„Ich fühle mich unwohl," sagte Rosa mit einem Tone der Bestimmtheit, der jede weitere Erörterung abschnitt.

Der Vater mußte mit der jüngeren Schwester allein den Weg in's Schloß antreten.

Rosa blieb allein. Sie stand am Fenster, ihre Stirn auf die Scheiben gedrückt, und schaute hinaus in das melancholische Winterlandschaftsbild, das der aufgehende Mond beleuchtete.

„Als ich aus dem Hause floh," dachte sie, „wünschte ich nichts auf der Welt so sehr, als ihn einmal wiederzusehen. Es war so unwahrscheinlich, daß ich je mit ihm zusammentreffe; dennoch glaubte ich fest daran. Das Unwahrscheinliche ist wahr geworden, ich bin wirklich in seiner Nähe, aber es ist für mich nur eine Ursache zu Kummer. Draußen in der Welt hätte ich ihn vielleicht vergessen — hier schärft jeder Tag meine Pein. Er ist freundlich mit mir, gut, liebenswürdig, er hört mich gern, dazwischen bittet er mich mit der Schwester die alten Stücklein zu spielen, die wir vor seinen Kerkergittern spielten — aber morgen könnte er in die weite Welt reisen und sich kaum erinnern, daß er mich kennt! Ich sehe ihm nach, wie der arme Sperling dem Falken, der sich in den Lüften wiegt — was bin ich ihm?

„Guter, braver Weißborn, von Dir wollt' ich nichts hören, Du botest mir Deine Hand und ich suchte Ausflüchte, Deine Briefe liegen schon seit einer Woche unbeantwortet da... Bruno! Bruno! Jeden Tag erfaßt es mich mehr. Herzeleid ist ein Strom, der, je länger er fließt, sich ein tieferes Bett gräbt! Ich muß mich losreißen von allen diesen Gedanken, diesen Träumen — ich muß! Aber wie?"

Sie betrachtete wieder den Nachthimmel, als suchte sie einen Trost darin.

Der Schein einer Lampe, die auf dem Tische stand, gab ihrem Gesichte ein geisterhaft bleiches Aussehen, das ihr lichtes Kleid noch mehr verstärkte. Sie sah wie eine unglückliche Fee aus einer Traumwelt aus.

Ein leiser Schrei entfuhr plötzlich ihren Lippen, als sich die Thüre öffnete.

Bruno, der Gegenstand ihrer Gedanken, ihrer Liebe, ihres Kummers, stand vor ihr.

„Mein Fräulein," sagte er, „verzeihen Sie mir die unpassende Stunde meines Kommens. Sie rechtfertigt sich. Ich wollte mich selbst überzeugen, ob unsere schöne Künstlerin wirklich unwohl, oder ob, wie es oft der Fall ist, nur eine üble Laune uns das Vergnügen ihrer Gegenwart und den Genuß ihrer herrlichen Kunstfertigkeit raubt. Habe ich es errathen?"

Rosa war zu bewegt, um schickliche Worte zu finden, sie sagte zerstreut, indem sie Bruno zum Sitzen einlud: „Ja, ich war krank, recht krank, und bin es eigentlich noch immer."

„Und da schicken Sie nicht um den Arzt?"

„Um einen Arzt —" hauchte Rosa mit einem Seufzer. „Mir kann ein Arzt wenig helfen. Es giebt Schmerzen, die nur Gott allein stillen kann und die Zeit!"

Sie blickte traurig empor und zwei helle Thränen rollten über ihre Wangen.

„Fräulein Rosa, was ist Ihnen denn?" rief Bruno theilnahmsvoll. „So habe ich Sie noch nie gesehen! Was kann Sie so unglücklich machen? Sind Sie nicht jung, schön, ist nicht Ihr Talent ein Geschenk, das Anderen und Ihnen selbst Freude machen soll? Ihr Kummer ist gewiß nur die Ausgeburt einer schlechten Laune —"

Rosa antwortete nichts, sie konnte ihre Thränen nicht mehr zurückhalten und brach in ein heftiges Schluchzen aus.

„Aber Rosa, liebste Rosa, was fehlt Ihnen, was haben Sie auf dem Herzen, was bedeuten diese Thränen?"

„Ach Bruno, Bruno," stammelte das Mädchen mit zitternder Stimme, und ihre Wangen glühten, ihre Brust zeigte, welchen harten Kampf sie innerlich kämpfte, „Bruno — was werden Sie von mir denken —" sie faßte ihn bei der Hand und rief leidenschaftlich: „und doch zwingt mich eine Alles überwältigende Macht, vor Ihnen das auszusprechen, was ich mir in stiller Kammer kaum selbst zu gestehen wagte: Bruno, ach Bruno, ich liebe Sie, ja ich liebe Sie so heiß, tief, leidenschaftlich, wie ein Mädchen nur lieben kann, ja, ich liebte Sie schon, seitdem mein Herz zu fühlen begann. Und als

ich nichts mehr von Ihnen hörte, hoffte ich doch Sie einmal wiederzusehen, nährte meine Liebe im Stillen, die so stark und mächtig geworden, daß ich sie zu überwältigen nicht mehr im Stande bin —"

Ueberwältigt von dem Ausbruch ihrer Leidenschaft sank sie in ihren Sessel zurück und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

Bruno war tief gerührt von den Worten des unglücklichen Mädchens, für das er, seitdem er es etwas näher kannte, eine wahre Sympathie empfand. Er stand vor Rosa, er wollte sie trösten, wollte sie beruhigen, und konnte kaum selbst seine Thränen unterdrücken, mit krampfhafter Stimme sagte er:

„Weinen Sie nicht, liebe Rosa! Trocknen Sie Ihre Thränen. Sie machen mich unglücklich, unglücklich! Sie klagen mich damit an, daß ich es bin, der Ihnen so viel Leid bereitet..."

Der peinlichste Moment ergriff ihn, in seinem Herzen begann ein Krieg zwischen Liebe und tiefem Mitleid, er konnte nicht sprechen.

„O, er schweigt, er schweigt —" hauchte Rosa. „Meine schreckliche Ahnung hat mich nicht getäuscht. Er liebt sie!"

Sie stand, wie durch einen geheimen Zauber verwandelt, auf und sagte:

„Herr Haldenried, vergessen Sie diese Stunde. Wenn meine Liebe auch groß und glühend, sie ist auch stolz und würde sich nie in jene Arme werfen, wo sie Liebe nicht wiederfindet. Sie lieben Fräulein Veronica, Ihr Schweigen hat es mir bestätigt, darum vergessen Sie den heutigen Abend und deuten Sie das, was ich gesprochen, als die letzten Steinwürfe eines verlöschenden Kraters. Gehen Sie, machen Sie Fräulein Veronica glücklich!"

Sie sagte die letzten Worte mit abgewandtem Gesicht, um nicht die furchtbare Ueberwindung merken zu lassen, die sie ihr kosteten, denn schon drohte der Stolz wieder unter der Last der mächtigen Leidenschaft zu schmelzen.

Als Bruno sich ihr näherte, glänzte eine Thräne in seinem Auge; er konnte die Scene mit dem sonderbaren Mäd-

chen kaum fassen, und ihm war wie einem Angeklagten, wiewohl er an nichts Schuld war.

„Rosa, liebste Rosa —“ wollte er noch sprechen, aber sie winkte ihn fort.

Er ging, er eilte heim, aber die Bewegung seines Gemüths war nicht zu dämpfen. Fortwährend stand das Bild des Mädchens vor seinen Augen, er glaubte noch durch das Dunkel der Nacht ihre Thränen zu sehen, ihre Stimme zu hören.

Fünfzehntes Kapitel.

Macht uns mit dem Herrn Baron und dem Abbate Negroni bekannt.

Auf dem Haupte des heiligen Vaters lasteten mit Beginn des Jahres 1860 ganze Berge von Sorgen. Italien hatte ein neues Gesicht gewonnen, Piemont, die Lombardei, Toscana und die losgerissenen Theile der Romagna bildeten bereits einen einzigen und compacten Staat. Aber es hatte das Aussehen, als ob es dabei nicht sein Bewenden haben würde. Die officielle Broschüre: le pape et le congrès war erschienen, welche darauf hinauslief, daß dem Papste nur die heilige Stadt und der Bischofshut von Rom bleiben solle; die darin niedergelegten Ideen erhielten eine Verstärkung durch einen eigenhändigen Brief Louis Napoleon's an Pio Nono. Durch beide war ein Druck beabsichtigt, den Papst zur Verzichtleistung auf die von seiner Herrschaft bereits befreiten Provinzen zu bewegen, aber der heilige Vater stellte jeder Mahnung sein altes non possumus entgegen und erwiderte, er habe bei seiner Erhöhung die Integrität des Kirchenstaates, die große gemeinschaftliche Angelegenheit aller Katholiken

beschworen und könne somit in die Trennung der Romagna nicht willigen.

Indeß war die Stellung des Kirchenstaats, der bereits auf ein ganz kleines Gebiet herabgeschmolzen war, die allergefährdetste. In Florenz vereinigten sich zahlreiche päpstliche Unterthanen, welche theils exilirt, theils freiwillig ausgewandert waren, und richteten, den Grafen Campello, ehemaligen päpstlichen Minister, an der Spitze, Petitionen an den Kaiser der Franzosen, welche selbst in dem standrechtlich bedrohten Perugia mit Unterschriften bedeckt wurden. In Ancona, Macerata, Pesaro, sowie in den Marken war die Aufregung eine solche geworden, daß der neapolitanische General Pianelli, der mit seinen Truppen an der Grenze stand, bringend Verstärkung forderte.

Selbst in Rom, wo das französische Banner wehte, fanden beunruhigende Erscheinungen statt. Die durch die Mortarageschichte erregten Juden wandten sich mit einer Adresse an den Pariser Congreß, die Bevölkerung Roms aber versäumte keine Gelegenheit, ihren Haß gegen die päpstliche Regierung zu zeigen.

Louis Napoleon hielt noch immer seinen Föderationsplan fest, dem zu Folge der Papst, der Kaiser von Oesterreich als König von Venetien, die Könige von Neapel und Piemont für einen Bund gewonnen werden sollten; es war jener von den alten italienischen Patrioten Ventura und Gioberti überkommene Plan, der täglich weniger realisirbar schien, denn Alles drängte bereits auf den Einheitsstaat hin.

Oesterreich, welches den verhaßtesten seiner Staatsmänner nach dem Schlag von Solferino nicht mehr in Wien aufrecht halten konnte, hatte diesen nach Rom gesandt. In den Augen der Naiven und der Thoren war dies eine Art Verbannung, in der That aber war diesem Manne eine der wichtigsten Missionen übertragen worden: er sollte die verwegensten Pläne der Jesuitenpartei durchführen helfen.

Wie es sich damit verhielt, muß mit einigen Worten erklärt werden.

Zu den Factoren, welche auf die österreichische Politik einen bestimmenden Einfluß haben, gehörte von jeher und

gehörte auch jetzt wieder in erster Reihe die Gesellschaft Jesu. Ihre Mitglieder hatten als Prediger auf den bei der Aristokratie beliebtesten Kanzeln, sowie als Beichtväter und Gewissensräthe der Damen vom höchsten Adel das größte Gewicht und wußten ihren Ansichten in entscheidenden Momenten Gehör zu verschaffen.

Der Einfluß der Gesellschaft Jesu am Sitz der Wiener Regierung und ihre Beziehung zum Hofe ist ein Jahrhunderte alter und traditionell ehrwürdiger. An dieser selben Stelle übten Pater Canisius (de Hond, der Hund), Michael Khlesl und Pater Lamormain eine das Schicksal von Generationen bestimmende Politik.

Die Auszeichnung, die man diesem Orden gewährt, und die nur ein Dank für alte und treue Dienste, hatte sich bis in die letzte Zeit herab oft genug offen ausgesprochen. So war durch allerhöchste Entschließung seit 1856 die Universitätskirche dem Orden Jesu übergeben worden und der jemalige Superior des Wiener Jesuitencollegs Universitätskirchendirector. Damit war die Ehe der Alma Mater mit dem Geiste Loyola's gleichsam symbolisirt.

Besonders in diesem verhängnißvollen Jahre 1859 hatte die Gesellschaft Jesu eine großartige Thätigkeit entwickelt. Sie entsandte Missionen in alle größeren Städte, ihr talentvollstes Mitglied predigte allsonntäglich in der Hofpfarrkirche. Zahlreiche Vereine standen dem Orden zur Seite. So war zu einem Kriege geschürt worden, als dessen Zweck und Ziel in letzter Reihe die Confiscation des liberalen Piemont, die Niederwerfung Louis Napoleon's, die Zurückführung der einen oder andern Linie der Bourbonen und die erneute Macht der Kirche den Gemüthern der Frommen vorschwebte.

Alle diese Anstrengungen waren nun freilich zu Schanden geworden. Noch gab die Regierung einen laut sprechenden Beweis des Wohlwollens, welches sie den Jesuiten entgegentrug, indem sie ihnen zulieb im Zürcher Vertrag einen eigenen Passus anbrachte, nämlich den, daß es den in Italien nicht geduldeten geistlichen Orden erlaubt sei, ihre in dem abzutretenden Ländertheil gelegenen Häuser und Ländereien beliebig zu veräußern. Andererseits schien sie sich in die neue

Ordnung der Dinge zu fügen. Aber während der größte Theil Derer, welche zum Kriege angefeuert hatten, den Kopf sinken ließ, gab der andere die Sache noch immer nicht verloren und machte die äußersten Anstrengungen, vielleicht doch noch auf einem andern Schlachtfelde zu siegen.

Die englischen Blaubücher erzählen, wie Graf Rechberg, Mitte December 1859 von Lord Loftus über die Rekrutirung österreichischer Soldaten für die päpstliche Armee interpellirt, diese nicht in Abrede stellte, aber antwortete, daß er davon keine Kenntniß habe und keine Verantwortlichkeit für das übernehmen könne, was Freiherr von Bach in Rom und der nicht mehr in activem Dienst stehende General Mayrhofer unternähmen. Thatsache war, daß fortwährend Officiere und Mannschaften angeworben, in Triest eingeschifft und nach Ancona dirigirt wurden.

Neue Vorstellungen erfolgten von Seiten Frankreichs, aber sie riefen nur Abfertigungen von Seiten des Cardinals Antonelli hervor. „Piemont allein," entgegnete dieser, „ist der schuldige Theil; dem heiligen Vater aber sind wenige Fürsten in Betreff wahrhaft liberaler Gesinnung zu vergleichen." Die Beziehungen zwischen dem römischen Hofe und den Tuilerien wurden indeß so schwierig, so gespannt, daß es unmöglich schien, die französischen Truppen länger in Rom zu lassen. Antonelli erklärte, daß er die heilige Stadt allein mit den päpstlichen Truppen halten zu können glaube, wofern Neapel die Garnison in Ancona und den Marken habe. Dieser Vorschlag wurde in Turin gebilligt, aber Franz II. behauptete, dieser Aufgabe nicht gewachsen zu sein. Da bildete sich die Ansicht aus, Lamoricière den Oberbefehl zu übertragen. Trotzdem man die Erlaubniß hierzu von Louis Napoleon erbat, war die Ernennung des alten republikanischen Generals doch ein feindlicher Act gegen diesen.

Inzwischen sandte Pio Nono im vollzähligen Consistorium seinen Bannstrahl gegen alle Urheber, Helfer, Förderer und Berather der Usurpation aus, die er mit der Excommunication belegte. Der Name des größten Urhebers, Helfers und Förderers war nicht genannt, aber w e r damit gemeint, wußte Jeder. Diese Bulle wurde am vorletzten März an den Ecken

Roms angeschlagen, konnte jedoch nur durch Gensdarmen vor dem Unwillen des Volkes und vor Verunglimpfungen geschützt werden.

Die französische Regierung, welche gar wohl wußte, wen das päpstliche Breve im Auge habe, verbot, wie sich von selbst versteht, dessen Publication im Kaiserreiche; da aber Pio Nono mit dieser mittelalterlichen Waffe nur einen Streich geführt, ohne Jemanden zu treffen, mußte Louis Napoleon Rom zu schützen fortfahren. Ja, er schlug vor, daß die katholischen Mächte für die Gegenbewilligung einer Anzahl Reformmaßregeln Subsidien für den Unterhalt des römischen Hofes und eine Garde für den Papst schaffen möchten. Antonelli erwiderte, daß der Papst erst nach Wiedergabe der Romagna in Reformen willige und seine Armee selbst rekrutiren wolle.

Lamoricière, von Camarière Merode vorgeschlagen, befand sich bereits in Rom und hatte das Commando angenommen. Napoleon hatte nichts dagegen. Anfangs April trat er seine neue Stellung an und eröffnete seine Wirksamkeit mit der Publication eines Armeebefehls, in welchem er der Revolution, „welche gleich dem Islam heute Europa bedrohe", das Papstthum als die „Sache der Civilisation und der Freiheit der Welt" entgegenstellte.

Von da ab begann eine Bewegung, die einen Theil der katholischen und aristokratischen Jugend Frankreichs und allerlei Abenteurer nach Rom führte. Die Einsammlung des Peterspfennigs wurde organisirt und ein Comité, aus den außerrömischen Cardinalen Wisemann, Reisach und Villecourt eingesetzt, um die Gaben einzusammeln und zu verwenden. Eine Anleihe in Brüssel wurde jedoch nur mit großer Mühe erhoben. Die Bedürfnisse waren dringend, denn die Verwahrlosung der römischen Finanzen war grenzenlos und der Diebstahl fast Norm. Lamoricière fand mehr als dritthalbtausend Soldaten und Officiere in den Listen eingeschrieben und besoldet, die nie existirt hatten. Er erfuhr ferner, daß die Hauptleute in ihren Rapporten der zahlreichen Deserteure nie erwähnten, theils um das Vertrauen des heiligen Vaters in sein Heer nicht zu stören, theils um den Sold der Deserteure in die eigene Tasche zu stecken. Durch den Verlust der

Romagna hatte sich die Einnahme des Kirchenstaats schrecklich verringert, die von dort nach Rom geflüchteten Beamten forderten vergebens ihren Sold.

Trotzdem wollte man die päpstliche Armee auf zwanzigtausend Mann bringen. Herr von Merode, ehemaliger belgischer Infanterieofficier, wurde Kriegsminister. Lamoricière trat bald in Conflict zu diesem, der ein Anhänger der militairischen Defensivstellung war; ihn drängte es, offensiv vorzugehen.

Die Gegenwart Lamoricière's hatte eine Menge Franzosen nach Rom geführt, lauter Gegner Louis Napoleon's, die mitunter die anzüglichsten Reden gegen das Kaiserreich laut werden ließen, welches der Herzog von Gramont und General Goyon repräsentirten. Die Folge davon war, daß Herr von Gramont einen schleunigen Abzug der französischen Truppen befürwortete, um so mehr, da Lamoricière offen behauptete, französischer Hülfe nicht zu bedürfen. Es wurde der Beginn der Räumung Roms von den Franzosen auf die letzte Hälfte des Mai festgesetzt.

So nahte die Periode großer Krisen heran. Mit der Verblendung, von welcher sie bereits so viele Beweise gegeben, glaubte die päpstliche Regierung noch trotzen zu können, denn sie zählte auf die Hülfe der katholischen Mächte. Da Pio Nono und Antonelli in den Italienern, welche seine Staaten bedrohten, nur „Fremde" sahen, so behaupteten sie, das Princip der Nichtintervention sei von jener Seite verletzt und Spanien, Oesterreich, Bayern, selbst Frankreich verpflichtet, zu Hülfe zu eilen.

Um diese Zeit schienen alle jene verwegenen Pläne der Reife nahe, welche Oesterreich im Stillen hegte. Neapel und Rom waren der Herd und Mittelpunkt einer großartigen Coalition, eigentlich einer Verschwörung geworden, welche zwischen Wien, dem Cardinal Antonelli, der Wittwe Ferdinand's II. und dem König Franz II. gesponnen wurde. Zwischen einer hochstehenden Dame in Oesterreich und der Königin-Wittwe gab es eine ununterbrochene Correspondenz. Der päpstliche Nuntius in Neapel, Monsignor Gianelli, war einer der feurigsten Anhänger des neapolitanischen Wider-

standes gegen alle Concessionen. Der spanische Gesandte Bermudez de Castro secundirte wacker. Ihr Losungswort war: eine Allianz zwischen Oesterreich und Neapel zu Stande zu bringen und zum Kriege zu treiben. Das hieß allerdings Va banque spielen. War aber dann das unconsolidirte Neuitalien gesprengt, so galt es mit Hülfe der Orleanisten und Ultramontanen den Aufruhr, vielleicht den Krieg, bis nach Frankreich tragen und Rache für Magenta und Solferino nehmen! — Es war von jeher für die Clique, welche jetzt geschlagen worden war, charakteristisch, daß sie Niederlagen nicht als Denkzettel und erhaltene Schläge nie als den gebührenden Lohn ihres Uebermuthes hinnahm, sondern aus jeder Demüthigung mit dem geschärften Wunsch nach Rache und gesteigertem Trotz hervorging, wenn der Begriff der Unverbesserlichkeit überhaupt noch eine Steigerung zuließe.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Hauptwucht damaliger ultramontaner Thätigkeit hatte ein Mann übernommen, den wir hier nur als den „Baron" bezeichnen wollen. Aus dem Bürgerstande hervorgegangen, durch die Revolution zur Bedeutung gelangt, hatte er eine weite Laufbahn hinter sich, die ihn lange in der Ueberzeugung bestärkt haben mag, daß man es in dieser Welt mit den schlechtesten Mitteln am weitesten bringe. Von Stufe zu Stufe emporgestiegen, hatte er aber zuletzt Volk und Adel, Militair und Büreaukratie gegen sich gekehrt gesehen. Von jedem braven Menschen nur mit einem Fluche genannt, blieb ihm zuletzt nur übrig, sich mit dem Klerus zu verbinden. Erstaunt fanden Diejenigen, welche den Baron früher als Bonvivant, Freigeist und lustigen Bruder gekannt, denselben als bigotten Frömmler wieder, der sich neben seinem Amtslocale eine eigene Kapelle erbauen ließ und einen Spruch Loyola's um sein Wappenschild schlang. Es gelang ihm wirklich mit Hülfe seiner neuen Alliirten sich noch jahrelang am Ruder zu halten, seine Feinde erfolgreich zu treffen und sein früheres Leben weiter zu führen. Am Tage, an welchem er vierzig Kirchenfürsten in Purpurmänteln und rothen Sammetkäppchen zu einem Congreß um sich versammelt sah, mochte

er wirklich glauben, dem Geist der Zeit wirksam auf den Nacken getreten zu sein. Aber nach dem unglücklichen Kriege war seine Stellung doch unhaltbar geworden.

Er war jetzt in Rom, hielt sich außerordentlich still und es hieß, daß er in seinen langen Unterredungen mit dem General der Jesuiten, Pater Bekx, nur über sein Seelenheil conferire und die künftigen Dinge im Auge habe, heimlich aber ging Alles durch seine Hände und die antinationale Insurrection in Mittelitalien, welche vorbereitet wurde, hatte keinen verdienteren Emissär.

Am Ende des Corso steht ein riesiger Palazzo, der von Paul II., einem Venetianer, nach Zeichnungen von Giulano da Majano erbaut. Das Material zu seinem Bau wurde gleich dem des Palastes Farnese aus jenem ungeheuren Steinbruch, dem Coliseum, entnommen, und die mächtigen Quadern der festungsähnlichen Mauern geben ihm das Ansehen einer feudalen Festung. Hier war die Residenz verschiedener Päpste, des Herrzogs von Ferrara, Borso d'Este und Karl VIII. von Frankreich, als er auf seinem Wege zur Eroberung Neapels Rom passirte. Zuletzt hatte Pius IV. den Palast der Republik Venedig geschenkt, weil diese Macht sich zuerst den Beschlüssen des Trienter Concils gefügt. Seitdem blieb er Eigenthum Venedigs, und zur Zeit wohnte der „Baron" darin.

Die gewaltigen Räume, welche tausend Krieger fassen könnten, stehen in trauriger Verödung da. In der mächtigen Thorfahrt langweilt sich ein Portier, ein rothblonder, pockennarbiger, stumpfnasiger Riese, gleichsam ausgesucht, den schönheitsfreundlichen Römern das Schreckbild eines abstoßend häßlichen nordischen Barbaren gegenüberzustellen.

Im Schloßhofe wächst das Gras zwischen den Pflastersteinen. Ein ungeheures Treppenhaus thut sich vor dem Eintretenden auf, welcher eine endlose Treppenflucht hinanzusteigen und wohl fünf Minuten lang durch weite Corridore zu gehen hat, bis er vor den eigentlichen Appartements steht.

Diese Treppen ging eines Morgens im April ein hagerer Mann in mittleren Jahren hinan, ein Italiener. Er hatte ein schönes, edles, scharf geschnittenes Gesicht mit einer Stirn,

der die buschigen Brauen einen Ausdruck des Ernstes und des Nachdenkens gaben, den die scharfen und leichtbeweglichen Augen milderten und sänftigten. Auf leichten Fußsohlen, ruhig, unangegriffen folgte er jeder Wendung der Treppe. Der breite schwarze Schaufelhut, der schwarze Rock, das Mäntelchen von schwarzem geblümten Seidendamast, die kurze Hosen, Strümpfe und Schnallenschuhe charakterisirten ihn als Geistlichen. Es war Abbé Negroni.

Ein galonnirter Diener führte ihn sogleich, als eine ihm wohlbekannte Persönlichkeit, die in diesen Räumen oft aus- und einging, unaufgefordert in das Cabinet seines Gebieters.

Der Baron saß, als Negroni eintrat, vor seinem Arbeitstische, erhob sich aber, als er den Besucher erblickte, sogleich, indem er gleichzeitig ein Schriftstück, mit dessen Abfassung er beschäftigt gewesen zu sein schien, in eine besondere Schublade seines Secretärs verbarg, worauf er diese mit dem Schlüssel zusperrte.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ sprach Negroni mit salbungsvoller Demuth.

„In alle Ewigkeit, Amen!“ murmelte der Baron, den Kopf mit dem apathischen Gesichte tief senkend.

„Ich bringe gute Nachrichten, Excellenz!“ rief Negroni, plötzlich im Tone weltmännischer Nonchalance, welche zu der kaum verhallten Begrüßungsformel altchristlicher Denkart auffallend contrastirte.

„Gott sei Dank, wenn dies der Fall,“ erwiderte der Baron. „Doch — es scheint sich wirklich wenden zu wollen. Jahrelang haben wir nur Hiobspost auf Hiobspost erhalten. Reden Sie, was giebt's?“

„Das Gewitter im Osten scheint sich vollkommen verziehen zu wollen. Napoleon lenkt ein —“

„Vielleicht um Zeit zu gewinnen,“ bemerkte der Baron, enttäuscht und verächtlich.

„Keine Redensarten,“ rief Negroni, „genau formulirte Concessionen. Ein Brief an den heiligen Vater ist gestern eingetroffen, und eine mitlaufende Depesche an den Staatssecretär ist ein klarer und praktischer Commentar dazu.“

„Sie sind sehr schnell entzückt!“ warf der Baron mit dem ihm eigenthümlichen, Mißtrauen verrathenden Blick hin.

„Ich bin es nicht allein, Excellenz. Seine Heiligkeit nicht minder, nebst den bewährtesten Stützen seines altehrwürdigen Thrones —“

„Das ist es, was ich immer fürchte —“

„Wie fürchten, Excellenz?“

„Es ist uns ganz recht,“ hob der Baron, mit den Augen zwinkernd und einen Moment aus seiner Ruhe und Zurückhaltung herausfallend, an, „daß Napoleon mit seinem piemontesischen Spießgesellen vor seiner Schroffheit und Vermessenheit erschrickt und sich dem apostolischen Stuhle wieder nähert. Doch ist weder eine Sinnesänderung, noch innere Bußfertigkeit dahinter. Er thut es, um Zeit zu gewinnen, es ist — was uns zwar schmeicheln, aber uns nicht aufhalten darf — der Respect vor der vereinten Macht, die wir ihm noch entgegenzustellen haben. Wenn er auch die großen Pläne nicht kennt, mit welchen wir uns tragen — er wittert sie theilweise doch! Er lavirt, er läßt hoffen — er sucht zu ködern und unser Lager zu spalten. Es ist ihm bange, die vereinigte Macht anzugreifen, um sie zusammenzustürzen — er will sie auflösen und zerbröckeln. Wir kennen ihn als Meister in der Kunst, zu unterminiren, seine Heldenhaftigkeit imponirt uns nicht, und darf nicht mit dem Schlage, den seine Armee zu führen vermag, zu seinem Vortheil verwechselt werden. Jetzt, in der allernächsten Zeit, noch in diesem Sommer müssen wir die Offensive ergreifen, noch ehe sich die Welt mit gewohntem Stumpfsinn an die Neugestaltung der Dinge gewöhnt und die Aufregung der katholischen Christenheit in Abspannung endet. Spanien, Neapel, die deutschen Fürsten sind für uns, und wir könnten morgen marschiren lassen, wenn die Verhandlungen mit Preußen beendet wären. Und diese sind auf dem besten Wege. Preußen spielt nur den Spröden, um größere Concessionen zu erlangen. Wir wollen mit Versprechungen nicht kargen, wir kargen nur, um an den Ernst derselben glauben zu machen. Die ganze feudale Partei in Preußen steht zu uns. Der Prinzregent, eine gerade, einfache Soldatennatur, hat nicht mehr den jugendlichen Geist,

sich von den Traditionen entfernen zu können, in welchen er großgezogen und alt geworden ist. Alles ist somit im besten Gange. Der großartige Kreuzzug wird unternommen werden, welcher eigentlich vor Jahren, gleich auf die Nachricht vom Staatsstreiche hätte ausgeführt werden sollen, als auch der russische Koloß noch auf unserer Seite stand — doch — vorüber ist vorüber! Sind auch die Umstände minder günstig jetzt, günstig sind sie immerhin und können sich durch Zuwarten nur verschlechtern. Auffallend ist es, daß gerade diejenige Macht, bei der es sich wahrhaft um Sein oder Nichtsein handelt und die den größten Vortheil aus dem etwaigen Siege zieht, von einem verderblichen Wankelmuthe wiederholt Zeugniß giebt — wie ich eben jetzt aus Ihrem Munde entnehme, Abbé Negroni —"

„Ein Mißverständniß!" versetzte der Abbé lebhaft. „Die päpstliche Regierung verdient nicht den Vorwurf des Wankelmuths —"

„Ich meine," sprach der Baron scharf, „nicht die Regierung Seiner Heiligkeit, sondern die französischgesinnte Partei der römischen Hierarchie, deren Beredsamkeit in dieser schwierigen Lage viel Bestechendes für die Ohren des heiligen Vaters hat. Sie selbst, Abbé, sind sich nicht treu geblieben, sondern scheinen sich in neuester Zeit zu dieser sich liberal nennenden Clique hinzuneigen —"

„Es ist mir schmerzlich, das aus Ihrem Munde zu hören," erwiderte Negroni mit gedämpfter Stimme. „Am Vorabend unseres Feldzuges sollten wir ein Herz und eine Seele, aber nicht mißtrauisch sein. Wie verdiene ich den Vorwurf? Erstlich gehöre ich nicht zu der Partei, die Sie, Baron, die französische zu nennen belieben. Dennoch bürge ich für jedes Mitglied derselben, bürge dafür, daß es die geistlichen Interessen nicht an Frankreich zu verrathen vermag. Wir Priester bleiben am Ende unter allen Fahnen Priester —"

„Sie mißverstehen mich!" versetzte der Baron. „Ich denke nicht an Verrath. Das grenzte schon an Blödsinn! Unter französischer Partei verstehe ich die Fraction hoher Würdenträger, welche die oberflächliche Ueberzeugung beseelt, die Kirche könne durch Hinneigung an Frankreich und Be=

vorzugung dieser Macht aus dem gegenwärtigen Conflicte herauskommen. Das ist flache Eintagspolitik, welche nur persönlichem Egoismus entspringt und sich selbst aufgiebt, um einer fatalen Lage momentan zu entgehen. Der Einfluß dieser Partei schwächt und beirrt die energischen Beschlüsse des Papstes und lähmt den kriegerischen Geist, dessen die Kirche, die sich jetzt mit Recht die streitende nennen darf, gegenwärtig bedarf. Ich wäre heute nicht in diesen Eifer hineingerathen, lieber Negroni, wenn ich nicht schon von anderer Seite gehört hätte, daß man in Folge der neapolitanischen Zuschriften ein confidentielles Circular an die Diöcesen vorbereitet, in welchem der Rath ertheilt wird, vorläufig wieder mildere Saiten aufzuziehen."

„Ist nicht der Fall!" rief der Abbé, im Tone heftigen Protestes. „Kein Wort wahr davon! Im Gegentheil! Ein Circular ist allerdings an der Schwelle der Veröffentlichung, aber im entgegengesetzten Sinne. Ich selbst habe die Redaction desselben übernommen und werde nicht säumen, dasselbe schnellstens Euer Excellenz vorzulegen."

„Bin begierig," erwiderte der Baron, in seine frühere Apathie zurückkehrend. „Jetzt gilt es, den Geist des Katholizismus eher zu überspannen, als zu zügeln. Haben Sie mir sonst keine Mittheilungen zu machen, Abbé?"

„Ich wüßte nichts weiter," gab Negroni unbefangen zur Antwort, während der stechende, inquisitorische Blick des Barons prüfend und forschend auf ihm ruhte.

„Senden Sie denn bald das Circular," sagte er endlich. „Und wenn Sie wiederkommen, bringen Sie wahrhaft erfreuliche Nachrichten aus Frankreich mit. Gäbe der Himmel, daß Sie religiöse Aufstände zu berichten hätten, ernste Conflicte, kleine Bartholomäusnächte — Auf Wiedersehen — Gott mit Ihnen!"

Er grüßte flüchtig durch ein Nicken des Kopfes, wobei der Mund automatisch lächelte, während die Hand bereits den Schlüssel an der Schublade umdrehte, um das darin niedergelegte Schriftstück wieder hervorzuholen.

Der Abbé entfernte sich, er hatte aber kaum das Zimmer verlassen, als sein Gesicht einen andern Ausdruck annahm.

Die Augen hatten den Blick des Habichts, um den Mund zuckte es ironisch, erst nach einigen Secunden stellte sich wieder die gelassene Ruhe von vorhin ein.

Jetzt ging aber der Abbé nicht gleich wieder die Treppe hinab, er wandte sich einem kleinen Corridor zu und trat noch in das Zimmer des Kammerdieners ein, wo er sich nachlässig auf ein Kanapee niederwarf.

Der Kammerdiener, ein würdig aussehender ältlicher Mann mit einem glattrasirten Gesicht, begegnete ihm außerordentlich devot, und gleich darauf entspann sich folgendes Gespräch, das nach dem Vorausgegangenen allerdings verwunderlich war.

„Nun,“ begann der Abbé, „ich habe wieder einmal dem Baron meine Aufwartung gemacht. Ein sehr vorsichtiger Herr, der Baron, der Niemandem zu trauen scheint, selbst mir nicht! Ist schrecklich zurückhaltend. Wirklich, wenn ich Sie nicht hätte, lieber Joseph, so würde ich gar nicht mehr wissen, was in Rom vorgeht. Wissen Sie etwas?“

„Wenig, Herr Abbé, wenig! Daß die Subsidien spärlicher fließen, als man glauben sollte, daß man die Leute, die für die heiligen Interessen der Kirche kämpfen sollen, nur mit größter Mühe zusammenbringt!“

„Leider, leider! Eine entartete Welt!“

„Man ist darüber ganz unglücklich gewesen, doch scheint man jetzt wieder etwas mehr zu hoffen.“

„Was melden denn die Telegramme, die der Baron erhält?“ fragte der Abbé rasch.

„Er erhält wenige. Man scheint den hiesigen Telegraphen nicht recht zu trauen. Gleichgültige Sachen, Geschäftssachen ...“

„Alles Wichtige geht wohl in Chiffren? ...“

„Nein, auch gegen die Chiffren scheint ein Mißtrauen Platz zu greifen. Das Chiffrenlesen hat zu sehr überhand genommen. Und das hiesige Beamtenpersonal — wie demoralisirt! Lauter italienisch denkende Italiener! Es ist ein Skandal! Man ist vor Niemandem mehr sicher. Die Folge davon ist, daß man am Ende noch zum Briefe zurückkehrt, zur Post... natürlich modificirt — kurz — wie ich Ihnen neulich schon sagte —“

„So, so," sagte der Abbé, wie beiläufig und ohne der Sache ein großes Gewicht beilegen zu wollen. „Glauben Sie herausbekommen zu haben, warum der Herr Baron solchen Lärm machte, als ihm das Blatt mit dem letzten Modenbericht abhanden gekommen war? Ein Modenarr ist er sonst nicht —"

„Ich glaube es herausbekommen zu haben," sagte Joseph, „denn gleichzeitig mit dem Modenbericht war ein Brief angekommen, der vielleicht damit zusammenhing."

„So, so, was enthielt er denn?"

„Nichts, ein leeres Blatt. Aber dies war an mehreren Stellen ausgeschnitten!"

„Wenn Sie es nicht weggenommen haben, Joseph," sagte der Abbé lächelnd, „so bin ich doch sicher, daß Sie eine Copie davon genommen?"

„Das habe ich allerdings!" sagte der Alte. „Ich weiß aber nicht, ob ich es noch finde —" fügte er hinzu und kramte in einer Schublade.

„Suchen Sie nur gut," sagte der Abbé und zog sein Portefeuille heraus, „meinestheils hoffe ich wieder in meiner Brusttasche Ihren gewohnten Lohn zu finden. — Fünf Hundertfrancbillets."

Joseph's Nachforschungen waren in der That erfolgreich. Er fand das Blatt und händigte es dem Abbé ein, welcher es verwahrte, die Banknoten bescheiden auf den Tisch legte und lächelnd sagte: „Joseph bleibt doch stets der schlaue Alte, der hinter die Coulissen sieht. Adieu, lieber Joseph! Es ist möglich, daß ich mich auf einige Tage von Rom entferne; bleiben Sie mir bis dahin hübsch gesund! — Apropos, warum ist denn Hassan, der Mohr, der bei Seiner Eminenz dem Cardinal Antonelli war, weggekommen? Das war ja ein recht intelligenter und verwendbarer Junge —"

„Ach, wissen Sie noch nicht die Geschichte?" fragte Joseph.

„Keine Spur —"

„Diesen jungen Burschen hat Seine Eminenz im Christenthum unterrichten und taufen lassen. Als der Cardinal ihn hierauf zum päpstlichen Fußkuß führt und Seine Heiligkeit ihn etwas examinirt und sich sehr zufrieden bezeugt, so ermahnen

ihn diese nicht nur zur Gottesfurcht, sondern schenken ihm noch eine große Medaille, worauf das Bild der Muttergottes geprägt. Noch am selben Abend hat er dieselbe in einem liederlichen Hause wechseln lassen und die Sache ist herausgekommen."

„Ei, das ist nicht hübsch, das hätte ich Hassan nie zugetraut!" sagte noch der Abbé kopfschüttelnd und eilte die Treppe hinab.

Sechzehntes Kapitel.

Giebt nähere Aufschlüsse über den wahren Charakter des Abbate Negroni.

Abbé Negroni hatte eine Amtswohnung im Palast des allmächtigen Cardinals Sansovini. In Umbrien geboren, bekleidete er anfangs den obscuren Posten eines Seelsorgers in Foligno und hatte dort zuerst durch einen besondern Zug von Fanatismus den Blick seines Oberhirten auf sich gezogen. Hiermit hatte er sich eine große Carrière geöffnet und hätte gewiß bereits eine große Würde, mit fetter Pfründe verbunden, erhalten, wenn er nicht vorerst noch berufen worden wäre, unter dem einfachen Titel eines Abbé dem Stuhle Petri ersprießlichere Dienste zu leisten.

Er war Mitglied der Sacra ruota gewesen und hatte sich auch in politischen Processen einen Namen gemacht, der in klerikalen Kreisen von edelstem Klange war, aber bei den zahllosen Freunden italienischer Einheit mit Zähneknirschen genannt wurde. Um ein Beispiel seiner Energie anzuführen, hatte er einen seiner leiblichen Anverwandten, den er mit einem Worte retten konnte, in Folge eines kriegsgerichtlichen Spruches nicht nur ruhigen, sondern freudigen Herzens er-

schießen lassen. Während des Massacres in Perugia war er daselbst päpstlicher Commissär gewesen und hatte die Wenigen, die das Schwert des schweizerischen Söldnergenerals verschont, nachträglich zur Aburtheilung in die Gefängnisse geschleppt. Seinen eigentlichen Ruf und politischen Credit hatte er aber den verschiedenartigsten Missionen zu verdanken, deren er sich auf das Erfolgreichste erledigte. Damit hatte er sich den Weg zur hohen Politik gebahnt. Durchdringender Verstand, rücksichtslos auf's Ziel losgehende Energie, stets richtige aber von Bedenken freie Wahl der Mittel verliehen ihm ein großes Uebergewicht über Diplomaten, selbst besseren Schlages, und ließen ihn als Landsmann Machiavelli's erkennen, dessen Charakterbild in Italien immer wieder geboren wird, in einer neuen Gestalt auftaucht und unsterblich scheint.

Unter den Functionären, die dem Abbé Negroni zur Verfügung waren, stand Pater Giuseppe Fantasmo obenan. Dieser war sein Büreauchef, sein Geheimsecretär, sein Factotum.

Pater Giuseppe war ein ganz junger Theologe, welcher kaum die Weihen erlangt hatte. Der Eindruck seiner äußeren Erscheinung ließ Niemanden begreifen, wie und wodurch er sich für den Platz, auf welchen ihn ein so geistvoller Mann wie Negroni gestellt, eignen könne. Sein mageres Gesicht war von einer unbeweglichen Plumpheit, und die wohl großen, aber starr, ja blöde blickenden Augen schienen eher der Spiegel geistiger Beschränktheit, als der Intelligenz zu sein, und dieser Eindruck verlor sich selbst bei Jenen nicht, die mit dem jungen Geistlichen länger verkehrten.

Es war sogar die Meinung selbst tiefer blickender Leute, daß Pater Giuseppe ein beschränkter Mensch und von Negroni geflissentlich auf seinen Posten gestellt sei, um seine Amtspflichten mit der Treue einer keinem Einflusse zugänglichen Maschine zu erfüllen. Es schien wirklich, daß Pater Giuseppe nur seiner christlichen Einfalt die wichtige Stellung verdanke.

Kurze Zeit nach Negroni's Besuch beim Baron erschien dieser zur Gegenvisite, doch erst, nachdem er die volle Gewißheit erlangt hatte, daß er den Abbé nicht zu Hause treffen

werde. Ihm war daran gelegen, nur dessen Geheimsecretär zu sprechen.

Seine Excellenz wurden von Pater Giuseppe mit tiefster Ehrerbietung empfangen und sogleich in ein Hintergemach geführt, wo die beiderseitige Unterredung vor Störung und lauschenden Ohren sicher war.

Der Baron ließ sich auf ein Chaise longue ohne vorgängige Aufforderung gemächlich nieder, wie er sich denn überhaupt vor Pater Giuseppe wie ein großer Herr vor einem kleinen geberdete.

„Excellenz haben mein confidentielles Brieschen erhalten —“ fing Pater Giuseppe in ehrerbietigem Tone an.

„Allerdings. Indeß war Ihr Chef bei mir und hat mir dasselbe offen mitgetheilt. Er sagt, er habe das neue Circular an die Diöcesen unter der Feder —“

„Es ist bereits fertig und abgegangen.“

„Was Sie sagen! Sie haben doch heimlich eine Abschrift davon genommen?“

„Ich wäre werth, das Vertrauen Ihrer Excellenz zu verlieren, wenn ich die Schwierigkeiten der Copiatur nicht zu überwinden verstanden hätte —“

Er griff in seine Tasche und reichte dem Baron ein gefaltetes Blatt, nach welchem dieser begierig langte.

Als der Baron mit der Lectüre fertig geworden, sagte er kopfschüttelnd:

„Wenn das der Inhalt ist, warum hätte mir Abbé Negroni nicht selbst die Mittheilung gemacht?“

„Das weiß ich nicht —“

„Nun, ich bin ganz zufrieden,“ rief der Baron, indem sich sein ernstes Gesicht momentan aufklärte. „Ich hatte schon schlimme Ahnungen. Ich fing zu glauben an, die päpstliche Regierung lasse uns im Stich und gehe mit Sack und Pack in's französische Lager über.“

„Um langsam aber sicher geplündert zu werden?“ sagte der Geheimsecretär mit einem seltsamen Lächeln. „Die Kirche hat im Laufe ihrer langen Geschichte bewiesen, daß sie ihr Interesse versteht.“

„Ich zweifle nicht daran,“ gab der Baron zur Antwort,

„doch kann es vorkommen, daß man ein trügerisches Interesse für ein wirkliches hält.“

„Ueber diesen Punkt können Sie beruhigt sein, Excellenz. Abbé Negroni haßt Napoleon wie den Fürsten der Hölle. Ich würde der Sache Eurer Excellenz, der ich so eifrig diene und die mit dem Wohl der Kirche Eins ist, schaden, wenn ich Ihr Mißtrauen in dieser Hinsicht nicht ganz und gründlich entfernte. Haben Sie nicht die Geschichte Felice Negroni's, eines Anverwandten des Abbé, gehört?“

„Felice Negroni?“ sagte der Baron im Tone des Nachsinnens. „Ich glaube nicht.“

„Eine Geschichte, dunkel, mysteriös, blutig —“

„Entsinne mich nicht. Mein Gedächtniß ist doch sonst ein gutes —“

„Der in Rede stehende Negroni — Negroni ist ein Pseudonym, sein eigentlicher Name war Felix Graf Ormondo — stammte aus einer herabgekommenen aber edlen Familie, deren Hingebung an den päpstlichen Stuhl sich seit Jahrhunderten fortzuerben scheint und deren zweiter Linie mein Abbé angehört. Nun gab es da kurz vor dem Staatsstreiche, zu einer Zeit also, als selbst legitime Regierungen Louis Napoleon als den ersten Vorkämpfer der Reaction und der conservativen Interessen betrachteten, in Rom bereits Männer, welche den katholischen Eifer des Präsidenten für eine arglistige Maske und die französische Garnison in Rom, welche die Beschützung des heiligen Vaters zur Schau trug, weit eher für eine Belagerung des Vaticans hielten —“

„Das waren kluge, scharfsichtige Leute.“

„Gut, an der Spitze derselben stand Cardinal Mirasole.“

„Hab' ihn gekannt. Ein wahrer Franzosenfresser. Gott gebe ihm die ewige Ruhe!“

„Sein Tod war rasch und leicht. Munter, fröhlich starb er, vom Schlag getroffen, beim Souper, das Champagnerglas in der Hand. Nun — in geistlichen Dingen höchst liberal, war dieser Mann in einem Punkt ein Fanatiker und zwar, wenn es sich um Louis Napoleon handelte. Gut, daß er die Epoche nach Solferino nicht erlebt hat, denn mit der Genugthuung, daß seine langjährigen düsteren Prophezeiungen

in Erfüllung gehen, wäre ihm nicht gedient gewesen. Vergebens hat er seine Kassandrastimme erhoben —"

„Ich weiß es, ich weiß es!" sagte der Baron mit einem Seufzer. „Ich muß selbst ein pater peccavi sagen! Auch ich mache keine Ausnahme von der Masse verblendeter Staatsmänner, die sich über Louis Napoleon täuschten. Er war uns wohl ein Dorn im Auge, dennoch haben wir zugewartet und zugewartet, wie wenn durch Zuwarten das Basiliskenei vertrocknete, und nicht vielmehr ausgebrütet würde —"

„Als Cardinal Mirasole eingesehen hatte," fuhr der junge Theologe fort, „daß er seinen Napoleonshaß tauben Ohren predigte und man nicht mehr hoffen dürfe, die vereinigten legitimen Throne von Europa zu einem Hauptschlag gegen den Mann vom zweiten December zu bewegen, da — hören Sie gut zu, Baron — da übernahm er es, da wo jeder Andere verzweifelt hätte, auf eigene Faust zu handeln und die Welt von dem verhängnißvollen Neffen des Onkels zu säubern. Mein Chef, Abbé Negroni, war damals Secretär des Cardinals — er hat seinem Kennerblick sein Glück und seine Laufbahn zu verdanken, sonst wäre er irgendwo als armer Landgeistlicher in Dunkelheit gestorben. Diesen machte der Cardinal zum Mitwisser seiner Pläne und zum Verbündeten. Der Abbé zeigte sich sowohl durch seine Thatkraft als seine Rathschläge des geschenkten Vertrauens werth, indem er einen seiner Anverwandten, den vorhin genannten Grafen Ormando, in's Geheimniß zog und diesem Letzteren, einem eminenten Geiste und kühnen Feuerkopfe, die Hauptrolle zutheilte.

„Graf Ormondo, der von da ab unter dem Namen Negroni bis an sein Ende figurirt, reiste, nachdem der Operationsplan zur Reife durchberathen worden war, pro forma von der päpstlichen Regierung steckbrieflich verfolgt, an den Hauptherd der Verschwörungen, nach Turin, wo er sich bald durch seine revolutionäre Beredsamkeit und Exaltation einen Namen machte. Hier bediente er sich der mazzinistischen Partei zu seinem großen Zwecke, um im Falle eines Mißerfolges die That auf die Schultern der Revolution abzuwälzen. Es

gelang ihm, zwei verwegene Kerle für sich zu gewinnen, Surio und Artesini, wenn ich mich nicht irre —"

„Aha," unterbrach ihn der Baron. „Jetzt komme ich doch auf die Spur. In einem geheimen Gesandtschaftsbericht hab' ich einmal 'was davon gelesen, doch war es entweder unklar dargestellt, oder ich habe es theilweise vergessen. Nur weiter, und lassen Sie sich nicht stören."

Pater Giuseppe fuhr fort:

„Die Mitglieder der kühnen Expedition begaben sich nach Paris und wählten nach langen, sorgfältigen Vorbereitungen den Tag zur Ausführung ihrer rettenden That. Vor dem Eingang in die Opéra comique fiel der verhängnißvolle Schlag und — mißlang. Die beiden Helfershelfer Surio und Artesini sind spurlos verschwunden und werden jedenfalls, wenn sie noch am Leben sein sollten, in Cayenne logiren. Ihr Obmann, der edle Negroni, erreichte sein Versteck in einem Landhause bei Passy, und als die französische Polizei am andern Morgen dort eindrang, fand sie ihn als eine bereits erkaltete Leiche. Man munkelt über sein Ende Verschiedenartiges. Am wahrscheinlichsten wird die Annahme sein, daß er sich umstellt wußte und an seiner weiteren Flucht verzweifelte. Um aber durch Feststellung seiner Person nach erfolgter Haft weder seinen Auftraggeber, noch seine Partei zu compromittiren, wird er sich den Dolch freiwillig in die Brust gestoßen haben."

„So, so," murmelte der Baron, von der Erzählung und dem Interesse, das er an ihr genommen, erregt und voll Gedanken.

„Abbé Negroni dürfte Ihnen nun, Excellenz, nachdem ich dies Alles erzählt, in einem andern Lichte erscheinen —" sagte der Geheimsecretär.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie mich in diese Geschichte eingeweiht haben. Diese Geschichte verscheucht mein Mißtrauen, das, ich gestehe es, immer mehr Platz griff, aber sie ist auch eine Waffe, die sich gebrauchen läßt, wenn Abbé Negroni nicht parirte... Sie müssen selbst gestehen, daß er wie ein Aal ist, der sich nur dann fassen läßt, wenn man ihn festspießt."

„Sehr bescheiden, Excellenz!" warf Pater Giuseppe verschmitzt lächelnd hin. „Sie wissen ihm doch beizukommen!"

„Man thut das Mögliche," sagte der Baron nicht ohne Selbstgefälligkeit. „Daß wir unter einer Decke spielen, ist ein kleines Meisterstück der Ueberlistung."

Er erhob sich.

„Erkalten Sie nicht in Ihrem Eifer. Ein großer Lohn erwartet Sie. Wenn Sie nicht gleich einen Bischofssitz erhalten, so wird daran nur Ihre Jugend Schuld sein — glücklicherweise ein Fehler, der sich mit jedem Tage vermindert."

„Ich danke Euer Excellenz für das besondere Wohlwollen, das Sie mir beweisen. Sie dürfen auf mich zählen," erwiderte der Geheimsecretär gerührt, indem er den Baron, der auf die Thüre zuging, unter demüthigen Bücklingen hinausbegleitete.

Einige Stunden später war Abbé Negroni eingetreten. Er hatte, seitdem er den Palast des Barons verlassen, eine Anzahl von Visiten gemacht, wie es seine tägliche Gewohnheit war, um au fait aller Tagesereignisse zu sein, den Einen auszuspionieren, den Andern zu düpiren. Solche Visiten konnten eine anstrengende Arbeit genannt werden, wie man schon aus der ersten ersieht, welche er Morgens dem Baron abgestattet. Müde warf er sich auf einen Stuhl, aber besten Humors. Er schien mit den gewonnenen Resultaten dieses Tages sehr zufrieden.

„Lieber Bruder," redete er Pater Giuseppe an. „Hast Du Dein Pensum fertig?"

„Noch nicht," war die Antwort, „aber in einer Stunde ist es da."

„Das wundert mich. Du bist doch sonst so flink. In zwei Stunden geht der französische Courier nach Civita-Vecchia."

„Ich hatte heute ungewöhnliche Abhaltungen. Unter Anderem habe ich auch viel Zeit mit dem Baron verloren."

„Ei, er war schon hier?" rief Negroni lebhaft. „Hat er Dich recht ausspionirt?"

„Soviel als möglich," erwiderte Pater Giuseppe, „die Hauptsache, die ihn hergeführt, war das Circular."

„Hast Du ihm die Abschrift gegeben? War er damit zufrieden?“

„Ich glaube vollkommen.“

„Aeußerte er sich sonst noch darüber?“

„O ja, doch wie gesagt, befriedigt.“

„Das kann nicht Verstellung sein, denn wenn er den wahren Inhalt des Circulars gelesen hätte, wäre er gewiß bis an die Decke gesprungen. Du führst ihn gut an der Nase herum!“

„Er ist aber doch sehr mißtrauisch. Kommt immer darauf zurück, daß ein großer Theil der Cardinäle heimlich mit Frankreich liebäugele —“

„Das beweist einen feinen Geruch!“ fiel der Abbé dem Geheimsecretär in's Wort. „Der Baron ist ein gescheidter Mann.“

„Ich habe ihm nicht absichtslos die Geschichte vom Attentat Negroni's erzählt. Sie hat trefflich gewirkt.“

„Du hast sie genau nach meiner Angabe erzählt? Hast den Cardinal Mirasole hineingemischt?“

„Ich bin, wie ich es gewohnt, jedem Ihrer Worte mit Pietät gefolgt.“

„Gut, lieber Bruder!“ sagte Negroni. „Aber eine große Sünde begehen wir da an dem Todten! Ihn zum Werkzeug der Pfaffen erniedrigen! Es ist ein abscheulicher Gedanke — wiewohl ein nützlicher. Nur das beschwichtigt mein Gewissen und tröstet mich: daß Negroni, wenn er noch lebte, dasselbe über sein Werk gesagt hätte, wenn damit der große Zweck gefördert worden wäre, den wir damit fördern. Er war eine Brutusnatur. Dennoch geht es mir gegen das Herz! So handeln, heißt buchstäblich die Asche eines Todten seinen Feinden in die Augen streuen.“

„Der Baron glaubt auch, an der Geschichte eine Waffe gegen Sie — „wenn Sie nicht pariren“ — erhalten zu haben.“

„Eine Waffe,“ entgegnete der Abbé höhnisch, „um Hiebe in die Luft zu führen. Wenn er so viel Credit in den Tuilerien besäße, als ich dort besitze, dann wäre freilich der wacklige Stuhl des heiligen Petrus noch zu repariren

und ich — würde das erste Opfer der neuen Inquisition werden." —

Eine Pause trat ein, während welcher Negroni seine Brieftasche herauszog und den vollen Inhalt Stück für Stück musterte. Nachdem er Alles wieder geordnet und eingesteckt hatte, war nur ein Blatt draußen geblieben.

Dies war unbeschrieben, ganz weiß, von sehr starkem Papier. Es hatte zahlreiche Längenausschnitte, wie wenn ein Knabe sich mit einer Scheere den Spaß gemacht hätte, allerlei kleine Vierecke hineinzuschneiden. Wie es jetzt auf den Tisch gebreitet lag, sah es fast wie ein Versuch, einen Lampenschirm auszuschneiden, aus.

„Da sieh nur einmal, Giuseppe," sagte Negroni im scherzhaften Tone, indem seine Augen auf dem ausgeschnittenen Papier verweilten, „welche allerliebste Spielerei ich mitgebracht habe! Ein artiges Geschenk von Joseph, dem Kammerdiener des Barons, hinter welchem keine Heimtücke steckt."

„Gewiß der Schlüssel zu dem Modenbericht, der dem Baron neulich zugeschickt worden ist?" fragte Pater Giuseppe lebhaft.

„Ganz recht," versetzte der Abbé. „Der Schlüssel, oder besser gesagt, ein Gitter, ein Kerkergitter, hinter welchem wir ein ganz besonderes Geheimniß des Barons gefangen halten. Hole doch den Modenbericht."

Pater Giuseppe that, wie ihm geheißen war, und brachte das Blatt eines in Wien gedruckten französischen Modenberichts, welcher folgendermaßen lautete:

„Die Frühjahrsmoden locken eine ganze Fluth eleganter Besucherinnen in die Verkaufslocale. Vielfarbige Kleider trägt man keine mehr, Alles wählt einfache Farben: havanabraun, reseda, taubengrau, meergrün, meist mit Spitzenbesatz, eine dem Frühjahr gemachte Concession, da bald die Zeit eintritt, aus der Stadt zu gehen. Die Hütchen sind mittelgroß, von italienischem Strohgeflecht, die Bänder daran lose, die Ränder mit Sammet ausgeschlagen. Doch ist wohl darauf zu sehen, ob es sich mit Teint und Haarfarbe verträgt.

„In Jupen schwankt man zwischen Alpaca und Gros de Naples. Die Unterröcke der Damen, theilweise mit farbiger

Zeichnung, liegen in allen Modeläden bereit und finden viel Abgang. Eine hiesige Handlung M., den Damen durch bereitwilliges Entgegenkommen bekannt, hat solche Röcke in Massen verkauft. Auch der Absatz mit Popelin und Orleans ist enorm. Die Saison der Bäder steht bevor und Vorbereitungen müssen von den Gatten und Familienvätern getroffen werden, schon sammeln sich die Truppen der Liebesgöttin, die schönen Kinder der Mode, durch die Haine lächelt Amor und spannt den Bogen, einen Pfeil abzusenden, der nur beglückt."

Als Beide den angeführten, zur Würde eines Staatsmannes wenig stimmenden Modebericht gelesen hatten, mußten sie unwillkürlich in ein Lachen ausbrechen.

„Jetzt das Gitter her!" rief Negroni und griff mit ungeduldiger Hast nach dem Papier mit den Ausschnitten. Dann versuchte er es auf dem den Modenbericht enthaltenden Blatte zurechtzulegen.

„Gieb Acht," sagte er, während er es bald da bald dorthin anpaßte, „es wird dabei etwas recht Ernstes herauskommen. Doch sieh nur, sieh nur — ich hab's."

Er hatte sich folgende Worte durch die Ausschnitte herausgehoben:

„Keine Concession. — Bald Zeit — in Mittelitalien loszuschlagen. — Vertrag zwischen Neapel und uns zur Unterzeichnung bereit. — Abgang größerer Freiwilligenmassen. — Mit Orleanisten Vorbereitungen getroffen. — Truppen von Modena sind allmählich in die Lamoricière's eiuzutheilen."

„Sie sind thatkräftiger, als ich dachte!" rief Negroni. „Jetzt begreife ich auch den Sinn von Mancherlei, was der Baron in seinem Gespräch von heute Morgen hingeworfen. Doch auch ohne diesen Modenbericht waren wir schon auf unserer Hut. Ich muß schleunigst zum Cardinal Sansovini und ihn gleich sprechen."

„Sie werden ihn nicht mehr treffen!" rief Giuseppe, auf die Tafeluhr deutend, die bereits eine vorgerückte Abendstunde anzeigte.

„Ich weiß ihn zu finden," gab Negroni leichthin zur

Antwort, indem er noch einige Papiere zusammensuchte, die er mitzunehmen die Absicht hatte.

„Ihnen scheint nichts zu entgehen," versetzte der Geheimsecretär, während sich sein sonst ausdrucksloses Automatengesicht belebte und den Mund ein eigenthümliches Lächeln umspielte.

„Dabei ernte ich nicht viel Lob," entgegnete der Abbate. „Jedes Kind kann wissen, daß der Cardinal in neuester Zeit womöglich allabendlich seine Exercitien bei Frau von Wallberg abhält. Viel schlauer wäre Der, der mir sagen könnte, bei welcher Heiligen ich meine Abendandacht verrichte."

„Ich will rathen!" rief Pater Giuseppe mit einem schlauen Blicke.

„Laß gut sein," antwortete der Abbate. „Wenn Du es auch erriethest, so würde dadurch mein Wissen nicht bereichert sein. Laß Anderen ihr Vergnügen und nimm lieber Dich in Acht, daß Dich Niemand bei dem schönen Judenmädchen erwische —"

„Mich?" stotterte Pater Giuseppe, das sonst farblose Gesicht von einem leichten Roth überflogen.

„Erröthe nicht!" sagte Negroni. „Dein Geschmack ist gut."

„Der Verdacht ist ungerecht," gab der Theologe mit niedergeschlagenen Augen zur Antwort, „und ich kann mir denken, wie er entstand. Ich bin allerdings ein paar Mal in's Vicolo degli ebrei und in ein Haus gekommen, wo eine jüdische Familie wohnt, die ein ziemlich gefälliges Töchterchen hat. Doch bin ich mit Wissen der Mutter gekommen, denn die Familie hat viel Lust, zum Christenthum überzugehen."

Negroni brach in ein herzliches Lachen aus und erwiderte:

„Giuseppe, Du hast noch die ganze edle Verschämtheit eines jungen Theologen. Im Uebrigen — lasse Dich nicht in Deinen Bekehrungsversuchen abhalten. Komm jedoch nie bei Tage zu Deiner Neophytin, denn sonst könntest Du dort einen reichen Engländer antreffen, der Dir Concurrenz macht und wohl ebenso eifrig daran arbeitet, das Mädchen zur Hochkirche hinüberzuführen!"

Der Abbate ging schadenfroh lachend zur Thüre hinaus,

während Pater Giuseppe ganz verblüfft stehen geblieben war, wie Jemand, der soeben eine schwer verdauliche Neuigkeit erfahren.

Siebzehntes Kapitel.

Schildert eine Nacht in der Villa des Cardinals Sansovini.

Frau von Wallberg, deren Namen letzthin Abbé Negroni mit dem Cardinal Sansovini in Verbindung gebracht hatte, war keine Andere, als die Wittwe des in Verona verstorbenen Generals Greifenstein. Sie war gleich nach ihrer Verheirathung mit dem ehemaligen Oberlieutenant Oskar Wallberg nach Rom gegangen, wo sie ihren jungen Gemahl als Obersten in der sich neu bildenden päpstlichen Armee unterzubringen wußte. Ihre Ehe mit einem unbedeutenden bürgerlichen Officier hatte in den Kreisen, in welchen sie sich bisher beinahe ausschließlich bewegt hatte, eine höchst unangenehme und für sie gênante Sensation erregt. Durch eine zeitweilige Entfernung wollte sie dem Gerede aus dem Wege gehen und auf einem Boden, der so günstig wie der Roms war, ihren nichtssagenden Gemahl zu Etwas machen, um dann früher oder später zurückzukehren und ihren ehemaligen Platz in der Gesellschaft ohne bedeutendere Hindernisse wieder einnehmen zu können.

Dies war vor der Hand der Zweck ihrer Uebersiedlung nach Rom, kein anderer. Aber eine Frau von Leonie's Anlagen, ihrer zwar flüchtigen, aber raschen Eindrucksfähigkeit und leicht entzündlichen Phantasie braucht sich überhaupt nichts vorzunehmen. Kommt sie nur unter Menschen, so finden sich gleich Erlebnisse und auch Ziele. Nun war sie aber in Rom, einer an und für sich einzigen Stadt, zu einer Zeit, da die Blicke der Welt dahin gerichtet waren, und die Gefahren,

welche den päpstlichen Stuhl umschwebten, das dortige Leben im höchsten Maße steigerten.

Ihr Rang eröffnete ihr allerorten die höchsten Kreise, und ihr Geist gestattete ihr, auch eine Rolle zu spielen. Hatte sie aber einmal irgendwo festen Boden gefaßt, so erreichte auch ihre Lust, sich in Alles hineinzumengen, die Höhe wirklicher Thatkraft, und in ihrem Innern war bereits nach kurzem Aufenthalt eine ganze Revolution vorgegangen.

Sonst nur in so weit religiös, als es ein gewohnheitsmäßiger Formendienst erforderte, war sie jetzt mit einem Schlage eine glühende Katholikin, und der Papst, vor Kurzem noch für sie einer der gleichgültigsten unter den alten Männern, war ihr schon jetzt der Gegenstand einer fanatischen Verehrung und Verherrlichung geworden.

Indeß that sich ihre Religiosität keineswegs in einem übermäßigen Kirchenbesuche kund, am wenigsten in der Weltentsagung, auch verrieth sie keine Lust, in ein Nonnenkloster zu gehen. Mit ihrem Gemahl lebte sie allerdings seit einiger Zeit auf einem sehr gespannten Fuße und der Zwiespalt schien sich täglich zu erweitern. Sie hatte es auf indirecten Wegen bei dem Kriegsminister durchzusetzen gewußt, daß Oskar Wallberg auf einen strategischen Punkt postirt wurde, der so weit als möglich von der ewigen Stadt entfernt war. Erst garnisonirte er in Ancona, im gegenwärtigen Augenblicke war er ihr näher, in Perugia, aber doch weit genug und auf einer Stelle, wo ihm seine militairischen Tagespflichten einen Abstecher zu seiner Frau unmöglich machten.

Dieser Trennung lag keine Enthaltsamkeit und keine Buße zu Grunde, sondern rasch aufkeimende Abneigung, die sich bereits bis zur Verachtung steigerte. Oskar hatte den ganzen Nimbus, den er einst in ihren Augen besessen, verloren.

Er war ihr nun ein unbedeutender, schwacher Mensch, der nur das Feuer der Jugend für sich hatte, aber ein Feuer, welches Leonie nur tolle Heißblütigkeit nannte.

Ihr neuerwachter katholischer Eifer kam also weder durch Beten noch durch Fasten zum Vorschein, sondern dadurch, daß sie ultramontane Politik trieb und den weiblichen Diplomaten der Kirche spielte. Daß sie auch manchen Peterspfennig bei-

steuerte und in ihren Kreisen sammelte, ist kaum erwähnenswerth. Dies war aber auch die Seite ihrer Bekehrung, die für sie den größten Reiz hatte. Es war eine zu romantische Thätigkeit, für den Papst zu wirken und das Mittelalter unserem nüchternen Jahrhundert noch länger zu erhalten. Intriguant war sie stets, bis dahin hatte sie aber nur in beschränkten Familienkreisen Gelegenheit gehabt, ihren Geist in dieser Kunst zu üben. Gegenwärtig aber hatte sich ihr ein europäisches Feld aufgethan, und es war kein Wunder, daß sie sich mit Enthusiasmus in die politischen Welthändel hineinstürzte.

Rom war aber auch in jener Zeit ganz besonders der Tummelplatz aller Nationen und aller Leidenschaften. Dort schienen die wildesten Gegensätze unserer Epoche mit einander zu streiten. In den unruhigsten Tagen Bonifaz **VIII.** und zur Zeit der Umsiedelung der Päpste nach Avignon konnte es dort nicht stürmischer hergegangen sein.

Am Fuße des Monte Mario erhebt sich eine palastartige Villa unfern vom rechten Ufer der Tiber. Sie war kein neuer Bau.

In den ersten Decennien dieses Jahrhunderts hatte sie dem spanischen Exminister, dem Friedensfürsten gehört, der sie mit großem Geschmack hatte herstellen lassen, sodann war sie durch minder berühmte Hände gegangen. Der jetzige Eigenthümer, ein alter Nobile, von welchem Leonie sie gemiethet, galt nur für den Scheinbesitzer. Die Villa gehörte vordem, wie die Fama munkelte, einer Irländerin, einer jungen, reizenden Wittwe, und sollte von dieser Dame, als sie vor zwei Jahren gestorben, ihrem Gewissensrathe und Beichtvater, dem Cardinal Sansovini, testamentarisch vererbt worden sein. Der Cardinal steckte demzufolge hinter dem alten Nobile und war eigentlich ein edler, aber verschämter Gastfreund, der Leonie seine prachtvolle Wohnung zur Verfügung gestellt.

Es war Abend, die Sonne war schon lange untergegangen, die Sterne funkelten hell auf dem blauen Nachthimmel.

Eine Lampe erhellte ein fürstlich reiches Boudoir mit der Aussicht auf einen baumreichen, mit Statuen verzierten Park.

Es war ein Gemach, gleichsam im Sinne heiterer Liebesfreuden geschaffen. Bilder in enkaustischen Farben verzierten die Wände. Hier sah man hetrurische Tänzerinnen mit blumenbekränzten Stirnen, flatternden Gewändern, entblößter Brust; dort Amorinen, welche die Attribute verschiedener Gottheiten, gleichsam als Ueberwinder derselben im Triumphe aufführten. Die Möbel waren prachtvolle Werke der Holzschnitzerei, niedrige Causeusen und üppige Fauteuils, mit hellblauem Seidenstoff tapeziert, schienen zur süßesten Ruhe einzuladen.

So war der Eindruck, den dieses Gemach auf den Beschauer machte, aber die Herrin desselben schien von einem ganz andern Geiste angehaucht. Sie saß in einem Gewand von weißem Cachmir nachlässig da, den Kopf auf eine Hand gestützt, die Blicke auf einen Punkt gerichtet, in trüben Gedanken verloren.

Auf dem Tische vor ihr brannte eine vasenartige Lampe, und ein geöffneter Brief lag hingeworfen davor.

Leonie, denn diese war es — regte sich nicht. Nur wenn ein Geräusch von der Treppe, die unsern heraufführte, vernehmlich ward, oder sie sich nur einbildete, ein solches zu hören, fuhr sie empor. Das geschah sehr oft. Sie schien Jemanden dringend zu erwarten. Andererseits war sie so tief mit sich selbst beschäftigt, daß sie es gar nicht merkte, als endlich Schritte auf der Treppe laut hörbar wurden und ihre Thüre, wenn auch sehr leise, aufging.

Ein Herr in schwarzer Kleidung, die nur ein wenig an einen Priester erinnerte, etwa vierzig Jahre alt, von einem scharf ausgeprägten geistreichen Gesichtsausdruck, stand mit einem Male vor ihr.

Es war der Cardinal.

„Ist es eine Erscheinung, oder ist es Wirklichkeit?“ rief Leonie überrascht emporspringend und die Arme weit öffnend. „Ich habe Dich ja gar nicht kommen hören. Bist Du auf einem luftigen Zauberwagen zum Fenster hereingeflogen?“

Mit diesen Worten lag sie an seiner Brust.

„Wenn ich einen solchen Zauberwagen besäße, theure Seele,“ erwiderte der Cardinal, „so wäre ich schon seit einer

guten Stunde bei Dir. Du weißt wohl auch nicht, wie spät es schon ist?"

Er zeigte auf die auf dem Marmorsimse des Kamins stehende Uhr, deren Zeiger auf Zehn stand.

„Ich habe auch schon verzweifelt, Dich heute noch zu sehen!" rief Leonie, in das Gesicht ihres Geliebten leidenschaftlich hinaufschmachtend. „Du hast gewiß noch spät Abends wichtige Depeschen erhalten —"

„Das eben nicht," erwiderte der Cardinal. „Doch komm, setzen wir uns — ich bin schon eine volle Stunde auf den Beinen — ich will Dir in aller Bequemlichkeit erzählen, welch ein Abenteuer ich auf dem Herwege hatte, oder vielleicht nur mir einbilde, gehabt zu haben."

„Abenteuer?" rief Leonie, halb scherzhaft, halb ernst, auffahrend. „O Treuloser, Du wagst es, mir Deine Sünden zu beichten? Ich zittere bereits vor Sorge, was ich da hören werde!"

„Ich sollte um Dich zittern, nicht Du um mich," sagte der Cardinal, sich an Leonie's Seite auf dem Kanapee niederlassend. „Doch vergessen wir das Abenteuer nicht!"

„Jetzt nur noch einen einzigen Kuß!" rief Leonie, dem Geliebten einen langen Kuß auf die Lippen drückend, „dann ist Dein Mund frei!"

Nach einer kurzen Weile begann der Cardinal:

„Wenn ich zu Dir gehe, fahre ich, wie Du vielleicht schon wissen wirst, bis an die Tiber, steige dann aus und gehe die Landhäuser entlang, zu Deiner Villa von der Gartenseite aus hinansteigend. Es war heute etwa neun Uhr, als ich an's Wasser kam. Ich war ausgestiegen und ein Stück Weges gegangen — von meinem davonfahrenden Wagen war noch ein schwaches Rollen zu vernehmen — da höre ich Schritte hinter mir. Auf einem so verlassenen Uferwege sieht man sich, ohne etwa furchtsam zu sein, unwillkürlich bei einem solchen Anlasse um. Ich blieb sogar stehen. Fast in demselben Augenblicke höre ich die Tritte nicht mehr. Ich gehe also weiter, aber siehe da, bald höre ich Tritte, dieselben Tritte aus einiger Entfernung, wie vorher.

„Auf einem unerlaubten Pfade hat man kein gutes Ge-

wissen — die Sache wird mir auffallend. Ich spähe scharf um mich herum. Für Beleuchtung ist schlecht gesorgt, die römische Finsterniß ist sprichwörtlich — ich sehe, ich entdecke nichts.

„Ich gehe wieder weiter und war kaum um die Holzhütten, die am Wasser stehen, gegen Deine Villa zu umgebogen, als ich wieder Schritte hinter mir vernehme, aber deutlicher, lauter, eiliger. Das gefällt mir nun gar nicht mehr —"

„Natürlich!" rief Leonie, welche der Erzählung mit ängstlicher Theilnahme folgte.

„Ich bilde mir also ein," fuhr der Cardinal fort, „daß mir Jemand folge, der entweder auf eigene Faust so neugierig ist, wissen zu wollen, wo ich meine Abende verbringe, oder im fremden Auftrage so handelt. Das wollte ich um jeden Preis ermitteln. Der mir Nachgehende, auf meine Rückkehr nicht gefaßt, kommt gerade rasch um die Ecke, während ich quer auf die andere Seite schwenke. Ich erblicke eine hohe Mannsgestalt, die, wenn ich recht gesehen, in einen Mantel mit einer Kapuze gehüllt war, ungefähr wie ihn die Bauern und Hirten im Albanergebirge tragen. Der Mann, aber ging, ohne zu stutzen, oder meinen Verdacht irgendwie zu bestätigen, seinen Weg im gleichen Schritt weiter, oder that wenigstens so. Ich kehrte daher nicht um, damit ich nicht vielleicht mit dem Unbekannten am Ende des Weges, vielleicht gar vor Deinem Landhause zusammentreffe, und gehe auf dem Wege, den ich einmal eingeschlagen, am Wasser weiter. Da ich längere Zeit nichts mehr hinter mir höre, lache ich mich aus — schäme mich ein bischen — da erschallen plötzlich dieselben Schritte wieder. Das kann ein Anderer sein, denke ich mir, doch will ich mir Gewißheit verschaffen, oder wenn es derselbe ist, den Naseweisen täuschen.

„In der Nähe stand ein großer Holzschuppen. Ich stelle mich in einen finstern Winkel desselben und will sehen, wer denn komme, denn an dieser Stelle muß Jedermann in ganz geringer Entfernung an mir vorüber. Da kommen die verdächtigen Tritte immer näher, der lange Mann mit der Kapuze ist da —"

„Großer Gott!“ schrie Leonie im lebhaften Schrecken. „Hättest Du doch nicht gewartet, sondern Deinen Vorsprung benutzt!“

„Kind,“ erwiderte der Cardinal lachend, „Du erschrickst ja, als wenn ich noch immer im Holzschuppen stände. Warum hätte ich nicht warten und mir die Sache in der Nähe ansehen sollen? Hatte ich denn nicht einen Schutzgeist bei mir?“

„Ist das ein Scherz?“ fragte Leonie, den Cardinal sonderbar skeptisch ansehend.

„Kein Scherz! Kein Scherz! Es ist mein Ernst! Ich habe immer einen Schutzgeist auf meinen nächtlichen Wegen zu Dir — sogar zwei Schutzgeister — Dich und meinen sechsläufigen Revolver!“

„Nun,“ versetzte Leonie, „dann kann ich das Weitere mit geringerem Herzklopfen zu Ende hören!“

„Da war denn doch kein Zweifel mehr, daß es der Mensch auf mich abgesehen habe,“ fuhr der Cardinal fort, „aber er sah mich nicht und eilte immer schneller und schneller an mir vorüber. Als er endlich weit von mir herabgerannt war, entschloß ich mich, den Rückweg anzutreten. Erst ging es leise und langsam; nach und nach rasch, sehr rasch weiter. Nicht lange darauf stand ich am Gartengitter Deiner Villa, und da rings um mich Alles still war, schlich ich herein und sitze, für meine Irrfahrt reich belohnt, bei Dir!“

Nach einer Pause, welche durch zärtliche Umarmung reizend ausgefüllt wurde, riß sich Leonie empor.

Ihr ging die eben vernommene Geschichte im Kopfe herum.

„Was hältst Du von der Verfolgung und dem Verfolger?“ fragte sie.

„Ganz harmlos scheint mir die Sache nicht,“ versetzte der Cardinal. „Eine Spionage wird wohl dahinterstecken. Doch was läßt sich jetzt sagen? Ich kann nur müßige Vermuthungen anstellen. Die Geschichte kann ebenso gut ernst sein, ernster, als ich vorerst glauben möchte“ — er sprach diese Worte finster, mit besonderer Betonung — „ich bin gefürchtet, ich bin gehaßt — ich habe Feinde — Feinde in allen Lagern. Doch beruhige Dich! Zehn wirklichen Angriffen bin ich schon entgangen, hier frägt es sich, ob es ein solcher ist —“

„Und damit soll ich mich beruhigen?“ rief Leonie erregt. „Wie, wenn die unheimliche Gestalt, die Dich heute verfolgt hat, morgen, übermorgen Dir auf Deinen Wegen wieder auflauert, wenn —“

„Kind,“ unterbrach sie der Cardinal, mit einer Hand ihre Hände fassend und mit dem andern Arm ihre Gestalt an sich schließend, „hätte ich gewußt, daß Dir die Geschichte den Kopf so warm machen würde, so hättest Du nichts davon erfahren! Gebe der Himmel, daß mir der Kerl morgen an der Tiber wieder auflaure —“

„So! das wäre schön!“ rief Leonie mit einer verzweifelten Geberde, während der Cardinal, ohne sich unterbrechen zu lassen, fortfuhr:

„Dann werden alle Maßregeln getroffen sein, um den nächtlichen Wandervogel in den Käfig zu bringen —“

„Ei!“ rief Leonie. „Wie fängst Du das an?“

„Das erzähle ich Dir,“ erwiderte der Cardinal, „wenn der Fang gelungen sein wird. Jetzt aber schnell zu etwas Anderem, sonst sieht es aus, als wenn ich heute zu Dir gekommen wäre, um den Abend mit der Erzählung polizeilicher Recherchen auszufüllen. Das habe ich in der That nicht im Sinne. Sage jetzt einmal, wo Deine Gedanken umherschwärmten, als ich bei Dir eintrat? Du schienst ja so in Dich versunken zu sein, daß Du nichts sahest, nichts hörtest, wie wenn Du von der Erde weggerissen wärest —“

„Woran ich gedacht?“ sagte Leonie, aus ihrer Stimmung wie zu Boden geworfen. „Hab' ich nicht auch einen Verfolger, aber einen solchen, vor welchem ich mich durch kein Seitengäßchen retten, vor dem kein Holzschuppen ein Versteck bieten kann?“

„Dein Mann ist in Perugia,“ gab der Cardinal zur Antwort. „Das ist nicht so lästig.“

„Wie lange wird er aber dort bleiben?“ versetzte Leonie bedeutsam.

„So lange ich will!“ lautete die Antwort. „Er kann und darf sich nicht rühren.“

„Lies diesen Brief!“ sagte Leonie, auf das Blatt deutend, welches auf dem Marmortische hingeworfen lag.

Der Cardinal griff rasch darnach, durchflog es und sagte, indem er es wieder auf seinen vorigen Platz hinwarf:

„Leere Drohung! Um so leerer, als sie von Deinem Manne kommt.“

„Du bist im Irrthum über ihn,“ versetzte Frau von Wallberg. „Er ist schwach, aber eigensinnig, und sein Eigensinn giebt ihm zuweilen eine tolle Energie. Sein Benehmen grenzte bereits an Mißhandlung, als wir — vor einiger Zeit — noch auf verhältnißmäßig besserem Fuße mit einander lebten. Jetzt, mit sich unzufrieden, von allerhand Gerüchten aufgestachelt —“

„Er wird sich schon besänftigen lassen,“ versetzte der Cardinal. „Schreibe ihm, Du würdest sehr gerne nach Perugia übersiedeln, aber Du hättest gehört, daß er in allernächster Zeit nach Rom zurückgerufen werden würde. Berufe Dich auf meine Protection, auf mein Wort. Zeit gewonnen, Alles gewonnen.“

„Das kannst Du mir rathen?“ rief Leonie aufgebracht. „Ich soll seinen rauhen Befehlen kriechend, heuchlerisch gehorchen? Ich soll mich einem launischen Schwächling unterordnen? Unterordnen, ohne meine Bedingungen zu machen? Der Rath, den ich mir selbst zu geben habe, ist dürftig, sehr dürftig, aber dem Deinigen doch tausendmal vorzuziehen!“

„Man kann nicht alles Unangenehme auf dem Fleck mit einem herrischen Worte fortjagen!“ erwiderte der Cardinal. „Dein Mann versucht es, Dich zu rufen, er gebietet, er will es. Wenn Du nicht kommst, wird er entweder ruhiger werden, oder noch dreister. Tritt der letztere Fall ein, so giebt es der Einschüchterungsmittel genug. Vorerst haben wir es nur mit dem Briefe zu thun. Den liest man, und wenn Du ihn wieder auf Deine Art beantwortet hast, so hast Du Deine Schuldigkeit gethan!“

„Was indessen meine Nerven leiden!“ seufzte Leonie. „Die ewige Unruhe reibt mich auf. Du hältst meinen Mann für harmloser als er ist, denn Du hast ihn nicht in mannigfachen Lebenslagen kennen gelernt wie ich. Von Unzufriedenheit ist bei ihm zum Selbstzerfall und zur unzurechnungsfähigen That nur ein Schritt. O, ich habe im Leben schon

manche Thorheit, manchen dummen Streich begangen — aber daß ich diesen Menschen geheirathet habe, das ist der dümmste! Als Greifenstein lebte, habe ich Tag und Nacht nach Freiheit gelechzt, und doch hatte ich unendlich viel Freiheit. Greifenstein hatte kaum die Augen zugedrückt, da schmiedete ich mir auch schon Fesseln, hart, eisern, unlösbar — wirklich unlösbar? Wäre ich Deine Geliebte und säßest Du vergebens an der Quelle aller Ablässe und Gnaden, daß ich unter diesem Joche den Rest meiner Jugend opfern und mich verbluten sollte?"

„Du hast in letzter Zeit," versetzte der Cardinal, „mehrmals auf eine Scheidung angespielt, jetzt forderst Du sie offen. Der Papst hat wohl alle Gewalt — aber er sogar muß einen Schein von Grund haben, um zu binden oder zu lösen. Womit willst Du Deine Trennung motiviren? Gieb mir einen Scheidungsgrund an. Du hast keinen, vorerst keinen — Dein Mann ist beneidenswerth um die Fülle seiner Scheidungsgründe —" fügte er lachend hinzu.

„Wenn Du mich zu beruhigen hoffst, indem Du mir solche Bosheiten sagst —" rief Frau von Wallberg, sich erzürnt bei Seite wendend.

„Verstehst Du denn gar keinen Scherz mehr?" sagte der Cardinal, die erzürnte Frau mit Liebkosungen beschwichtigend. „Mache Dir über den Brief keine traurigen Gedanken. Beantworte ihn nach Deiner Bequemlichkeit und Lust in dem schon bezeichneten Sinne. Träte Dir Dein Gatte aber ernstlich nahe, so weißt Du, daß ich hinter Dir stehe. Ich halte ihn fest unter dem Kriegsgesetz. Käme eine Gelegenheit zur Scheidung, so soll es an mir nicht liegen. Vorerst aber — er verfiel wieder in die vorige lachend ironische Stimmung — „ist Dein Mann der leidende Theil, nicht Du, nicht ich!"

Leonie's abermaliger Zornausbruch wurde diesmal unter Küssen erstickt, und im Nu waren Beide nach dem langen, mannigfach aufregenden Gespräche in eine höhere Welt heiterer Liebesfreuden entschwunden.

Aber als wäre es nicht möglich, lange glücklich zu sein, wurden sie bald darauf gewaltig emporgeschreckt und an den Ernst der Wirklichkeit erinnert.

Die Stille der Mitternacht wurde nämlich auf einmal unterbrochen. Vom Garten der Villa her, unmittelbar unter den Fenstern von Leonie's Boudoir, tönten Stimmen in allen Tonarten und die Schritte hin und her laufender Menschen herauf. Das ganze Getöse, das nichts deutlich unterscheiden ließ, sagte doch, daß etwas Ungewöhnliches unten vorgehe.

Der Cardinal war aufgesprungen, und Leonie wollte an das erleuchtete Fenster treten.

„Zurück! zurück! Nicht an dies Fenster! Man sieht Dich!" rief der Cardinal.

Er eilte in das Nebenzimmer, das finster war, um von dort aus das Nähere beobachten zu können.

Leonie bebte an allen Gliedern, als der Cardinal nach einer kleinen Weile wieder erschien. Die nicht eben bestürzten, aber doch äußerst gespannten Gesichtszüge ihres Geliebten waren allein geeignet, ihre Angst zu erhöhen.

„Da geht was vor," sagte er mit halblauter Stimme, „was mir nicht gefällt. Unten ist ein seltsames Hin- und Herlaufen. Die Hauptscene scheint am Gitterthore vorzugehen, doch lassen die dazwischen liegenden Bäume und Gesträuche nichts erkennen."

„Welcher Tumult!" rief Leonie, da in diesem Augenblicke die Stimmen lauter und näher herankamen und es den Anschein hatte, als ob Menschen schon in die Villa eindrängen.

„Teufel!" rief der Cardinal, „das steht mit der Gestalt, die mich heute verfolgt hat, im Zusammenhange. Ich fürchte — ich fürchte —... Doch was es auch sei, man darf mich nicht finden —"

„Was thun?" fragte Leonie.

„Komm," sagte er rasch entschlossen, die Geliebte an der Hand fassend, „verriegle die Thüre. Ich bin hier im Landhause gut bekannt. Es giebt hier ein Versteck, einen heimlichen Gang, den Niemand ahnt oder vermuthet. Dort verberge ich mich, dort bin ich sicher, so lange die ganze Villa nicht in Brand geschossen ist."

Sie verriegelten die Thüre, und der Cardinal lief, von Leonie gefolgt, durch ein paar Zimmer, bis er in einem Saal angekommen war.



Hier suchte er eine Nische. Sie war mit Marmor bekleidet und enthielt eine Marmorfigur, welche Leonie oft angesehen, ohne etwas hinter ihr zu vermuthen: eine ägyptische Frau, ein Kästchen mit einem Götzenbild vor sich hinhaltend. Dort drückte der Cardinal an einer bestimmten Stelle, die Nische mit der Figur drehte sich um und ließ einen schmalen Eingang, völlig dunkel, sehen.

Mit ein paar Worten unterwies der Cardinal seine Begleiterin, wie sie das Versteck hinter ihm zu schließen habe, stieg in die Höhe und verschwand.

Seiner Weisung gemäß schloß Leonie den Eingang, wiewohl mit zitternden Händen. Die Nische, mit der Statue der Aegypterin davor, stand wieder auf ihrem alten Platze unverändert und scheinbar unbeweglich fest.

Nun, da sie den Cardinal in Sicherheit wußte, brach die eigene Angst um so ungemessener aus. Leonie eilte in ihr Boudoir zurück, blies die Lampe aus und sank auf einen Stuhl. Sie wagte weder zu schellen, noch Einen ihrer Leute zu rufen.

Sie war wie gelähmt.

Allen Martern der Phantasie preisgegeben, verbrachte sie in dieser unheimlichen Situation schreckliche Minuten, und die auf's Höchste gesteigerten Besorgnisse fanden an dem Lärm, der sich im unteren Theil des Hauses eher vermehrt, als vermindert hatte, immer neue Nahrung.

„Mein Gott,“ dachte Leonie, „was ist das? So viele Leute habe ich, warum kommt Niemand, eine Meldung zu machen? Sind Alle geknebelt? Ein gewöhnlicher Vorfall kann das nicht sein, der so viel nächtliche Ruhestörung verursacht. O, das nimmt ein böses Ende! Der Cardinal hat grimmige Feinde, Todfeinde! Die lange Gestalt, die heute hinter ihm hergegangen — Wird er in seinem Versteck unentdeckt bleiben? Ach, die Schurken, welche ihn suchen, sind schlau. Oder hat der Cardinal nicht von einem geheimen Gange gesprochen? Gott, o Gott! Ich weiß es wirklich in meiner Verwirrung nicht mehr! O, wenn das wäre! Dann ist er vielleicht schon draußen, frei, gerettet! O, er hat Geistes-

gegenwart, List, Muth! Wenn er nur gerettet ist, komme dann über mich, was da wolle!"

Ein Funken von Kraft und Hoffnung regte sich wieder in ihr. Sie hatte sich erhoben und die Lampe, die sie kurz zuvor wie ein furchtsames Kind ausgelöscht, wieder angezündet.

Da rüttelte es an der Thüre des Nebenzimmers.

Leonie brach vor Schrecken auf einem Stuhle zusammen.

Das Rütteln an der Thüre wurde immer stärker, immer gewaltsamer. Eine oder mehrere Stimmen brummten laut, aber undeutlich dazwischen.

Leonie fuhr sich wie eine Verrückte mit beiden Händen in die Haare.

In diesem Augenblicke wich die bestürmte Thüre krachend der Gewalt, dem Geräusche folgten ein paar rasche, große Schritte eines festauftretenden Menschen, die Thüre zu Leonie's Boudoir flog auf — Oskar, ihr Gemahl, stand in einem bestäubten Reitermantel und in einer Militairkappe da.

Unter allem Schrecklichen, was Leonie erwartete, war die Erscheinung ihres Gatten das mindest Schreckliche, obwohl die unerklärliche Art seines Eintretens, von so ungewöhnlichen Umständen begleitet, das angstvolle Räthsel nur noch verworrener machte.

Leonie richtete sich sofort auf, sah ihn fest an, konnte aber kein Wort vorbringen.

„Elende! Schändliche!" rief Oskar, gleichzeitig eine Reisetasche weit über das Zimmer hinschleudernd, „Du bist in der Falle! Was Du mir hundertmal abgeschworen, ist sonnenklar, wie es Deine Meineide sind. Bei Nacht und Nebel, allen Gesetzen trotzend, komme ich von Perugia dahergesprengt, Dich zu erinnern, daß ich Dein Ehegatte bin, mir eine klare, bündige Antwort auf meine Briefe zu holen, die Du entweder mit leeren Ausflüchten beantwortest, oder gar nicht! Mitten in eine Katastrophe führt mich mein Geschick — ich finde Deinen Buhlen, der in so später, compromittirender Stunde zu Dir hinaufging, oder bereits sich nach Hause schleichen wollte, von unbekannten Händen erstochen und in seinem Blute!"

„Wen meinst Du?" schrie Leonie wie eine Rasende auf.

„Du wüßtest noch nichts davon?“ rief Oskar, mit diabolischer Schadenfreude. „Bin ich so glücklich, der Erste zu sein, Dir es zu melden? Eine schreckliche, aber gerechte Genugthuung für die Schandflecken, mit welchen Du meine Ehre besudelt hast, und für die Qualen, die Du meiner Eifersucht bereitet —“

„Von Wem sprichst Du?“ rief Leonie ganz außer sich. „Bin ich — oder bist Du von Sinnen gekommen?“

„Weib,“ rief Oskar, „wie schlecht, wie elend bist Du, daß Du in einem Moment, wo sich ein tragisches Schicksal in Deinem Hause vollzieht, solche Verstellung und heuchlerische Mienen findest! Ich treffe Dich wachend — hättest Du den Tumult nicht gehört, der von unten heraufscholl und wohl lange begonnen hatte, ehe ich kam? Nun denn, wenn Du nichts weißt, so sage ich Dir: der Cardinal ist todt oder so gut wie todt — er blutet aus fünf Wunden!“

Leonie's Lippen regten sich wie zum Reden, aber es kam kein Wort hervor, aus ihren schreckensstarren Augen aber flammte eine herausfordernde Kraft, welche gewissermaßen den Glauben an das zurückzustoßen schien, was ihre Ohren vernommen hatten.

„Bemühe Dich nur die Treppe hinab,“ sagte Oskar mit einer grausamen Härte. „Du kannst ihn unten im Erkerzimmer liegen sehen.“

Leonie wankte bei diesen Worten und glitt auf den danebenstehenden Stuhl halbbewußtlos hin.

„Bedauerst Du ihn vor meinen Augen?“ rief Oskar wuthschnaubend. „Das ist der Gipfel meiner Schmach! Sind das Deine Liebkosungen, Deine Verführungskünste, mit welchen Du mich an Dich gekuppelt hast?“

Leonie sprang, von diesem maßlosen Angriffe wie von einem Speerwurf getroffen, vom Stuhl empor und rief ihm mit Energie entgegen:

„Fühlst Du Dich so stark, weil Du mich so schwach siehst, verächtlicher Schwächling? Giebt Dir meine Ohnmacht Muth? Du jubelst über den Meuchelmord eines Mannes, dem Du verdankst, was Du bist, Du beschimpfst eine Frau, die Dich aus dem Nichts emporgehoben, die Dich vor Schimpf und

Schande gerettet, nicht Dich mit den Anderen gelästert hat —"

„Teufel," schrie Oskar und hielt wieder verdutzt inne, denn er hatte Leonie bis dahin immer nur klug nachgebend, nie offensiv gesehen. „Aus Nichts? Schimpf und Schande?" rief er wieder. „Was sagst Du da? Was wirfst Du mir vor? Du weißt doch, daß ich unschuldig war? Schande? Ha, ha ha! Mir das!"

„Ich habe Dich für unschuldig gehalten," versetzte Leonie, „sonst wäre ich nicht Deine Gattin. Daß aber alle Welt nicht das Nämliche von Dir dachte, beweist der Proceß, der Dich bedrohte! Wie lohnst Du mir jetzt mein Vertrauen? Du bist der Einzige, der in meinem Umgange mit dem Cardinal ein sträfliches Verhältniß sucht! Doch was rede ich in den Wind in einem Augenblicke, da es mir besser anstände, das Unglück eines der großartigsten Geister, eines Mannes von seltenem Genie zu beklagen, zu beweinen —"

„Weinen!" rief Oskar ganz toll. „Wenn er nicht todt wäre, ich würde ihn bei der nächsten Gelegenheit selbst niedergeschossen haben!"

„Armer Tollkopf," rief Leonie mit dem Ausdruck der Empörung und Verachtung. „Dein zweites Wort ist die Pistole. Du weißt nie anders zu imponiren, als mit der Schußwaffe. Wie oft hast Du Deinen eigenen Kopf bedroht, der dessenungeachtet noch immer festsitzt? Doch, was führe ich müßigen Streit — ich muß hinunter — ich will sehen —"

Sie stürzte zur Thüre hinaus.

An der Thüre des Nebenzimmers stand Leonie's Haushofmeister, Ravizetti, ein ältlicher Mann, einen doppelarmigen Leuchter in der Hand. Er schien gewartet und sich mit seiner Meldung zu den Herrschaften nicht herangewagt zu haben.

„Was geht vor? Was giebt's? Ist er todt? Warum kommt Niemand? Hab' ich denn gar keine Leute?" rief Leonie, als sie ihn erblickte. „Ist der Cardinal todt? Wirklich todt?"

„Ein Irrthum," versetzte Ravizetti, „ein Mißverständniß, das nur einen Moment dauerte —"



„Wer ist also todt?“ rief Leonie, und sie fühlte sich wieder aufleben.

„Ein Unbekannter —“ wollte Ravizetti beginnen, doch Frau Wallberg ließ ihn nicht ausreden, sie wandte sich an Oskar, der an der Schwelle stand und das Gespräch mitangehört hatte.

„Siehst Du? Hörst Du? Wo ist Dein Triumph?“

„Ich sagte nach, was ich gehört —“ gab Oskar kleinlaut zur Antwort.

„Er lebt!“ rief Leonie mit siegreicher Freude. „Und Du erfülle Dein Wort,“ fügte sie höhnend hinzu, ehe sie sich wieder an Ravizetti wendete:

„Was giebt's also? Erzählen Sie! Wer ist es? Und wie entstand das alberne Gerücht mit dem Cardinal? Wer, welcher Dummkopf hat es erfunden?“

„Wenn etwas so Ungewöhnliches vorfällt,“ erwiderte Ravizetti, „so verlieren die meisten Menschen ihren Kopf und da kommen die lächerlichsten Meinungen und die abgeschmacktesten Dinge zum Vorschein. Wie käme denn Seine Eminenz, der Herr Cardinal Sansovini —“ fuhr der geriebene Diener, eine Wirkung auf Oskar bezweckend, „zu so später Stunde an unser Haus?“

„Das versteht sich!“ fiel ihm Leonie in's Wort. „Halten Sie sich nicht bei dieser Bagatelle auf. Ich will hören, was vorgefallen. Reden Sie!“

Der Haushofmeister begann:

„Die Dienerschaft war noch auf und spielte Karten. Da wird plötzlich an dem Glockenzug sehr heftig gerissen, der sich an der Gitterthüre befindet, die von hinten in den Park hereinführt. Der alte Lorenzo eilt sogleich in den Park hinaus, um nachzusehen, was es giebt. Als er sich der Gitterthüre nähert, vernimmt er das Stöhnen eines Menschen. Er bleibt stehen und frägt, wer da sei und was man wolle? Statt einer Antwort erfolgt Flucht, er hört drei oder vier Menschen die Landstraße, die zur Stadt führt, im Galopp wegrennen. Hierauf ist Alles still. Nur ein Stein fällt unweit von Lorenzo nieder. Einer der Fliehenden hat ihn in den Garten hineingeworfen. Lorenzo läuft zurück und alarmirt mit seiner

Meldung die Bedientenstube und das ganze Haus. Das Männerpersonal begiebt sich mit Lichtern und den ersten besten Waffen versehen auf den Schauplatz der That. An der Gitterthüre angelangt, sieht und hört man Niemand mehr, man öffnet dieselbe — da liegt, gerade unter dem Glockenzuge, ein Mann, der an mehreren Stellen blutet — regungslos — wie eine Leiche —"

„Sie sagten, ein Unbekannter —" fiel Leonie ein.

„Ja, Euer Gnaden," erwiderte Ravizetti, „ein Unbekannter, ein Mann, der von Banditen auf der Landstraße angefallen worden zu sein scheint. Offenbar hatte er sich zu unserer Gartenthüre geflüchtet und an der Klingel gezogen, um sich Hülfe zu verschaffen. Nach der Kleidung und der Tonsur auf seinem Scheitel ist er ein Geistlicher —"

„So ist also das alberne Gerücht vom Cardinal entstanden?" rief Leonie.

„Ich ließ den Verwundeten, denn todt war er noch nicht, sogleich in ein Bett tragen und einen Arzt holen —"

„Und warum meldeten Sie nichts herauf?" versetzte Leonie zornig. „Was zögerten Sie wenigstens so lange? Sie reden, Ravizetti, von Leuten, die den Kopf bei außerordentlichen Vorfällen verlieren, aber ich sehe, daß auch Sie nicht den Ihrigen auf dem Platze gehabt haben."

„Euer Gnaden," gab Ravizetti mit unterthäniger Miene zur Antwort, „damit war Alles gethan. Wir wollten Euer Gnaden eine überflüssige Aufregung ersparen —"

„Es war aber umgekehrt," versetzte Leonie scharf. „Ich hörte etwas von dem Tumult, und da Niemand heraufkam — ich, wie verlassen von der ganzen Welt — war ich um so unruhiger. Ich hätte einen in Rom nur allzu gewöhnlichen Unglücksfall gehört, nicht das abscheulichste aller Gerüchte — das war eine thörichte Delicatesse, Ravizetti —"

„Ich bedaure —" sprach der ganz zerknirschte Haushofmeister. „Ich gestehe, ein wenig in Verwirrung gerathen zu sein. Hunderterlei Anordnungen, der Arzt, der Verwundete, die Anzeige auf der Polizei —"

In diesem Augenblicke hörte man unten im Garten

Tritte vieler Menschen, wie wenn sich eine Procession heran=bewege.

„Was giebt's da wieder?" rief Leonie zusammenfahrend.

„Euer Gnaden," sagte der Haushofmeister, „ich fürchte, ich habe da des Guten zu viel gethan. Ich habe dem Fall vielleicht eine übertriebene Bedeutung beigelegt — ich habe bei diesem Anlasse von einer Erlaubniß Gebrauch gemacht — mein Gott, in diesen unruhigen, revolutionären Zeiten — ich habe Militair requirirt!"

„Eine ausgezeichnete Idee!" rief Leonie, weit und frei aufathmend. „Vorzüglich gehandelt, Ravizetti. Sie haben doch Ihren Kopf auf dem rechten Fleck gehabt!"

Der Hofmeister verneigte sich.

„Gehen Sie," sprach Leonie mit gnädiger Miene, „und be=wirthen Sie die Mannschaft!"

Ravizetti ging.

Da trat Oskar plötzlich vor.

„Militair?" sagte er, ganz bestürzt und kleinlaut. „Man darf mich nicht hier wissen, nicht sehen! Ich habe keinen Ur=laub. Ich bin heute Morgen fort, von meiner rasenden, qualvollen Leidenschaft, ja, von der Liebe getrieben, die ich noch für Dich fühle —"

„Von meiner Liebe zu Dir," gab Leonie zur Antwort, „ist nichts mehr in meiner Brust, als der Bodensatz — die Verachtung! Komme glücklich wieder in Perugia an und richte es so ein, daß wir uns nie mehr im Leben begegnen."

„Ich war zu aufgeregt," stotterte Oskar, „mein Blut war im Sieden von dem stürmischen Ritte, der Schauderscene an Deinem Hause! Verzeihe mir, halte meinem aufbrausenden Temperamente etwas zu Gute! Gieb mir die Hand!"

Leonie wandte sich ab und verschränkte die Arme.

„Wirst Du mich so gehen lassen?" flehte Oskar. „Was ist denn meine Eifersucht anders, als tolle Liebe zu Dir, Leonie!"

Frau Wallberg rührte sich nicht.

„Du bist furchtbar," sagte Oskar. „Wenn Du mir nicht verzeihest, so schieße ich mich todt zu Deinen Füßen!"

„Du brauchst das nicht zu thun," sagte Leonie mit eisiger

Kälte. „Dein Kopf ist mir weder so gleichgültig, noch so kostbar!"

„Du machst mich rasend!" rief Oskar nach einem langen Kampfe mit sich selber. „Du bist eisern. Meine Launen kommen und vergehen, Du aber hörst auf, gleichgültig gegen mich zu sein, um mich Deinen Zorn und Deine Härte empfinden zu lassen. Verwünschte Stunde, in der ich Dich zuerst erblickt! Samariterin! Ohne Dein Erscheinen hätte ich mir entweder selbst ein Ende gemacht, oder wäre zu dem Mädchen zurückgekommen, die mich einst so innig geliebt und deren Liebe ich mich so unwürdig gemacht habe! O Veronica, Veronica! Einfaches, edles Mädchen! Dich habe ich von mir gestoßen! Du warst mir zu bescheiden, zu gering — ich sehnte mich, auf den Gipfel irdischer Höhe zu kommen! Da bin ich nun, — da hab' ich nun, was ich gesucht: Geist, Gold, Rang, einen Palast, aber Untreue, Lüge, Heuchelei, Ehebruch! Wäre ich ein Köhler im Walde und hätte ich nur Veronica zur Seite, ich wäre der seligste Mensch unter der Sonne!"

Leonie brach in ein höhnisches Gelächter aus.

Da erschien Ravizetti wieder und meldete, daß das requirirte Militair bereits im Hause untergebracht worden sei.

Oskar fuhr zusammen und sagte, seiner Frau mit der Hand zuwinkend, in Hast:

„Adieu, Leonie, ich reite zurück nach Perugia!"

Er stürzte zur Thüre hinaus, ohne ein Wort der Erwiderung von seiner Frau erhalten zu haben.

Da knarrte die Thür von jener Seite, wo eine lange Zimmerreihe zum Saal mit der Marmornische führte, hinter welcher der Cardinal verschwunden war.

Leonie erbebte. Sie hatte heute zum ersten Mal etwas von der Existenz des geheimen Ganges erfahren und wußte nicht, ob er einen Ausgang habe, oder ob er nur ein Versteck bilde.

Da erschien der Cardinal, mit raschen Schritten vortretend.

Leonie stürzte ihm entgegen und konnte nur mit größter Mühe die freudige Bewegung zurückhalten, von welcher sie erfüllt war. Sie mäßigte sich nur aus Rücksicht auf den da=

stehenden Zeugen. Sie begnügte sich, Sansovini's Hand zu fassen, und sagte:

„Nur ein Unglücksfall, der in unserer Nähe passirt ist und uns nichts angeht."

„Ich weiß die Hauptsache bereits," sprach der Cardinal. „Mich hat es nicht lange da drin gelitten. Ich stand schon lange an dieser Thüre und habe die Ausbrüche Ihres Gemahls und auch den Bericht Ravizetti's behorcht. Einige Lücken abgerechnet, bin ich ziemlich au fait. Was ist vorgefallen, Ravizetti?" wandte er sich an den Genannten. „Sprechen Sie in aller Kürze. Wie steht's?"

Ravizetti erzählte, was er im Wesentlichen kurz zuvor seiner Gebieterin berichtet hatte.

Als er zu Ende war, sagte der Cardinal:

„Sie können gehen. Entfernen Sie die Leute. Ich will das Opfer der Banditen sehen."

Ravizetti verließ das Zimmer, zu thun, wie ihm befohlen.

„Die Sache," sprach der Cardinal zu Leonie, die an seine Brust gesunken war, „wird nicht so harmlos sein, als sie aussieht und wie man glaubt —"

Er hielt inne, die Stirne faltete sich finster und gedankenvoll.

„Du meinst?" flüsterte Leonie erschrocken.

„Ich meine — ich meine," sprach der Cardinal. „Meine Vermuthungen sind kühn — doch — ich will hinabgehen und mit meinen eigenen Augen schauen. Mein heutiger Verfolger — das Verbrechen am Gartengitter, wo ich aus und ein zu gehen pflege — das ominöse Gerücht, ich sei erdolcht worden — und ich zögere nicht beizufügen — das Erscheinen Deines Mannes in dem verhängnißvollen Momente — das sind Dinge, corpo di Bacco, die nicht der bloße Zufall aneinanderreiht!"

„Mein Mann?" rief Leonie zurückfahrend, „Du traust ihm eine solche That zu — solche Verwegenheit? Meine Meinung über ihn ist eine niedrigere..."

„Ueberschätze nicht eine That," versetzte der Cardinal, „die man in unserem Lande kinderleicht mittelst Banditen ausführt.

Da braucht man kein Catilina, kein Fieschi zu sein, man braucht nur Scudi. Laß mich hinuntergehen."

Er verließ das Zimmer, in welchem Leonie zurückblieb, der vollen Aufregung überlassen, in welche sie der auf ihren Gemahl geschleuderte Verdacht gebracht hatte.

Im Vorzimmer des Verwundeten angekommen, fand der Cardinal daselbst den Arzt und einen Polizisten, welche sich dahin auf den ihnen ertheilten Wink des Haushofmeisters zurückgezogen hatten.

„Lebt er?" fragte Sansovini den Arzt.

„Er lebt," war die Antwort, „aber das Morgengrauen wird er nicht sehen. Er hat fünf Wunden, darunter nur eine tödtliche, aber diese macht alle anderen überflüssig —"

Er wollte fortfahren, jedoch der Cardinal wandte sich an den Zweiten, den er an seiner Uniform als einen Polizisten erkannt, mit offenbar höherem Interesse, indem er ihn fragte:

„Haben Sie herausbekommen, wer er ist und wie er heißt?"

„Er ist von den Vielen, die ihn schon in Augenschein genommen, zur Stunde noch nicht erkannt worden, Eminenz. Uhr und Geld fanden sich nicht bei ihm, jedoch diese Papiere —"

Er reichte sie dem Cardinal, der sie ihm abnahm und sagte:

„Auf die Papiere ging man nicht aus — also Straßenräuberei —"

Der Polizeicommissär zuckte die Achseln.

„Hat er nichts gesprochen?"

„Ich saß die ganze Zeit lang zu Häupten seines Bettes, um für den Fall, daß er reden sollte, Etwas zu erfahren, was die dunkle That aufhellen könne. Er war aber bisher wie leblos; erst seit einigen Minuten verlangte er lispelnd mehrmals Wasser."

„Ist er mit den Sterbesacramenten versehen worden?"

„Der Geistliche wird jede Minute erwartet."

Der Cardinal ging in das Zimmer, wo der Sterbende lag, hinein. Keiner der Beiden wagte es, da eine Aufforderung unterblieben war, ihm zu folgen.

Es war ein gräßlicher Anblick. Ein schöner Männerkopf, vom Blutverlust blaß, sah aus der Bettdecke hervor, die überall mit rothen Flecken besudelt war.

Der Cardinal fuhr erschrocken zurück, trat aber mit einem Kraftanlaufe dem Bette näher.

Er sah — er erkannte den Abbé Negroni.

„Großer Himmel!" rief der Cardinal unwillkürlich laut. „Sie sind das Opfer!"

Der Sterbende schlug die Augen auf, seine Lippen regten sich.

Der Cardinal ergriff seine Hand.

„Reden Sie," sagte er, „reden Sie, lieber Negroni! Ich will Sie rächen!"

„Ich war," — flüsterte der Sterbende sehr mühsam — „Ihr Schild —"

„Sie glauben?" sagte der Cardinal. „Unglücklicher, Sie haben die Stöße aufgefangen, die mir gegolten haben? Was bringt Sie darauf? Kennen Sie einen der Mörder?"

„Nein —" lallte und stotterte der Sterbende. „Banditen!"

„Nicht Mazzinisten?"

„Nein, nein," lautete die schwer verständliche Antwort. „Brutus stiehlt nicht."

„Ich will Sie rächen, liebster Freund! Haben Sie mir nichts Wichtiges anzuvertrauen?"

„Mein Portefeuille —" stöhnte der Sterbende — „in Giuseppe's Hand — auch Entwurf zum Syllabus — die Negronis — ein unglückliches Geschlecht — sterben auf ihrem Wege — vollenden Sie — vollenden Sie — Sie — Adieu — ich grüße —"

Er that in diesem Momente einen Seufzer und hatte zu leben aufgehört.

Der Cardinal kam erst gegen Morgen in sein Palais zurück.

Achtzehntes Kapitel.

Zeigt Herrn von Rack im Verfolgen seiner Lieblingsneigung.

Einer der eigenthümlichsten Pilger, die Rom kurz nach der Zeit, in welcher sich die eben erzählten Vorfälle zutrugen, innerhalb seiner Mauern beherbergte, war unstreitig Freiherr von Rack. Es war nicht etwa seine Frömmigkeit und Anhänglichkeit an das Concordat, die ihn dahin geführt hatten, es fiel ihm auch nicht ein, dem Papste in seiner Bedrängniß sein Vermögen als Peterspfennig zu Füßen zu legen. So reich war der Herr Bezirkshauptmann nicht, um durch Selbstberaubung den heiligen Zweck auf eine ausgiebige Art zu fördern. Er beguügte sich damit, sein Fleisch und Blut zu opfern, oder deutlicher gesprochen, er hatte seinen achtzehnjährigen Sohn mitgebracht, um diesen als Officier in der päpstlichen Armee zu versorgen.

Es hatte ihn aber auch unbewußt, und doch vielleicht am stärksten, ein anderes Motiv zum Besuch der ewigen Stadt aufgefordert.

Es ist um Passionen eine eigene Sache. Jedermann weiß, was sich leidenschaftliche Jäger für Strapazen aufbürden können, um ein besonderes Wild vor den Lauf ihrer Flinte zu bekommen. Alpenfreunde wagen Knochen und Leben, um auf eine noch unerstiegene Bergspitze ihren Fuß zu setzen. Naturforscher richten ihre Augen mit dem Mikroskop zu Grunde. Streitige Fragen der Geographie aufzuhellen, kämpft ein Reisender mit allen Schrecken des Polarklimas, sucht ein Anderer seinen Weg bis an die Binnenseen Afrikas. Die Sprachursprünge seines Vaterlandes aufzudecken, lebt Csoma Körösy jahrelang als Mönch in einem Kloster Thibets, wandert Vanbery durch die heißen Steppen Kurdistans.

Herr von Rack hatte die Passion, den Knäuel geheimnißvoller Thatsachen zu entwirren und Verbrechen aufzudecken;

er hatte seine Meisterschaft in diesem Fache schon oft bethätigt. Jetzt war bei ihm die Verfolgung Burda's zur fixen Idee geworden. Der von Regen triefende Mann, vor welchem, als er ihm im Wirthshause „zum weißen Fuchs" gegenüber=saß, sein polizeilicher Genius gestutzt und verwundert auf=gefahren, war seitdem der unabläßig auftauchende Gegenstand seiner Gedanken und das Ziel seiner Forschungen, deren Re=sultate gegenwärtig eine erdrückende Beweiskraft erlangt hatten. Seitdem der Mensch, eine Zeitlang wie verschollen, in Rom aufgetaucht, waren Herrn von Rack's Blicke fort=während nach Rom gerichtet. Die Entdeckung wäre genügend gewesen, ihn, wenn auch gar kein anderer Zweck damit ver=bunden gewesen wäre, zu einer Romfahrt aufzufordern.

Der wackere Pilgrim war also kaum in der heiligen Stadt angelangt, als er sich schon, mit gehörigen Legitimationen ausgerüstet, auf die Piazza di Monte Ciborio begab, um sich mit der römischen Polizei in Beziehung zu setzen.

Hier erfuhr er, daß Burda, welcher sich mit kurzen Unter=brechungen seit ungefähr vier Monaten in Rom aufhalte, seit einigen Wochen ein Werbebüreau in der Via Condotti er=öffnet habe.

Sogleich machte sich Herr von Rack auf, ihm seinen Be=such zu schenken. Er nahm hiezu seinen Sohn mit, der zwar in nichts eingeweiht, aber trotz seiner Jugend ein stämmiger, kraftvoller Bursche war, der allerdings einen trefflichen Leib=gardisten abgeben konnte, wenn wider alles Vermuthen ein zu Allem fähiger Mensch wie Burda etwa eine Gewaltthat versuchen wollte.

Es war in den ersten Stunden des Vormittags, als Vater und Sohn das ihnen bezeichnete Haus in der Via Condotti aufsuchten und fanden.

Burda pflegte gegen zwölf Uhr auszugehen und für den ganzen Tag, in der Regel auch für einen Theil der Nacht unsichtbar zu werden; jetzt war er noch auf seinem Zimmer. Und wiewohl er keinen der beiden Gäste kannte, empfing er sie dennoch mit einer eigenthümlichen Verwirrung, welche nur als die Unruhe eines immer etwas fürchtenden Gewissens zu erklären war. Die gemüthvolle, joviale Miene, welche Herr

von Rack sogleich beim Eintreten angenommen und förmlich zur Schau trug, schien nicht im Stande, diese Beunruhigung zu vermindern.

Herr von Rack, welcher mit seinem Sohne die ihm höflich angewiesenen Plätze eingenommen, begann:

„Sie sehen zwei Landsleute vor sich. Wir sind Beide Böhmen. Mein Name ist Freiherr von Rack — vielleicht Ihnen schon bekannt —“

„Gewiß,“ stotterte Burda mit mühsamer Fassung. „Name mir sehr bekannt. Wenn ich nicht irre, Bezirkshauptmann in Kraßnitz —“

„Ich bin es nicht mehr,“ sagte Herr von Rack, Burda geflissentlich unterbrechend. „Ich bin gottlob, nahe daran, nach einer langen, an Plagen reichen Laufbahn meinen wohlverdienten Ruhestand zu genießen. Unter diesen Umständen allein ist es mir möglich, eine Reise nach Rom zu machen, auf welcher ich sowohl den Drang meiner väterlichen Gefühle, als den Eifer eines guten Katholiken bethätige. Hier — mein Sohn —“

„Ein herrlicher junger Mann!“ rief Burda von seiner Besorgniß zu einer immer vertrauensvolleren Stimmung gelangt. „Sie wollen ihn gewiß in die päpstliche Armee einreihen — da bitte ich über meine Dienste zu verfügen.“

„Danke!“ versetzte Herr von Rack. „Mein Sohn ist durch eine mächtige Vermittelung in Oesterreich bereits als Officier untergebracht — ich begleite ihn nur —“

„Darf ich dann fragen,“ sagte Burda, und ein Ton der Beunruhigung schlug wieder in seiner Stimme hervor, „was mir die Ehre giebt, Sie bei mir zu sehen?“

„Eine mir sehr befreundete Familie hat mir den Auftrag mitgegeben, ihrem Sohne einen ähnlichen Platz hier zu erwirken, wie ihn mein Sohn bereits inne hat. An wen kann ich mich besser wenden, als an Sie, der mir durch seine Verbindungen auf das Wärmste empfohlen worden ist?“

„Sehr schmeichelhaft,“ entgegnete Burda, dessen Stimme wieder unsicherer geworden. „Doch — wie verdiene ich das? Ich habe mein Büreau erst seit Kurzem etablirt — ich begreife



nicht, wie man in der Ferne schon so genau wissen kann, was ich hier treibe —"

„Ich weiß es aber auch seit gestern erst," versetzte Herr von Rack mit Absichtlichkeit. „Erst hier auf dem Platze habe ich es erfahren — erst seit gestern weiß ich, daß ich mich hier an den geeignetsten Mann wende —"

„Wer hat mich empfohlen?"

„Zwei Maler. Ich habe gestern zufälligerweise im Café zwei deutsche Maler gesprochen."

„Zwei deutsche Maler?" brummte Burda nachsinnend. „Wer mögen die sein? Wiener? Ich kenne keinen Maler."

„Vermuthlich — nach dem Dialekt zu schließen — Wiener. Sie hatten aber auch nur von Ihrem Büreau gehört. Ich entsinne mich nicht, daß sie gesagt hätten, daß sie Sie persönlich kennen —"

„So, so," murmelte Burda, ungewiß, was davon zu halten sei. „Befindet sich der junge Mann, für den Sie die Officierstelle suchen, hier?"

„Noch nicht," war die Antwort. „Doch muß er jeden Tag eintreffen —"

„Seine Gegenwart ist eine Hauptsache und Hauptbedingung. Ich glaube keine leeren Versprechungen zu machen, wenn ich ihm einen sichern Erfolg in Aussicht stelle. Man braucht Leute —"

„Er ist aus einer reichen, sehr reichen Familie," sagte Herr von Rack, scheinbar im gutmüthigsten Tone. „Sein Vater ist ein bedeutender Juwelier in Wien — Sie werden ihn vielleicht dem Namen nach kennen —"

„Wie heißt er?" fragte Burda auffallend rasch.

„Vincenz Kreßner."

„Den kenn' ich nicht!" rief Burda in einer so lauten Weise, wie wenn man etwas mit Heftigkeit ableugnet.

„Man braucht nicht alle Leute zu kennen," sagte Rack. „Doch um auf den jungen Kreßner, Adolar Kreßner, wieder zurückzukommen, so muß ich bemerken, daß er in unserer Gesellschaft nach Rom gekommen wäre, wenn ihn nicht ein Unfall auf einige Tage an's Bett gefesselt hätte — eine Verwundung —"

„Duell? Oder dergleichen?“

„Doch nicht. Es handelte sich um einen Vorfall, der ein paar Tage lang die Aufmerksamkeit der Wiener Journale und des Publikums in Anspruch genommen hat. Es verlautete in verschiedenen Versionen —“

„Seltsam, daß ich davon nichts weiß. Ich lese täglich mindestens eine Wiener Zeitung — aus Gewohnheit, als eingefleischter Oesterreicher —“

„Man übersieht das,“ versetzte Herr von Rack. „So geht es mir selbst oft. Man übersieht die oder jene Notiz, auf welche uns das Tagesgespräch nicht selbst aufmerksam macht. Die Sache selbst ist ohnehin ohne alle weitere Bedeutung und schon so gut, wie nicht dagewesen. Mein Gott, es handelt sich um eine nicht allzu schwere Verletzung, die der junge Kreßner erlitten, und um eine arme, alte, alleinstehende Frau —“

Burda fuhr empor, wohl an seine Frau gemahnt, auf die das passe und die damit vielleicht gemeint sein konnte, und rief:

„Ja, ja, richtig, ich erinnere mich dunkel, etwas derart gelesen zu haben. Doch bitte ich, meinem Gedächtniß mit einigen Worten nachzuhelfen!“

„Mit Vergnügen,“ versetzte Herr von Rack. „Die Sache ist diese. In einer der Vorstädte — in welcher weiß ich nicht — wohnte seit längerer Zeit ein blutarmes altes Weib. Einige sagten, sie sei Wittwe, Andere, ihr Mann habe sie verlassen, ohne für sie zu sorgen. Doch dem sei, wie ihm wolle, die Frau wurde aus Noth und Elend tiefsinnig und schwermüthig, bis endlich eines Tages der Wahnsinn auf folgende Weise bei ihr zum Ausbruch kam:

„Sie erschien im Laden des Juweliers Kreßner, dessen Sohn sich eben allein dort befand, und verlangte von ihm die Herausgabe gewisser Juwelen, welche sie bei ihm vor einiger Zeit verkauft haben wollte. Sie beschwor ihn zuerst demüthig bittend darum und gab tausend bedenklich klingende Ursachen, warum sie auf der Rückerstattung der Juwelen bestehen müsse. Der junge Kreßner, der gar bald den geisteskranken Zustand der vor ihm stehenden alten Frau merkte, wollte sie beruhigen und sanft fortweisen, da wurde sie aber

sehr ungestüm und forderte tobend und drohend, was sie bittend nicht erlangt. Das Weib hatte nämlich die fixe Idee, daß ihre Schwester ermordet und nachher beraubt worden sei —"

Bei diesen Worten wurde Burda, dessen Aufmerksamkeit eine sehr aufgeregte gewesen, vor Bestürzung starr wie eine Leiche. Er saß, die Augen weit geöffnet, reglos da, unfähig, ein Wort zu sprechen.

Herr von Rack, der geflissentlich diese Pause einer zwar nicht auffälligen, aber desto schärferen Beobachtung hatte eintreten lassen, fuhr in ungenirtem Erzählertone fort:

„Die alte Frau stürzte dem jungen Kreßner endlich zu Füßen, umklammerte ihn fest und beschwor ihn, sie nicht an den Galgen zu liefern. Der junge Mann, der sich nur mit Anstrengung von ihr freigemacht hatte, zog rasch die Klingel, um sich Beistand zu verschaffen, aber die Alte war ihm nachgelaufen, hatte eine auf dem Comptoirtisch liegende Papierscheere ergriffen und führte mit derselben von hinten einen Stoß nach ihm. Der junge Mann, am Halse verwundet, fiel ihr gleich in die Hand — doch wer kann mit einer Rasenden ringen? — Gott weiß, wie es geendet hätte, wenn nicht Leute herbeigesprungen wären und sich des Weibes bemächtigt hätten!"

„Hm, hm," murmelte Burda, auf welchen die Geschichte eine vernichtende Wirkung hervorgebracht hatte. „Niederschlagen sollte man eine solche verrückte Bestie!" fügte er nach einer Weile hinzu.

„Das Weib wurde," fuhr Rack fort, „in's Irrenhaus transportirt."

„Niederschlagen sollte man eine solche Bestie," unterbrach ihn Burda mit derselben Vehemenz, wie früher. „Niederschlagen, nicht aufbewahren!"

Herr von Rack nahm diese Unterbrechung nicht übel, weil er sie als ein unschätzbares Symptom eines vor Strafe zitternden Schuldbewußtseins betrachtete, und erzählte ganz gemüthlich weiter:

„Im Irrenhaus hatte das Weib auch lichte Momente —"

Burda unterbrach ihn abermals heftig:

„Da mag der Teufel unterscheiden, was licht und was dunkel ist! Im Uebrigen ist das eine Geschichte, die nicht zu den seltenen gehört. Ich entsinne mich übrigens, sie gelesen zu haben — zwär ganz flüchtig — mein Gott —“ er stellte sich einen Moment, als ob er nachsinne. „Wie lange mag es wohl her sein, daß sich die Sache zugetragen? — Vorige Woche, meine ich —“

„O nein,“ sagte Rack. „Drei Wochen ist es gewiß her.“

„Ja, drei Wochen. Sie haben Recht.“

„Wie hat denn doch das Weib geheißen? Ich meine, Anna Kralik —“

„Ich weiß es in der That nicht,“ gab Herr von Rack zur Antwort. „Die Sache hat keine Wichtigkeit. Ich hätte sie vergessen, wenn nicht eben, wie gesagt, der Freund meines Sohnes, der junge Adolar Kreßner, dabei so übel weggekommen wäre —“

„Ja, jetzt bin ich dem Vorfall auf der Spur,“ sprach Burda. „Die Alte schwatzte dasselbe dumme Zeug im Irrenhause weiter — doch —“ schloß er, Rack mit besonderer Aufmerksamkeit anblickend — „hat man nicht gehört, ob die Verrückte wieder zu heilen ist?“

„Die Frage ist beantwortet,“ lautete die Antwort. „Die Paroxysmen steigerten sich von Stunde zu Stunde, am dritten Tage war sie todt!“

„Todt?“ rief Burda mit weitgeöffnetem Munde nach, während sich sein ganzes, krampfhaft zusammengezogenes Gesicht glättete und sogar einen freudigen Ausdruck annahm. Seine beklemmte Brust bekam sichtlich Luft.

Der Bezirkshauptmann nahm auch von diesem plötzlichen Umschlag der Stimmung Burda's im Stillen Act und sagte nach einer kleinen Pause:

„Sie sprachen, Herr Burda, vorhin die Vermuthung aus, daß die Frau wohl im Irrenhause denselben Unsinn weitergeschwatzt habe, wie im Laden des Juweliers. Diese Vermuthung ist ganz richtig. Natürlich! Es war eine fixe Idee, zu glauben, daß sie ihre Schwester umgebracht habe. Wie? hat sie nicht gesagt. Wohl aber vom Raube gesprochen — von Staatspapieren, goldenen Brochen, Bracelets u. s. w.

Nun aber, lieber Herr Burda, hören Sie das Merkwürdige. Hören Sie! Dieses wahnsinnige Geschwätz spielt auf eine wirkliche Thatsache an, auf ein trauriges Familienereigniß, dem es eine überraschend neue Deutung giebt! Die Schwester der Verrückten ist nämlich wirklich — vor nicht gar zu langer Zeit aus dem Fenster gesprungen, aus Schwermuth, wie man bisher geglaubt, und seit dem Augenblicke dieser That sind alle Kostbarkeiten, die sich auf ihrem Zimmer, in ihrem Büreau befanden — verschwunden."

„Nun," fiel Burda höhnisch in's Wort, doch so, daß man seine Bestürzung heraushörte, „wird man einer Tollen, die todt ist, vielleicht den Proceß machen wollen?"

„Sie sind bei Humor! Sie sind bei Humor!" sagte Herr von Rack zu Burda's Beschwichtigung. „Sie müssen aber doch selbst eingestehen, daß das Zufallsspiel seltsam ist, daß es den Leuten Anlaß zu allerlei Combinationen giebt. Natürlich Leuten, welche die näheren Verhältnisse nicht kennen. Nun, sehen Sie! Den Namen der Wahnsinnigen weiß ich nicht mehr — der ist ganz obscur — jedoch den ihrer Schwester, die zum Fenster hinausgesprungen — wie Viele meinen, zum Fenster hinausgestürzt wurde — habe ich mir gemerkt. Ein altadeliger Name: Frau von Weyher —"

„Weyher —" rief Burda zusammenfahrend und mit beiden Händen an seinen Kopf greifend, wie wenn er ihn zusammendrücken wollte.

„Mein Gott, was ist Ihnen?" rief Herr von Rack, mit einer gar sonderbaren Art von Theilnahme.

„Nichts, nichts!" gab Burda sich erhebend zur Antwort und fuhr nach einer kleinen Pause, in welcher ihm wieder Fassung zugekommen, um seine verrathene Aufregung zu bemänteln, also fort:

„Weyher! So oft man diesen Namen nennt — jedesmal fahre ich mit gleicher Wuth wie jetzt empor und bin plötzlich Feuer und Flamme! Den Namen Freiherr von Weyher trägt einer der größten Schurken, die diese Welt beherbergt. Durch ihn bin ich unglücklich geworden, ich werde bei Nennung dieses Namens noch auf dem Sterbebette wüthend werden, wenn ich die heiligen Sacramente empfange! Dieser Weyher hatte

eine Frau, eine tolle, liederliche Person, die mit ihm in Zank und Hader lebte, bis Eins vom Andern nichts mehr wissen wollte. Wäre er es gar — der seine Frau —“ er hielt hier zaghaft inne — „doch nein,“ sprach er weiter, „dieser Halunke wird irgendwo im Zuchthause sitzen, vor zwanzig Jahren ist er schon — ich glaube wegen Diebstahls — aus der Armee ausgestoßen worden —“

„Vielleicht ist er Schuld, wohl möglich,“ bemerkte der Bezirkshauptmann. „Kannten Sie vielleicht seine Frau?“

„Nur nach dem vielen Schlechten, das ihr alle Welt nachgeredet hat,“ antwortete Burda nach einigem Zögern. „Es soll kein gutes Haar an ihr gewesen sein — ebenso wenig wie an ihrem Manne. Man hat erzählt, dieser Mensch, der elende Weyher, der lange verschollen war, sei kurz vor ihrem Tode plötzlich erschienen — arm, zerlumpt, — seit einiger Zeit lebt er auf noblem Fuße, und ich habe Jemanden gesprochen, der ihn gesehen hat, wie er mit einem feinen Einspänner fuhr — im Prater zu Wien, hoch auf dem Bocke —“

„Sollte das wirklich wahr sein?“ rief der Bezirkshauptmann mit gespielter Ueberraschung.

„Factum! Thatsache! Darauf kann man sich verlassen.“

„Darauf,“ versetzte Herr von Rack, „sollten die Behörden in der That aufmerksam gemacht werden, das ist wirklich frappant.“

„Ich verdächtige ihn nicht!“ rief Burda, „wiewohl der Mensch das Alles zu verüben im Stande ist. Ich werfe nur meine Meinung hin. Die Weyher war eine überspannte Person. Ihre Schwester ist verrückt geworden — das zeigt so einen erblichen Wahnsinn — ich meine einen Wahnsinn, der in der Familie grassirt. Aber —“ fuhr er in einem weniger leidenschaftlichen Tone fort, „wir haben mit dieser Geschichte viel Zeit verloren.“ Er sah nach der Uhr. „Ich werde im Kriegsministerium erwartet. Ich will Sie, Herr Baron, noch im Laufe des Tages besuchen, und da wollen wir die Angelegenheit des jungen Kreßner gleich in's Reine bringen —“

„Sehr schön!“ erwiderte Herr von Rack. „Hier ist meine



Karte. Ich wohne Hotel Spillmann, Via della Croce. Ich werde Sie erwarten."

Die beiden Gäste verabschiedeten sich.

Als Rack draußen auf der Straße war, blieb er, wie um sich zu sammeln, einen Augenblick stehen. Zu sich sagte er: „Eine solche Scene erleben — das Alles auf einem Gesichte zu lesen — diese Emotionen — ihr Spiel, ihren Kampf — o, es ist interessant, interessant! — Ich könnte von Rom abreisen, ohne die Peterskirche gesehen zu haben, und würde doch sagen: ich bereue meine Reise nicht!"

Neunzehntes Kapitel.

Was der Morgen für Burda noch Weiteres bringt.

Als Burda, welcher seine beiden Besucher bis an die Treppe hinausbegleitet hatte, in sein Zimmer zurückgekommen war, gerieth er ganz außer sich und fiel vor Bestürzung und Verzweiflung auf's Sopha hin.

Nach einer Zeit sprang er wieder wild empor und begann im Zimmer finster brütend auf und ab zu toben.

„Ich Dummkopf!" rief er. „Wo ist mein Verstand? meine Geriebenheit? meine List? Wenn dieser Rack nichts ahnte, als er kam, so habe ich ihn durch mein Betragen allein auf die schlimmsten Gedanken bringen müssen. Aber nein, nein, nein! Er ist ein alter, mit allen Wassern gewaschener Schurke von Polizeimann! Wenn ich mich durch meine dummen Aussagen in Verdacht gebracht habe, so verdiene ich nicht nur, daß man mich hängt, sondern auch noch zuvor viertheilt. Ob er etwas ahnt? Die Geschichte gefällt mir nicht. Und wenn er auch nichts ahnt, so habe ich so gesprochen, daß er bei nächster Gelegenheit, wenn die Rede auf mich kommt — in Wien oder anderswo — den schwersten Verdacht schöpfen muß... Er spricht von der alten, verrückten Frau — da brauche ich doch wohl nicht mehr zu zweifeln, daß von meinem

Weibe die Rede ist, aber ich brauche mich auch nicht zu melden — aber daß ich die Weyher verleugne — meine Schwägerin, auf deren Namen ich bei so vielen Leuten Schulden gemacht — das ist die Dummheit aller Dummheiten, ein Hauptfehler, der meinen Kopf auf's Spiel setzt...

„Doch konnte ich mich zur Bekanntschaft mit der Weyher bekennen — an und für sich — ohne vorher die Verrückte als mein Weib anerkannt zu haben?...

„Daß ich aber über den Gatten, den Weyher, so gesprochen, das setzt meiner Dummheit die Krone auf! Was erreiche ich dadurch, daß ich ihn verdächtige? Entweder glaubt man, was ich sage, dann macht man eine Sache zur Untersuchung reif, die besser begraben bleiben sollte. Glaubt man es nicht, so lenke ich auf mich selbst den Verdacht. Ich war schrecklich ungefaßt — dieser Mann mit dem confiscirten Gesicht, sein cordialer Ton, der etwas so Unheimliches hat, sein Blick — Alles hat mich verwirrt...

„Doch müßiges Zeug, jetzt nachzugrübeln, was ich zweckmäßig gesagt und was ich unzweckmäßig, albern, dumm gesagt habe — die Frage ist jetzt, wie steht es um meinen Kopf?“

Der Tag war hell, die Sonne schien in's Zimmer, von der belebten Straße scholl der Lärm der Wagen, der Schrei der Verkäufer herauf.

Burda hatte in seinem halblauten Monologe innegehalten, er recapitulirte ganz im Stillen während eines längeren Nachdenkens die Gefahren seiner gegenwärtigen Situation, wie sich dieselbe seit den Eröffnungen des Freiherrn von Rack gestaltet hatte.

Dann rief er:

„Es steht miserabel mit mir! Mir wäre besser, ich wäre jetzt schon irgendwo in Hinterindien, in Borneo oder Java, in Sumatra unter den Menschenfressern, oder noch besser in den Polargegenden, wo noch kein Schiff durch die Eisklippen hingedrungen... Der Wahnsinn meiner Frau hat Alles aufgerüttelt, muß Alles aufrütteln — sich darüber noch Illusionen machen, heißt ein Narr sein! O warum habe ich ihr doch meine That gestanden?

„Dummer Vorwurf! Warum? Ich hatte sie ja nöthig beim Verkauf der Pretiosen!



„Zehn andere Gründe hatte ich noch — aber es zeigt sich auch, daß sie meines Vertrauens werth war! Sie hat erst gesprochen, als sie ihre Zunge mit dem wahnsinnigen Kopfe nicht mehr regieren konnte...“

Er schoß durch's Zimmer und warf sich plötzlich wieder auf's Kanapee.

„Wäre sie nicht von Sinnen gekommen,“ sagte er, „wie stände jetzt Alles so gut! Der junge Kreßner wäre nicht verwundet worden, Rack wäre nicht gekommen, hätte mir nicht den Kopf so heiß gemacht, und ich hielte mein Geheimniß noch für so gesichert, als es je gewesen...

„O Gott, was habe ich für ein Leben! Angst, nichts als Angst bei Tag und Nacht. Wenn mich Jemand scharf ansieht, jagt er mich in die Flucht. Höre ich Jemand die Treppe heraufkommen, denke ich schon an Gensdarmen!

„Wie kam ich doch zur verhängnißvollen That? Weiß Gott, daß ich sie eigentlich nicht beabsichtigt hatte. Mich hat nur die Gelegenheit verführt. Keine Seele hat mich gesehen — es goß vom Himmel — ich war allein mit ihr — sie sagte gerade, als der Wind die Balconthüre aufriß: wenn Sie Ihre Drohung, zum Domherrn zu gehen, nicht zurücknehmen, so springe ich hier vor Ihren Augen zum Fenster hinaus... Das sagte sie: hier zum Fenster hinaus! Das war das Stichwort — das sie mir zu ihrem Tode gegeben — zu ihrem Morde...

„Ich... ich... und es war gethan!“

Er sank vom Grausen der Erinnerung gepackt mit dem Gesichte auf das Kanapee nieder.

Da klopfte es.

Und ehe noch ein Herein gerufen oder ein Gedanke gefaßt werden konnte, flog die Thüre auf.

Aber es trat nur der Briefträger ein.

„Hier zwei Briefe mit der Stadtpost —“ sagte er — „hier ein Brief aus Wien. Wie Sie aus den vielen Poststempeln sehen, ist er schon durch halb Europa herumgeirrt. Der Absender, der offenbar Ihre Adresse nicht gewußt hat, hat ihn ursprünglich nach Triest dirigirt —“

„Ganz recht, aber nun ist er da,“ gab Burda, den Gleich-

gültigen spielend, zur Antwort, während die größte Unruhe und Neugier in ihm tobte. „Ich war ja auch in Triest —"

„Macht neun Paoli und sechs Bajocci —"

„Hier ist ein Scudo!"

Er warf ihn auf den Tisch.

„Grazie, Signor!"

Erst als der Briefträger sich entfernt hatte, sah Burda die Adresse näher an.

Er stutzte, er glaubte, daß ihn die eigenen Augen betrögen.

Es waren die Schriftzüge seiner Frau, die Rack für wahnsinnig und todt erklärt hatte.

„Was ist das?" rief Burda. „Nach Herrn von Rack's Reden hat sich der Vorfall mit dem jungen Kreßner bereits vor mehreren Wochen zugetragen — drei Tage später soll die Frau gestorben sein — der Poststempel dieses Briefes datirt kaum zwei Wochen zurück."

Das war in der That höchst räthselhaft, oder vielmehr höchst verdächtig.

Burda riß das Couvert vor Ungestüm zitternd auf.

Der Brief war wirklich von seiner Frau!

Er lautete mit Uebergehung einiger Abschweifungen und Unwesentlichkeiten folgendermaßen:

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Du schriebst zuletzt, daß Du nach Triest reisest und in einigen Tagen nach Wien kommst.

„Allein seitdem sind zwei Wochen vergangen.

„Du kommst nicht, schreibst nicht und weißt doch, daß Du mir keinen Pfennig zu Hause gelassen.

„Ich bin in der äußersten Noth und Bedrängniß und muß denken, daß Du mich vor Hunger zu Grunde gehen lassen willst.

„Es könnte Dir freilich nur gelegen sein, wenn ich umkäme, bedenke aber doch, ob es klug von Dir ist, mich so auf's Aeußerste zu reizen...

„Ich habe gar nicht geglaubt, daß Du nach Triest gereist seiest, aber da höre ich von Jemandem, daß er Dich dort im englischen Hofe gesehen hat! Du sollst sehr lustig gewesen sein und Champagner getrunken haben.

„Champagner, während ich selbst nicht einmal trockenes Brod habe!

„Aber was läßt sich von Dir, Elender, erwarten? Von Deinem Gefühle nichts, das weiß ich.

„Ich muß Dich also mit den Mitteln angreifen, deren Gebrauch ich von Dir gelernt habe.

„Also höre: ich muß Dir drohen! Vom Tage der Absendung dieses Briefes warte ich noch vier Tage. Wenn keine Antwort kommt, so mache ich die Anzeige von Deiner Schurkerei und Deinen Verbrechen."

Als Burda mit immer wachsendem Entsetzen die voranstehenden Zeilen zu Ende gelesen hatte, rief er:

„Das ist fürchterlich! Das ist entsetzlich! Vielleicht hat sie bereits die Anzeige gemacht! Rack hat mich auch überlistet. Der Boden weicht, klafft, bricht überall unter mir. Ich muß fort, schnell, ohne Säumen, heute noch, gleich!"

Er sprang auf.

„Ich brauche aber Reisegeld — und mit meiner Börse sieht es traurig aus. Dennoch muß ich fort — fort — fort!"

Er stand sinnend da.

„Aber nur nicht den Kopf verloren! Besinnung, Burda, Besinnung! Du hast schon oft bewiesen, daß Du aus den ärgsten Lagen herauszuschlüpfen verstehst... Besinnung! Besinnung!"

Er ging im Zimmer hin und her.

„Vorerst also muß ich nachdenken, wie ich mir Geldmittel schaffe?... Nun, nun, ich habe ja noch Kostbarkeiten aus dem blutigen Vermächtniß der Weyher. Bisher wagte ich noch nicht, sie in einen Verkaufsladen zu tragen. Jetzt muß ich's thun, muß es! Und was habe ich eigentlich dabei zu riskiren, da ich fliehen — weit, weit fliehen will? Es handelt sich darum, daß ich die Sachen verkaufe, gut verkaufe... Also auf und keine Zeit verloren!"

Er trat rasch an einen Schrank, öffnete ein Schubfach und zog aus demselben ein Etui hervor.

Es war ein polirtes, grün und schwarzgesprenkeltes Kästchen, auf welchem sich unter Glas eine Stickerei zeigte.

Es war das Handschuhkästchen der Frau von Weyher, die Stickerei war eine Arbeit Veronica's.

In diesem Kästchen hatte Burda den Rest der Früchte seines Raubmordes aufbewahrt.

Er war gerade im Begriff, es zu öffnen, als er das Geräusch die Treppe heraufkommender Männerschritte hörte.
Er fuhr zusammen, das Kästchen rasch in der Schublade versteckend.
Der Mann draußen war auf dem Vorplatz angekommen und schien sich an den Thüren zu orientiren.
„Was ist das?“ dachte Burda in der wilden Angst seines bösen Gewissens. „Wen sucht der Mann? Der Schlüssel ist drinnen. Soll ich die Thüre verriegeln und thun, als ob ich ausgegangen wäre? — Soll ich ihn hereinkommen lassen?“
Es klopfte.
„Herein!“ sagte Burda mit unsicherer Stimme.
Die Thüre ging auf, ein junger Mann in der Uniform eines höheren päpstlichen Officiers trat ein, die Kappe aufbehaltend.
„Bin ich hier bei Herrn Burda?“ fragte der Ankömmling.
„Das bin ich. Was verschafft mir die Ehre?“ fragte Burda mit einigem Muthe.
Der Officier nahm die Kappe ab, ging langsam vorwärts, ließ sich unaufgefordert nieder und sagte:
„Ich bin Oskar Wallberg, Oberst in der päpstlichen Armee. Ich wollte mit Ihnen sprechen. Sie sind ja der Schwager der verstorbenen Frau von Weyher?“
„Ja wohl,“ stotterte Burda voll banger Erwartung dessen, was kommen werde, noch ganz ohne Aussicht, wo das hinausgehen solle.
„Nun also, gut. Was hören Sie von Fräulein Veronica?“
„Mein Gott — von Fräulein Veronica. So gut wie nichts! Ich habe längst die Correspondenz mit der Familie abgebrochen... Die unsauberen Familenverhältnisse — sonstige Gemeinheiten —“
„Eine sonderbare Rede,“ brauste der Officier auf. „Frau von Weyher war eine der bravsten und besten Frauen, die ich je gekannt, eine langjährige Freundin meiner Eltern. Veronica ist ein Engel — Oder sind Sie nicht dieser Ansicht?“
Burda bedachte sich eine Weile, dann antwortete er:
„Ein Liebender sieht einen Engel in jedem Mädchen. Ein Liebender sieht einen Engel auch in Veronica. Ich habe das Mädchen nie besonders beachtet, doch weiß ich allerdings nichts von ihr, was schlecht ist.“
„Das glaub' ich, will's hoffen,“ sagte der Officier kurz

und schneidig. „Doch ich bin nicht hieher gekommen, um die Charakteristik einer Familie von Ihnen zu hören, die ich aus eigener Anschauung kenne — als höchst ehrenhaft kenne. Ich hörte, Veronica solle Braut sein. In Betreff dieses Punktes wollte ich etwas von Ihnen erfahren, Herr Burda."

„Das müßte sich in neuester Zeit so gemacht haben," erwiderte Burda. „Seit zwei, drei Wochen. Doch Sie stellen da Fragen an mich, wie wenn Sie noch immer der österreichische Oberlieutenant wären."

„O, ich wollte, ich wäre es noch!" rief Oskar mit einem tiefen Seufzer, indem er seinen Säbel klirrend auf den Boden stieß. „Ich wollte, ich wäre noch ledig und hätte alle diese Erfahrungen nicht gemacht! Mein Glück hat mich verlassen, als ich Veronica verließ!" Er hielt eine lange Weile, wie in Gedanken versunken, inne und rief dann laut: „O, wenn ich wüßte, daß sie mir verziehe und mich wieder an ihrem Herzen aufnehme — ich wollte von Rom bis zu ihr auf den Knieen wallfahren!"

Er senkte den Kopf trübsinnig.

„Hm, hm!" sagte Burda. „Sie sind verheirathet, Herr Oberst!"

„Ich bin so gut wie von meiner Frau geschieden —" sagte Oskar. „Sie haben doch von dem nächtlichen Ueberfall des Abbé Negroni gehört?"

„Allerdings, allerdings," versetzte Burda. „Ist man den Mördern auf die Spur gekommen?"

„Keineswegs," versetzte Oskar. „Man hat keine Ahnung darüber!"

„Manche Mörder haben ein rasendes Glück —" sagte Burda mit einem gewissen Neid.

„Man wollte mich darin verwickeln," sprach Oskar. „Man weiß, von welcher Seite das ausgeht! Jetzt liegt nichts gegen mich vor, als ein böswilliger Verdacht. Ich habe übrigens für jene Nacht ein ausgezeichnetes Alibi!"

„Ein Alibi," bemerkte Burda, „ist so viel werth wie die Unschuld."

„Das wäre allerdings genügend in Frankreich, Deutschland und Oesterreich. Hier im Lande der Willkür, in der zweiten Türkei, nützt es nichts, oder nicht viel. Man hätte

mich doch verurtheilen können, aber man hat sich damit begnügt, mir alle Concessionen, die man wünschte, durch die Pression eines mir angedichteten Verbrechens abzuringen..."

Er stand auf, ging im Zimmer auf und nieder und sagte dann ernst:

„Ich mußte in meine Ehescheidung willigen."

„Auch eine Abfindungssumme dabei?" fragte Burda. „Der Cardinal —"

„Die Abfindungssumme, die man mir angeboten, habe ich ihnen vor die Füße geworfen," entgegnete der Oberst.

„Da müssen Sie selbst sehr reich sein," warf Burda hin.

„Ja," rief Oskar, „ich bin allerdings reich! Reich durch das Bewußtsein, von einer nichtswürdigen Frau getrennt zu sein. Reich durch die Hoffnung, Veronica wiederzusehen und ihrer Liebe würdig zu werden! Ich habe nämlich vor, einen Urlaub anzutreten."

„Und das himmlische Mädchen zu besuchen?" sagte Burda. „Sie können es doch nicht heirathen!"

„Warum nicht?" sagte Oskar. „Sind wir hier nicht am Borne aller Ablässe und Gnaden? Ich bin nicht blos geschieden worden, meine Ehe wird wegen allerhand dabei vorgekommener Formfehler für null und nichtig erklärt werden. Das canonische Recht ist noch biegsamer, als jedes weltliche."

Burda war in der That nicht in der Laune sich über alle diese Dinge ruhig zu unterhalten. Er hatte das Gespräch bis hieher geführt, um hinter die Absichten seines Besuchers zu kommen, da er dieselben aber ganz harmlos fand, war er entschlossen, seiner bedrängten Lage gemäß zu handeln.

Er sagte:

„Ich habe nichts davon gehört, daß Veronica Braut sei. Sie wird es auch nicht sein. Das weiß ich aber, daß Sie von ihr leidenschaftlich geliebt worden sind. Meine Frau sagte mir oft, daß sie täglich um Sie weine!"

„Herr Burda," rief Oskar entzückt emporspringend und dem Menschen nahezu um den Hals fallend. „Wissen Sie das sicher?"

„Verlassen Sie sich darauf."

Indeß hatte es auf Burda's Gesicht von einem Gedanken gezuckt, die starren Züge belebten und glätteten sich, er trat

an den Schrank, öffnete das Schubfach und zog das Kästchen hervor, das er beim Eintreten Oskar's versteckt hatte.

„Was haben Sie da?" fragte der Officier.

„Andenken, Souvenirs. Theils directe Geschenke Veronica's und der Frau von Weyher an meine Therese, theils Ankäufe aus der Erbschaft des Freiherrn von Weyher, des sogenannten Vater Veronica's. Der leichtsinnige Mensch, der zur Erbschaft kam — wußte nicht wie — hat mir so Manches vor seiner Abreise verkauft. Da — so etwas —"

Er zeigte Oskar eine goldene Broche, auf deren feinemaillirter Goldplatte das Portrait Veronica's von einer Künstlerhand in Miniatur gemalt war.

„Veronica, als dreizehn oder vierzehnjähriges Mädchen!" rief Oskar. „O, welch ein liebliches Gesicht! welche himmlischen Augen! Was gebe ich Ihnen dafür, Burda? Die Broche da muß ich haben. Ich zahle Ihnen, was Sie wollen!"

„Da sind noch mehrere Sachen," sagte Burda, „die Sie alle interessiren werden. Diese müssen Sie aber auch alle mitkaufen, einzeln gebe ich nichts her."

„Ich kaufe Alles!" rief Oskar freudestrahlend, nachdem er jedes Stück einzeln gemustert. „Zum größten Glück habe ich eben heute Geld bei mir. Was soll es kosten?"

„Für mich," erwiderte Burda, „hat es zwar ein pretium affectionis — dennoch gebe ich es, da es in so pietätvolle Hände, wie die Ihrigen, kommt, für zweitausend Francs her."

„Sollen Sie haben! Zweitausend Francs! Da sind sie!" sagte Oskar, eine goldgespickte Börse aus der Brusttasche ziehend. „Und fünfhundert Francs gebe ich noch für das Kästchen, denn ich glaube, daß die Stickerei von Veronica ist."

„Allerdings, allerdings," sagte Burda.

„Ich erinnere mich, wie sie daran gearbeitet."

Er begann die funkelnden Napoleons auf den Tisch zu zählen.

Burda stand dabei, sah mit gierigen Augen zu, still über seine Schlauheit erfreut, Jemandem die Juwelen verkauft zu haben, der sie nicht weitergeben würde, hoch frohlockend, jetzt die Mittel zur schleunigsten Flucht zu besitzen.

Mit einem Male öffnete sich die Thüre, ohne daß ein

vorher vernommenes Geräusch die Nähe eines Menschen angezeigt hätte, es wurden mehrere Gensdarmen sichtbar.

Ihre Gewehre mit aufgepflanzten Bajonnetten starrten herein.

Wie ein aufgescheuchtes wildes Thier war Burda mit einem Satze in's Nebenzimmer gesprungen, das seine Schlafkammer war.

Aber er hatte es kaum verriegelt, als die Gensdarmen auch schon die Thüre zu erbrechen begannen.

Der Oberst stand im höchsten Erstaunen da, das Kästchen vor sich.

Der Eingang in die Schlafkammer war bald erbrochen.

Burda lag in der Mitte der Stube, ein halbgeleertes Fläschchen krampfhaft in der Hand festhaltend.

Er hatte sich mit Blausäure, die er immer bei sich trug, vergiftet.

* * *

So endete dieser Mensch, endete spät genug, der seine gefährlichen Talente auf seiner ganzen Lebenslaufbahn immer nur zum Verderben Anderer angewendet hatte.

Der Wahnsinn und der Tod seiner Frau war, wie der Leser längst errathen, nur eine Finte des Freiherrn von Rack gewesen, mit welcher er das Innere des schlauen Mörders sondirt hatte, um denselben gleich darauf mit aller Sicherheit verhaften zu lassen.

Zwanzigstes Kapitel.

Nimmt für immer Abschied von alten Bekannten.

Die groß und verwegen angelegten Pläne der Reaction in Bezug auf Italien waren sämmtlich gescheitert. Die Proteste der depossedirten Fürsten blieben, wie der Protest Oesterreichs gegen die Vereinigung der mittelitalienischen Staaten, wirkungslos. Der Versuch, der Regierung von Turin ihren neuen

Länderbesitz zu entreißen, mißlang, ebenso wie die Bildung einer großen katholischen Liga. Im April war das italienische Parlament mit großem Pomp in Turin eröffnet worden, es votirte mit Einstimmigkeit die Annexion der vereinigten Provinzen, Victor Emanuel bereiste sie unter dem Jubel der Bevölkerung und hielt seinen festlichen Einzug in das noch vor Kurzem päpstliche Bologna. In Sicilien gährte es, man protestirte gegen die Absendung neapolitanischer Truppen.

Die extremen Maßregeln, zu welchen eine fanatische Clique den heiligen Vater getrieben, versagten sämmtlich ihren Dienst, die Excommunication und die auf die Förderer der Revolution geworfenen Bannstrahlen verzischten wie Raketen; gerade die reactionärsten Bemühungen hatten den italienischen Einheitsstaat begründen helfen.

Louis Napoleon mußte einsehen, daß die Pläne der extremen Reaction in letzter Linie gegen ihn selbst gerichtet waren, und wußte seinen Feinden wirksam zu begegnen. Die Papiere, die durch den Pseudojesuiten Negroni dem franzosenfreundlichen Cardinal Sansovini in die Hände kamen und deren Inhalt sogleich nach Paris berichtet wurde, konnten nur eine Bestätigung dessen sein, was Napoleon längst geahnt. Er gab sofort die Idee einer italienischen Föderation auf, sie hatte sich eigentlich schon als undurchführbar bewiesen. Man mußte den nationalen Tendenzen, die so unerwartet mächtig herangewachsen waren, ihren Lauf lassen.

Den Bourbonen von Neapel war nichts geblieben, als ihre Angriffspläne gegen Piemont aufzugeben, sie mußten sogar so weit herabsteigen, um die Allianz mit Sardinien zu betteln. Aber das neue Italien fühlte sich ihnen gegenüber zu keiner Schonung berufen. Die Regierung ließ es unter ihren Augen geschehen, daß Garibaldi in Genua seine Leute zur Expedition nach Sicilien einschiffte. Unzweifelhaft hatten die Dampfer, welche abgesendet wurden, diese Expedition zu verhindern, die strengste Weisung, dieselbe zu verfehlen.

Während auf diese Weise die auswärtige Politik den österreichischen Staatsmännern nur die herbsten Enttäuschungen brachte, geschah nach Innen nichts und Oesterreich blieb in dem Zustande, wie es der unglückliche Feldzug zurückgelassen.

Es sah traurig aus. Die schönen Dinge, welche der Welt in Staatsschriften und subsidiirten Zeitungen jahrelang mit unbeirrbarem Aplomb für reale Thatsachen ausgegeben wurden, erwiesen sich lediglich als Fictionen. Es stand schlimm um den österreichischen Wohlstand, die österreichische Machtstellung, die unerschöpflichen Hülfsquellen und um das unbesiegbare Heer.

Man denke sich die großartigen, auf Effect gemalten Decorationen, die Potemkin für die vorüberreisende Kaiserin Katharina errichtet, plötzlich von einem Wolkenbruche heimgesucht. Die Paläste haben Farbe gelassen, sie zeigen sich als Brettergerüste mit Leinwand überspannt, hier ragt noch ein Landhaus, dort hat der Wind eine Stadt über den Haufen worfen, und durch die ganze gestern noch so prachtvolle Aufstellung wälzt sich eine grauliche Schlammfluth.

Aehnlich war es in Oesterreich, und die Schlammfluth, die im Winter dieses Jahres aufquoll und sich lavinenartig heranwälzte, Reputationen umwerfend und große Namen überschwemmend, hatte nie ihres Gleichen gehabt. Proceß folgte auf Proceß, tragische Ereignisse spielten sich in rascher Folge ab. Der Proceß des Hauptmann Doré, welcher den Franzosen den Plan von Verona verkauft, bildete das Vorspiel zum Proceß Eynatten. Die angesehensten Triester Kaufleute figurirten in einer schändlichen Affaire, aber die Verwunderung ging in Entsetzen über, als der berühmte Finanzkünstler, welcher fünf Jahre lang gegen das ungeheure Deficit und die Entwerthung der Valuta gekämpft, der am öftesten genannte Mann des neuen Oesterreichs, in seinem Blute gefunden wurde. Der Gedanke, von der Höhe seiner Stellung in das Gefängniß einer Untersuchungshaft steigen zu müssen, hatte ihm das Messer in die Hand gegeben.

Nach solchen Symptomen, Erscheinungen, Katastrophen hätte ein völliger und aufrichtiger Bruch mit dem alten System eintreten sollen, die Regierung stand aber noch immer unschlüssig da, von Bedenken und Rücksichten gequält, vor Entschlüssen zitternd, der Action der Völker abhold, von büreaukratischer Furcht vor Parlamenten und vor jeder Bewegung erfüllt.

Wie viel Zeit, unschätzbare, unwiederbringliche Zeit ging so verloren! —



Doch wir kehren zu unserer eigentlichen Geschichte zurück, welche ja bereits ihrem Abschluß entgegengeht.

Auch in das deutsche Land war der Frühling gekommen, und zu den glücklichsten Menschen, denen er lachend in's Herz schien, gehörten Bruno und Veronica.

Schon während jener Wintertage von Chotol hatten sich die Herzen genähert, allmählich war die Liebe aus den Augen auf die Lippen gekommen und hatte Wort und Ausdruck gefunden.

Aber noch traute Veronica ihrem Glücke nicht. Sie glaubte an Rosa eine gefährliche Nebenbuhlerin zu haben. Bruno's Versicherungen und Schwüre konnten ihre Sorge nicht beschwichtigen. Da kam eines Tages Weißborn nach Chotol und hielt um die Hand der jungen Künstlerin an. Papa Stöckler, welcher kühne Träume geträumt, zögerte erst mit der Einwilligung. Er war auch insofern ein Idealist, als ein solcher über einen gehofften großen Vortheil einen kleinen aber wirklichen aufgiebt, und bestärkte Rosa lange Zeit in ihrer Hoffnung auf Bruno. Aber die Eifersuchtsscenen führten nur zur rascheren Annäherung Bruno's und Veronica's, und Rosa blieb nichts übrig, als eine Ehe der Resignation einzugehen. Erst, als nun Weißborn mit seiner jungen Frau Chotol verließ, fühlte sich Veronica sicher im Besitze von Bruno's Herzen.

Inzwischen war eine Rücknahme des Befehls eingelangt, demzufolge Bruno Wien zu meiden hatte. Er kehrte dahin zurück, und sein erster Gang war zum Domherrn, um ihn, als den natürlichen Vormund Veronica's, von seinen Empfindungen zu unterrichten und um Veronica's Hand zu bitten. Es läßt sich denken, wie glücklich Herrn von Bork diese Werbung machte. Dem alleinstehenden, vereinsamten Manne war, als habe er einen Sohn gefunden.

Während sich für Bruno Alles nach seinen Wünschen gestaltete, hatte sein Bruder Arthur manchen Kampf zu bestehen. Er hatte sich im Feldzuge ausgezeichnet, er genoß den Ruf eines der fähigsten und gebildetsten Officiere, und es war somit nicht zu verwundern, daß er in einer Audienz bei einer der einflußreichsten militairischen Größen aufgefordert wurde, offen darzulegen, durch welche Mängel der Kriegsführung

die Niederlagen herbeigeführt worden seien. Arthur, die Unsicherheit des Terrains kennend, hatte auszuweichen gesucht, doch als ihm gesagt wurde, daß man eine offene Sprache wünsche, hatte er dem Vertrauen erweckenden Tone getraut und seine Meinung gesagt. Aber sein Erstaunen war groß, als die militairische Größe ihm nach Beendigung seiner Darlegung mit einer beleidigenden Bemerkung den Rücken kehrte.

Arthur büßte seinen Wahn, daß man in den Antichambres der Gebietenden die Wahrheit vertrage, und die Folge des Auftrittes war sein Austritt aus der Armee.

Der Vorabend des Tages war gekommen, an welchem Bruno und Veronica getraut werden sollten, nicht verstohlen vor der Welt, aber auch nicht geräuschvoll. Ein Maitag ging zu Ende, die schräg einfallenden Strahlen blickten durch das Fenster, an welchem Veronica saß. Sie war allein im Schlößchen, die Hausleute waren in der Stadt, Bruno und der Domherr sollten erst Abends kommen, der alte Blasius hatte sich aber in aller Stille davongemacht und war in's Dorf gegangen, Musikanten zu einem Ständchen herbeizuholen, mit welchem er Veronica überraschen wollte.

Veronica hatte die Handarbeit bei Seite gelegt und blickte in träumerischer Stimmung hinaus. Ihre Gedanken schauten immer wieder auf das Jahr zurück, welches für sie an Ereignissen so reich war und ihr der Schmerzen so viele gebracht hatte, die nun alle zu Ende schienen.

Da hörte sie Schritte im Nebenzimmer, in der Meinung, Bruno komme früher als verabredet, sprang sie empor und riß die Thüre auf — eine Gestalt in einem weiten braunen Rock mit einer Kapuze stand vor ihr.

„Sie sind es — Herr Wallberg!“ rief das Mädchen, indem es zurückfuhr.

Es war Oskar Wallberg, aber eigentlich doch ein Fremder. Seine Augen, tief eingefallen, funkelten seltsam, das vor Kurzem noch so schöne Gesicht trug die Züge einer unheimlichen Anspannung, der lange Schnurrbart, die kurz geschorenen Haare, die wunderliche Tracht verstärkten den Eindruck des Fremdartigen.

„Wie Sie vor mir zurückweichen!“ rief der Ankömmling. „Veronica! O Veronica!“



„Daran ist mein Erstaunen Schuld," erwiderte das Mädchen. „Ich glaubte Sie in Rom."

„In Rom! In Rom! Bei meiner Frau, nicht wahr? Bei Greisenstein's Wittwe? Ich bin geschieden, der Papst kann Alles, er hat den Bund gelöst, als ob er nie bestanden hätte — ich bin wieder frei."

„Das ist allerdings sehr überraschend," murmelte Veronica.

„Ueberraschend?" rief Oskar Wallberg. „Welchen andern Ausgang konnte eine Ehe haben, die ein Verzweiflungsstreich war? Ja, ein Verzweiflungsstreich, weil Sie mich zurückwiesen, meine Briefe nicht beantworteten, meine Rechtfertigung nicht hören, meine Thränen nicht sehen wollten? Kurz, weil Sie erbarmungslos waren? Veronica, ich bin wieder da. Sie sollen und müssen mir verzeihen! Sie sollen mich retten, Sie sollen und müssen mich wieder in den Sonnenschein Ihrer Gnade aufnehmen. Das Kriegshandwerk soll für immer vorüber sein! Ach, ich trete nur hier ein, in den Garten des Schönberg, und ich fühle mich wie aus einem wüsten Traum erwacht, ich glaube mich in einer andern Welt — Alles ist, wie es gewesen, Sie sind so lieb, so schön — ein Engel wie damals. O, daß meine mütterliche Freundin, Frau von Weyher, noch hier lebte — sie würde meine Fürsprecherin sein. Veronica, Veronica, verzeihen Sie mir!"

Er fiel vor ihr auf die Kniee nieder.

„Ich habe ja nichts gegen Sie," sagte Veronica. „Stehen Sie auf!"

„— und gehen Sie! Nicht wahr, das wollten Sie sagen? Aber ein Rest von Mitleid ließ es Sie nicht aussprechen! Nein, ich stehe nicht auf, ich bleibe hier! Sie müssen sagen: Oskar, steh auf! Sie müssen mir die Hand reichen und sprechen: Oskar, ich verzeihe Dir! Vor Allem müssen Sie mich hören, Veronica! Sieh, ich liebte Dich stets, liebte Dich auch damals, als ich so rücksichtslos Dir Lebewohl sagte. O, so kennen Sie mich doch, Veronica! Ich bin ein unglücklicher Mensch, den zuweilen der Hang anfährt, sein höchstes Glück wegzuwerfen und gegen sich selbst zu wüthen! Dann ist mir, als habe ich ein zweites Ich in mir, einen Dämon! Dieser Dämon dictirte mir damals den un-

seligen Brief — doch wenn heute mein Blut seinen Inhalt auslöschen könnte — mein Blut sollte fließen! Ich war schwach, ich war thöricht, ich fiel in die Netze eines bösen Weibes, eines Weibes, das mich an sich zog und gleich darauf verrieth, wie sie schon Viele verrathen — auch den, den Du jetzt liebst, oder zu lieben glaubst, Veronica! Aber auch in ihren Netzen und Schlingen liebte ich nur Dich, Veronica, und dachte nur an Dich. Die in der Hölle sich berauschen und Böses thun, denken ja auch an die Klarheit des Himmels und wie es da sein mag. Ich habe das Weib von mir gestoßen und sie ist todt für mich. Da wären sie denn aufgezählt meine Vergehen, meine Verbrechen! Nicht wahr, ich schien so herzlos? Ein Elender! Aber, Veronica, zeige Dich nun groß durch die Größe Deines Verzeihens! Das zweite Ich soll mir nie mehr erwachen, wenn Deine schönen Augen mich hüten. O, jage mich nicht fort; denn hier will ich bleiben dürfen — oder von hier mit Gewalt fortgetragen werden."

Er schlug seine Hände vor's Gesicht und blieb, in seinem braunen Mantel mit der Kapuze einem mittelalterlichen Büßer ähnlich, der unter der Last seiner Schuld vor einer Kirchenstufe zusammengebrochen, eine ganze Weile liegen.

Es war offenbar, daß er weine.

Veronica ward bange zu Muthe, wie in der Nähe eines Wahnsinnigen. Oskar's wilde Schmerzensausbrüche, vor Allem aber das unheimliche Feuer seiner Augen, hatten sie in eine unnennbare Aufregung gebracht. War den nwirklich die zusammengekauerte Gestalt des verwilderten Mannes eine und dieselbe mit dem lebenslustigen Officier von ehedem? Den hatte Rom gräßlich verändert! Sie wußte nicht, was sie thun oder sagen sollte, und wartete vorerst das Ende seines Paroxysmus ab.

Da ertönten vom Garten herauf die Instrumente der Musiker, die der alte Blasius bestellt, Veronica das Ständchen zu bringen. Die Leute mochten sich auf dem kiesbestreuten Platze oberhalb des Springbrunnens aufgestellt haben; die Arie Figaro's, wie er seine lustigen Lehren an den Pagen Cherubin richtet, schmetterten hell in den dämmrigen Saal, dessen Fenster offen waren.

Oskar, von den Tönen, welche in seine Schmerzensstimmung hereinbrachen, wie vom Biß einer Schlange gestochen, sprang auf, bäumte sich und schlug die Hand gegen die Stirne.

„Da sehen Sie, wie Alles mich höhnt! Alles, die Menschen, das Schicksal, Alles!“ rief er, mit dem Auflachen eines Tollen. „Ich verzweifle, sie musiciren! Ich möchte sterben, sie geigen dazu!“

Veronica wollte an's Fenster treten, was gedeutet werden konnte, als wünsche sie, daß die Instrumente schweigen möchten, doch Oskar legte sich's anders aus, denn er sprang dazwischen und rief laut, Veronica an der Hand fassend: „Sie wollen rufen? Leute herbeirufen? Ich flöße Ihnen Grauen ein — Sie fürchten sich vor mir?“

„Herr Wallberg,“ rief das zitternde Mädchen, sich zusammenraffend, „verlängern wir diesen Auftritt nicht. Was soll er eigentlich? Sie. sollen vor mir gerechtfertigt sein. Gut, ich begreife Alles Es ist Alles gut. Mich zwingen, Sie wieder zu lieben, das können Sie nicht!“

„O Veronica, Veronica!“ rief Oskar, und seine Stimme wuchs so an, daß sie den grellen Strich der Geigen ganz übertönte. „Treiben Sie mich nicht auf's Aeußerste, sehen Sie zu, daß kein Unglück geschehe! Das ist das Zimmer, in welchem schon eins geschah. Gedenken Sie Ihrer Mutter, die von hier —“ er wies mit dem Finger der ausgestreckten Hand auf den Balcon, der auf den Weinberg und die zwischen den Terrassen steil hinangehende Treppe hinausging — „die von hier in die Tiefe fuhr. Ein Moment und ich liege unten, wo sie lag. Und die zwei blutigen Flecken bringst Du nie aus Deinem Gedächtniß heraus!“

Veronica durchrieselte ein Schauer, als sie diese ominösen, rücksichtslosen Worte hörte. Es war für sie ausgemacht, daß Oskar wahnsinnig sei und man sich bei ihm jeder Handlung versehen könne. Ihr Blut fror in den Adern.

Unten indessen setzten die Musiker zu einem Allegro an.

Aber in dem vor ihr stehenden Manne schien indeß die größte Veränderung vorzugehen. Der wilde Ausdruck seines Gesichts erschlaffte und schlug in den des Kleinmuths um. Er sank in einen Stuhl und brach in lautes Weinen aus.

„O mein verfehltes Leben!“ rief er —, doch das Treiben



der Musiker unten, welche mit aller Anstrengung ihrer Lungen drauflosbliesen, machten seine Worte kaum vernehmbar — „o mein verfehltes Leben! Ich habe das Glück in der Nähe gehabt und habe es von mir gestoßen. Ich habe einen Engel verlassen, um eines elenden Weibes willen. Ich bin mir selbst hassenswerth und verächtlich! O Veronica, wenn Sie wüßten, wie unglücklich ich bin —"

Veronica dauerten die Minuten wie Ewigkeiten. Sie blickte mit ängstlicher Scheu den Mann an, den innerer Zerfall oder wüste Erlebnisse binnen eines halben Jahres zu einem ganz Andern gemacht zu haben schienen. Noch wußte sie nicht, wie sie ihn fortbringen und was daraus werden solle.

Da wurden herankommende Schritte auf der Treppe hörbar. Sie fühlte sich wie erlöst.

„Wer naht?" rief Oskar plötzlich auffahrend, und der Wilde von vorhin war plötzlich wieder da. „In meinem Schmerz soll mich Niemand sehen und meiner spotten!"

Er eilte an die Thüre, um sie zu verriegeln.

Doch schon war Bruno eingetreten. Mit einem raschen Blick übersah er die ganze Situation und blieb unfern der Thüre schweigend stehen.

„Herr Oskar Wallberg —" sagte Veronica auf den vor ihr Stehenden deutend. „Herr Wallberg — Bruno Haldenried — mein Bräutigam!"

„Ihr Bräutigam! Wie Sie das sagen, wie Sie das Wort betonen, weil Sie wissen, wie Sie mich damit martern! Nun, es sei, Veronica! Ihnen erlaube ich Alles, auch über mich zu triumphiren. Von Ihnen aber —" er wendete sich rasch gegen Bruno — „von Ihnen dulde ich den Blick nicht, mit dem Sie mich messen —"

„Was giebt Ihnen ein Recht zu solcher Sprache?" fragte Bruno gelassen und stand ruhig da, die Arme übereinander gekreuzt, Wallberg mit seinen klaren Augen anblickend, und in seiner ganzen Haltung, in seinem ganzen Wesen lag der Ausdruck einer Alles ringsum beherrschenden Kraft.

„Sie werden mir Rechenschaft geben —" tobte Oskar in sinnloser Wuth.



„Wenn Sie sich wie ein Toller benehmen, wird man mit Ihnen wie mit einem Tollen verfahren," erwiderte Bruno und schritt auf den Gegner zu.

Wallberg taumelte ein paar Schritte zurück. Er fühlte sich wie niedergeworfen, wie halb erdrückt. Ein wilder Neid durchfuhr ihn. Und ehe Bruno noch ein weiteres Wort versetzen konnte, hatte Oskar in seine Brust gegriffen und der Lauf einer Pistole funkelte in der Sonne.

Einen Augenblick später folgte ein Knall. Eine Kugel war dicht an Bruno's Ohr vorübergepfiffen und saß schon in der Tapete.

Ein paar Secunden blieb nun Alles still im Gemach. Alles still, denn auch die Musik im Garten war unlängst verstummt. Auf der Diele rauchte der Pfropf.

Doch schon war Bruno auf Oskar losgestürzt, um ihm die Pistole, die eine doppelläufige war, zu entreißen.

Oskar aber, wie plötzlich von einem Rausch verlassen, setzte sich nicht zur Wehre. Er drückte vielmehr Bruno die Waffe, über deren zweiten Lauf der Hahn gespannt war, selbst in die Hand.

„Da —" sagte er — „nehmen Sie, und jetzt schießen Sie auf mich — ich bin der Ihrige!"

Er rief es in einem Tone, in welchem alle Wuth und aller Schmerz seines Innern zum Ausbruch kam, und sank gegen die Wand.

Bruno blieb eine Weile stehen, die Pistole in der schlaffen Hand, dann richtete er sich auf, und während ein vernichtender Zorn aus seinen Augen blitzte, sagte er:

„Bleiben Sie am Leben. Gehen Sie — versprechen Sie nur, uns nie mehr belästigen zu wollen! Das sei genug. Sie sind päpstlicher Oberst — Sie werden wohl bald ein Brigantengeneral sein."

Er nahm Veronica bei der Hand, um mit ihr abzugehen, aber sie war wie angewurzelt. Ihre Augen blickten starr — sie war einer Ohnmacht nahe.

Oskar senkte das Haupt mit den unheimlich funkelnden Augen und wankte zur Thüre. Einen Moment später war er draußen.

Veronica warf sich weinend an Bruno's Brust. Es dauerte eine Weile, bis sie sich beruhigte, und mit geschlossenen Augen lag sie in des Geliebten Armen. Als sie ihre Lider wieder aufschlug, war ihre erste Frage: „Ist er fort?"

„Er ist fort! beruhige Dich!" sagte Bruno und führte sie sanft an's Fenster, wo der Forteilende noch in der Allee zu sehen war.

So schloß der Abend. Ein ernster, unheimlicher, ja tragischer Hauch hatte Beide angeweht.

*
* *

Am andern Morgen klopfte es an Bruno's Thüre. Ein Herr in Civilkleidung trat ein, den Bruno im ersten Momente kaum erkannte. Es war sein Bruder Arthur.

„Da bin ich!" rief dieser, „und seit fünfzehn Jahren siehst Du mich zum ersten Mal wieder in dieser Kleidung. Mir ist in ihr wunderlich zu Muthe — aber leicht und frei — — ich kann es Dir gar nicht sagen, wie frei!"

„Dem Himmel sei Dank, daß ich das erlebe!" rief Bruno und schloß den Bruder jubelnd in seine Arme. „Ich habe Dich wieder."

„Wie viel mußte kommen, mich in meinen Gedanken und in meinem Innern umzumodeln! Schlag auf Schlag mußte hereinbrechen. Ob ich noch Muth und Kraft zu einem neuen Leben finde?"

„Du beginnst ja ein neues, indem Du das Mädchen Deiner Liebe heirathest," sagte Bruno. „Ich thue desgleichen. Ach, auf wie verschiedenen Wegen sind wir gewandelt, was haben wir Alles hinter uns —"

„Und vor uns —" warf Arthur ein.

„Ja wohl, auch vor uns," sagte Bruno. „Nicht nur unser Oesterreich, die ganze große, im Umbau begriffene Welt ist ein Babel geworden. Uralte Mauern brechen zusammen, alte Götzen stürzen nieder, der Staub umwirbelt den Blick. Wir aber wollen uns mit unseren Lieben fest aneinander schließen, Hand in Hand zusammenbleiben im allgemeinen Wirrsal, und keine dämonische Macht soll fürderhin mehr die Sprache unserer Herzen verwirren."

Wenig Stunden darauf fand in dem kleinen Kirchlein zu Gollhausen die Trauung Bruno's und Veronica's statt. Mersenburg war zu dem Feste gekommen; er, der Domherr und Arthur waren die Zeugen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Und hier schließen wir eine Erzählung, die uns Gelegenheit bot, eine der wichtigsten Phasen neuester österreichischer Geschichte rückblickend zu durchschreiten.

Die Periode des Absolutismus war vorbei, aber die Fähigkeit der Verjüngung wurde vergebens gesucht. Dieser Staat, der seine ganze Sendung in der Abwehr und Ablehnung alles dessen gefunden hatte, was sich im übrigen Europa als triebkräftig und lebendig gezeigt, wurde von eben dieser Zeit, die er zu bekämpfen gewohnt war, überrascht, ohne die Parole für eine neue Rolle zu haben.

Er hatte sich nur *eine* Routine erworben, die der Reaction, nun sollte er mit einem Male ein aufrichtiges Interesse für den Fortschritt zeigen.

Wie dies beginnen?

Er fing jetzt an, constitutionelle Formen wie ein fremdes Kleid anzuziehen, ohne das Vermögen, sich in sie einzuleben. Die alten Büreaukraten, die jetzt Portefeuilles bekamen, mußten über Hals und Kopf statt der gewohnten Acten die Charten und Constitutionen mehr fortgeschrittener Staaten studiren, um daraus für's Haus etwas zusammenzuschneidern. Welche für sie ungewohnte Arbeit!

Der erste und altmodischste unter ihnen, Graf Goluchowsky, versuchte es mit der zahmsten Probearbeit, der Auffrischung der landständischen Institutionen. Dieses Elaborat wurde von der öffentlichen Meinung verworfen.

Herr von Schmerling, geschmeidiger, aber kaum aufrichtiger, suchte ihr mit mehr Schlauheit beizukommen. Er schmeichelte eine Zeitlang der Presse und entwarf das Project eines deutschgefärbten Einheitsstaates.

Er concipirte eine scheinbar moderne Constitution, der aber die edelsten Organe, gleichsam deren Herz und Lungen,

durch die ein solcher Körper allein zu leben und zu athmen vermag, als freie Meinungsäußerung durch die Presse, Geschwornengerichte, Versammlungsrecht, Glaubensfreiheit mangelten.

Dabei versuchte man die alten Trugkünste des Absolutismus im Stillen fortzuspielen, man corrumpirte die eine oder die andere Nationalität, der man trügerische Versicherungen machte, um sie an die Seite der Regierung zu ziehen und den Haß der anderen Stämme gegen sie zu schärfen, damit es schließlich den Anschein habe, als ob die wohlgemeinte Absicht der Constituirung nicht durch die Schuld der Regierung, sondern durch die der Völker selbst vereitelt werde.

Und als diese Saat aufgegangen war, trat Schmerling zurück und überließ seinem Nachfolger die Ernte des Unkrauts.

Belcredi kam und inaugurirte die Periode der sogenannten freien Bahn. Ein seltsamer Euphemismus für die Rathlosigkeit! Er ließ sich gleichsam den Strom der Zeit in einem Kahne hinabtreiben, ohne Steuer, ohne Ruder und ohne Compaß, im heitern Vertrauen, daß ein glückliches Ungefähr ihn schon in die rechte Strömung bringen werde.

Er kam nicht in diese, sondern blieb auf einer Sandbank sitzen.

Wird sich jetzt der kundige Steurer finden, der das Staatsschiff wieder flott macht?

Wir müssen dies von der nächsten Entwickelung der Ereignisse erst abwarten.

Früher hatte Oesterreich einen Staatsgedanken, ein Programm, das aber die Zeit verurtheilt hat; jetzt hat es keins, oder scheint für den Augenblick unfähig, eins zu erzeugen, denn jene oft angeregte Idee einer Vereinigung der Völker — gewissermaßen einer zweiten Schweiz — in welcher jene ihr Racenprincip über der politischen Freiheit vergessen, liegt doch gar zu sehr im Widerspruche mit den bisherigen Voraussetzungen.

Werden die Völker ihren gegenseitigen Haß zu vermeiden vermögen, den die Regierung so lange künstlich genährt?

Wird diese Regierung selbst ihre alten Liebhabereien für Concordate, Jesuiteneinschmuggelung und jenes nicht weiter

zu bezeichnende Kleingeschäft der Reaction, das sie doch nicht mehr im Großen betreiben kann, völlig aufzugeben das Herz haben?

Werden endlich die Stämme Oesterreichs, die sich ohne Rückhalt mit einander verständigen sollten, es über sich vermögen, die Sicherung ihrer Existenz nicht weiter in dem unnatürlichen Bündniß mit rückwärtsstrebenden Elementen — diese mit der Büreaukratie, jene mit den Feudalen — zu suchen?

Zu viel der Fragen für eine bündige Antwort! Wir sind darauf angewiesen, diese von der Zeit und ihrer Entwickelung zu erwarten, vielleicht bringt sie uns Besseres, als die Erfahrungen der Gegenwart, an deren bitterem Nachgeschmack wir noch zehren, uns hoffen lassen.

Ende der zweiten Abtheilung.

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.



